Ama Adhe

Doch mein Herz lebt in Tibet

Die bewegende Geschichte einer tapferen Frau, niedergeschrieben von Joy Blakeslee

s&c by ute

Ama Adhe wurde vor in der osttibetischen Region Kham geboren. Sie verbrachte eine unbeschwerte Kindheit im Hochgebirge im Kreis ihrer großen und angesehenen Familie. Als 1956 die Chinesen das Land überfielen, unterstützte sie aktiv den tibetischen Widerstand. Ihre Familie wurde daraufhin ermordet, sie selbst wurde verhaftet und mußte über 20 Jahre ihres Lebens in chinesischen Gefängnissen verbringen. In diesem Buch erzählt sie ihre bewegende Geschichte. "Ich bin glücklich, daß Menschen nun in der Lage sein werden, die Geschichte Ama Adhes zu lesen. Und ich bin glücklich, daß sie überlebt hat, um diese Geschichte zu erzählen." (S.H. Dalai Lama.)

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Ama Adhe

Doch mein Herz lebt in Tibet

Die bewegende Geschichte
einer tapferen Frau,
niedergeschrieben von Joy Blakeslee

Vorwort von S. H. dem XIV Dalai Lama

Aus dem Amerikanischen
von Angelika Dörr

HERDER / SPEKTRUM
Freiburg • Basel • Wien

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Ama Adhe, The voice that remembers. The heroic story of a woman's fight
to free Tibet, by Adhe Tapontsang as told to Joy Blakeslee
© Joy Blakeslee and Adhe Tapontsang 1997
Published by Wisdom Publication, Summerville MA

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany
©Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1998
Herstellung: Freiburger Graphische Betriebe 1998
ISBN 3-45I-26708-X

Inhalt

Vorwort 6
Einleitung von Joy Blakeslee 7

TEIL EINS
VOR DEN JAHREN DES LEIDS

Vorbemerkung 14
Kindheit im Land der Blumen 17
Von Nyarong 25
Familie und Traditionen 31
Erinnerungen an Karze 48

TEIL ZWEI
INVASION UND INHAFTIERUNG

Das Nahen des Kommunismus 61
Vergessene Versprechen 84
Verzweifelte Kämpfe 102
Verhaftung 113
„Wir werden dafür sorgen, daß du für den Rest deines Lebens leidest" 133
Gothang Gyalgo 153

TEIL DREI
LOTUS IM SEE

Wasser auf einen Stein gießen 179
Wiederbegegnungen 213

TEIL VIER
EINE NIE VERSTUMMTE STIMME

Liberalisierung 242
Freiheit 279
„Zeugnis für die Toten und die Lebenden" 295

Nachwort 304
Das Rad der Zeit 304
Anhang 311
Historische Zusammenfassung 311
Kontaktadressen 322
Glossar der Namen, Orte und Ausdrücke 325

Vorwort

Dieses Buch ist ein bewegendes Zeugnis sowohl des Leidens als auch der Heldenhaftigkeit des tibetischen Volkes. Es handelt vor allem von Ama Adhe, die siebenundzwanzig Jahre ihres Lebens in chinesischen Gefängnissen verbrachte. Sie und ihre Familienangehörigen wurden inhaftiert, weil sie sich an der tibetischen Widerstandsbewegung beteiligten, die in den frühen 50er Jahren begann. Menschen wie sie haben dem tibetischen Kampf seine Kraft und seine Ausdauer gegeben.

Ich bin glücklich, nicht nur, weil nun die Menschen Ama Adhes Geschichte lesen können, sondern auch, daß sie überlebt hat, um sie zu erzählen. Ihre Geschichte ist die aller Tibeter, die unter der Besetzung durch das kommunistische China gelitten haben. Es ist auch eine Geschichte darüber, wie sich tibetische Frauen gleichermaßen geopfert und am tibetischen Kampf für Gerechtigkeit und Freiheit teilgenommen haben. Ihre Stimme ist, wie sie selbst sagt, „die Stimme, die sich der vielen, die nicht überlebten, erinnert".

Ich bin davon überzeugt, daß die Menschen, die dieses Buch lesen, beginnen werden, das wahre Ausmaß des Leidens des tibetischen Volkes zu verstehen sowie das Ausmaß der Versuche, seine Kultur und seine Identität auszulöschen, zu ermessen. Ich hoffe, daß sich einige durch die Lektüre inspirieren lassen, dem gerechten Anliegen des tibetischen Volkes ihre Unterstützung zu verleihen.

Tenzin Gyatso,
der Dalai Lama

Einleitung von Joy Blakeslee

Nur wenige Geschichten ähneln der, die Sie gleich lesen werden. Es ist die heroische Geschichte einer Frau, die sich ihre Menschenwürde, ihre Integrität und ihr Mitgefühl im Angesicht großer Demütigung und ungeheuren Leidens bewahrte. Nach siebenundzwanzig Jahren, in denen Adhe Tapontsang für ihren Widerstand gegen die chinesische Besetzung Tibets inhaftiert war, legt diese außergewöhnliche Frau aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Erfahrung Zeugnis ab über die anhaltende Tragödie des tibetischen Volkes. Die Zustände, die in diesem Buch beschrieben werden, haben sich leider nicht geändert; das Elend, das Adhe beschreibt, dauert für die Millionen Tibeter, die noch in Tibet leben, weiterhin an.

Meine Verwicklung in diese Geschichte begann im Sommer 1988. Meine Freundin Joan saß auf den Stufen in ihrem Garten im Norden des Staates New York und zeigte mir Fotos von sich und ihren tibetischen Freunden in Dharamsala, Indien – dem Ort im Himalaya, der kurz nach der Flucht Seiner Heiligkeit des Dalai Lama aus Tibet im Jahre 1959 zum Sitz der tibetischen Exilregierung wurde. Dort in Joans Garten, zwischen den Rosen und den Taglilien, hörte ich zum ersten Mal von dem schrecklichen Kampf und dem Verrat an einem tapferen Volk, das von der geplanten Invasion der Kommunisten in sein vormals unabhängiges Land überwältigt wurde.

Joan wußte, daß sie bald an Krebs sterben würde und hatte beschlossen, ihre letzten Tage in Dharamsala unter den Menschen zu verbringen, die sie lieben gelernt hatte. Als wir uns an diesem Sommertag an ihrer Gartenmauer Lebewohl sagten, wurde mir bewußt, daß ich sie nie wiedersehen würde. Sie starb im folgenden Winter in Indien.

Im darauffolgenden Frühling besuchte ich Dharamsala zum ersten Mal; zum Teil, um die Freunde zu treffen, über die sie sich so positiv geäußert hatte und zum Teil, um den Tibetern anzubieten, ihnen mit allem, was in meiner Macht stand, zu helfen. Während dieses Besuches hatte ich die Gelegenheit, mich mit Tenzin Geyche, dem persönlichen Sekretär des Dalai Lama, zu treffen und herauszufinden, wie ich mich nützlich machen könnte. Als ich im Frühjahr 1990 nach Dharamsala zurückkehrte, machte mich der Menschenrechtsbeauftragte der tibetischen Exilregierung, Ngawang Drakmargyapon, mit einem der bemerkenswertesten Menschen bekannt, die ich je kennengelernt habe: Adhe Tapontsang.

Bei unserer ersten Begegnung fühlten sowohl Adhe als auch ich sofort eine tiefe Zuneigung und eine unerklärliche Verbundenheit, die sich über die Jahre noch verstärkt hat. Adhe betrachtet mich nun als eine adoptierte Tochter. Und so spreche ich sie mit dem respektvollen und liebevollen Ausdruck „Ama", Mutter, an, unter dem sie überall in der tibetischen Gemeinschaft bekannt ist. Sie bat mich bei diesem ersten Treffen darum, mir die Zeit zu nehmen, ihre Geschichte mit besonderer Aufmerksamkeit für die Details, auf die sie eingehen wollte, niederzuschreiben; das beinhaltete nicht nur die Beschreibung der Wunden ihres besetzten Landes, sondern auch die der kostbaren Erinnerungen an eine alte Kultur, die sie gekannt hatte, bevor sie verhaftet wurde. Bewegt von ihrer präzisen Erzählung und ihrer inspirierenden Stärke und Integrität, war ich einverstanden, ihre Geschichte zu dokumentieren, von der idyllischen Kindheit, über die lange Inhaftierung und die Folterungen bis zur schließlichen Freilassung.

Während unserer ersten Interviews saßen Ama Adhe und ich auf zwei Betten in einem schlichten Raum des Flüchtlingsauffanglagers in Dharamsala, zusammen mit dem Menschenrechtsbeauftragten, Ngawang, der unser Gespräch

übersetzte. Mit Staunen hörte ich mir an, wie sich ihre Geschichte entfaltete. Wenn sie von ihrer Jugend sprach, schloß sie die Augen, und ihr Gesicht verwandelte sich in das eines lachenden leichtherzigen Kindes. Im Gegensatz dazu erzählte sie ihre Erinnerungen an ihr eigenes unglaubliches Leiden mit kaum einer Gefühlsregung. Ich kämpfte darum, einen ähnlichen Grad der Gelassenheit beizubehalten, wenn sie mir zum Beispiel einen Finger zeigte, der durch das Einschieben von Bambussplittern unter den Nagel entstellt war. Während all unserer Interviews weinte Ama Adhe nur, wenn sie sich an das Unglück anderer erinnerte – die vielen Familienmitglieder, Freunde und Fremden, deren Folter und schreckliche Tode sie miterlebt hatte.

Der nüchterne Ton, mit dem Ama Adhe ihre entsetzlichen Erfahrungen mitteilt, ist manchmal beinahe beunruhigend. Der Leser sollte jedoch verstehen, daß dieser Ton ein Widerschein der tibetischen Sprache und Kultur selbst ist. Es wurde von Auswärtigen schon oft bemerkt, daß die Tibeter nicht dazu neigen, über ihr eigenes Leben in dramatischer oder tragischer Weise zu sprechen. Das mag daher kommen, daß es als ichbezogen gilt, wenn man sich mit seinen eigenen Mißgeschicken aufhält und dies im buddhistischen Verständnis, das die tibetische Gesellschaft prägt, ein nicht wünschenswerter Wesenszug ist. Diese Selbstlosigkeit, die in Ama Adhes auffällig direktem Ton enthalten ist, ließ sie vielleicht auch die schrecklichen Dinge, die sie in diesem Buch erzählt, überleben.

Wie viele Tibeter erhielt Ama Adhe keine Schulausbildung. Ihre Geschichte liest sich deshalb eher wie eine üppig gewobene, gesprochene Erzählung als wie ein umsichtig konstruiertes Werk der Literatur. Wo immer es möglich war, habe ich ihren schlichten Erzählstil und die von ihr gebrauchten Bezeichnungen beibehalten. Die tibetischen und chinesischen Begriffe, Eigennamen und Ortsbezeichnungen,

die im Text vorkommen, werden phonetisch wiedergegeben, so wie Ama Adhe sie in ihrem Kham-Dialekt aussprach. Obwohl diese Vorgehensweise Tibetwissenschaftler vielleicht nicht voll zufriedenstellt, hoffe ich, daß man in ihr Ama Adhes Geschichte so wiederbegegnet, wie sie sie mir in Dharamsala erzählt hat. Tibetische und chinesische Ausdrücke werden bei ihrem ersten Gebrauch kursiv wiedergegeben und die Leser mögen im Glossar weitere Details und Definitionen nachschlagen. Eine Zusammenfassung der wesentlichen geschichtlichen Ereignisse im Osten Tibets während Ama Adhes Leben hilft ihnen vielleicht, den historischen Kontext ihrer Geschichte besser einzuschätzen.

Viele Menschen haben großen Anteil an der Fertigstellung dieses Buches. Zuerst muß ich all denen danken, die ihre eigenen Erfahrungen oder ihre Familiengeschichte mit mir teilten: Ama Adhes Ehemann, Rinchen Samdup, stellte unverzichtbare Informationen zur Verfügung. Lodi Gyari, Executive Director der International Campaign for Tibet in Washington D. C., und sein Vater, der Nyarong-Älteste Gyari Nyima, sorgten für viele nützliche Hintergrundinformationen zu den Gyaritsang- und Shivatsang-Familien sowie dem Leben in Nyarong unter der chinesischen Herrschaft. Kunga Gyaltsen, ein Mitglied der Shivatsang-Familie und sein Sohn, Chemey Tashi, informierten mich eingehend über Karze. Für Informationen über den Aufstand von 1959 muß ich mich bei Jughuma Tapontsang für seine Erinnerungen und bei Lobsang Tenpa für seine schriftliche Stellungnahme bedanken. Tenzing Atisha von der Abteilung für Informationen und Internationale Beziehungen begleitete Adhe zu der internationalen Anhörung, die 1989 in Dänemark stattfand, und konnte nützliche Informationen zu ihrem Besuch in diesem Land mitteilen.

Was schriftliche Quellen angeht, stehe ich in der Schuld Seiner Heiligkeit des Dalai Lama in bezug auf Informationen zu seinem Leben, wie es in seinem Buch „Mein Leben und

mein Volk" dargestellt wird. Für weitere Details zur Beschreibung der Situation in Ost-Tibet vor der kommunistischen Besetzung, habe ich mich auf *Travels of a British Consular Officer in Eastern Tibet* von Eric Teichmann und *Tibet and Its History* von Hugh Richardson bezogen. Jamyang Norbus Buch *Warriors of Tibet* half mir, bestimmte Vorkommnisse in Nyarong und kommunistische Politik im Osten von Kham zu verifizieren. Die Gebete, die in Kapitel 10 erwähnt werden, sind aus Yeshe Tsondrus *The Essence of Nectar* zitiert, einer poetischen Ergänzung zur Großen Exposition des Stufenweges zur Erleuchtung des großen buddhistischen Gelehrten Tsongkhapa aus dem 13. Jahrhundert (mit Genehmigung der Library of Tibetan Works and Archives). Für die Beschreibung der Bonner Anhörung in Kapitel 15 sind die Protokolle der Anhörung hinzugezogen worden.

Ich habe auch zahlreichen Personen zu danken, die mir auf ebenso vielfältige Weise bei meinen Nachforschungen und meinen Vorbereitungen für dieses Manuskript geholfen haben. Ich würde gerne Sonam Topgyal vom Komitee für Politische Angelegenheiten danken, der – neben Adhe selbst – meine wichtigste Quelle der Inspiration und der Ermutigung war. Dank auch an Tenzin Tethong für seine Ermutigung und seinen Glauben an die Wichtigkeit dieses Projektes. Ich möchte ganz besonders auch Ngawang Drakmargyapon danken, jetzt Tibet-Büro Genf, der dieses Projekt initiiert hat und mir und Adhe durch sein Übersetzen sehr geholfen hat. Ebenso danke ich all jenen, deren Namen ich nicht kenne und die mir und Adhe bei unseren Briefwechseln geholfen haben. Tashi Tsering, Tibetologe an der Library of Tibetan Works and Archives in Dharamsala, steuerte viele nützliche Vorschläge in bezug auf die tibetische Kultur bei und überprüfte den Text auf Fehler. Adrian Moon, ein unabhängiger Wissenschaftler auf dem Gebiet der tibetischen Geschichte, empfahl mir wertvolles

Quellenmaterial. Pema Namgyals Sohn übersetzte freundlicherweise viele seltene und nützliche Dokumente. Tsetan Wangchuk, ein tibetischer Historiker, der bei der Radiostation „Stimme Amerikas" arbeitet, half mir sehr, indem er mir chinesische Texte übersetzte und bestimmte Daten und Aussagen auf ihre Richtigkeit überprüfte. Er und Jigme Ngapo von der „International Campaign for Tibet" halfen mir, die Transkription chinesischer Worte zu überprüfen. Jegliche verbleibende Fehler sind mein Verschulden. Professor Eliot Sperling von der Indiana University in Bloomington, Indiana, half uns durch die Empfehlung von Quellen. Tsetan Samdup vom Office of Tibet in London half mir freundlicherweise, Quellen zu finden. Warren Smith, ein Tibet-Historiker, war ebenfalls eine unverzichtbare Hilfe. Mein Dank geht an Meg Lundstrum und Gary Dorfman, die frühe Versionen des Manuskriptes Korrektur lasen, und an Robyn Bern, Sara Schneiderman und die Mitarbeiter von Wisdom Publications, deren Bemühungen das Buch in die hier vorliegende Form brachten. Schließlich möchte ich noch gerne Alan Blakeslee für all seine Hilfe und seine Geduld danken.

Ama Adhe und ich hoffen, daß dieses Buch dem tibetischen Volk als eine Stimme dienen wird in der Erinnerung an die vielen, die nicht überlebt haben, und die, die weiterhin durch die andauernde chinesische Besetzung Tibets bedroht sind.

Obwohl die Umstände ihres Lebens tragisch sind, gehört Ama Adhe durch ihre Weisheit, ihre Stärke und ihren Mut, die sie sich durch diese vielen qualvollen Jahre erhalten hat, zu den seltenen Menschen, die sich nicht von denen in Not abwenden oder eine Doktrin nachbeten, an die sie nicht glauben. Für die Tibeter ist Adhe ein Symbol des Mutes und der Entschlossenheit; für mich ist sie die Sprecherin eines Volkes, das allen Widrigkeiten zum Trotz seine Kultur, seine Religion und seine innere Freiheit aufrechterhält.

Joy Blakeslee

TEIL EINS

VOR DEN JAHREN DES LEIDS

Vorbemerkung

Eine große Wegstrecke habe ich vom Land meiner Jugend zurückgelegt, von den Träumen und der Unschuld der Kindheit, und ich habe eine Welt zu sehen bekommen, wie sie sich viele meiner tibetischen Landsleute niemals hätten träumen lassen.

Ich hatte keine andere Wahl, als diese Reise zu machen. Und ich habe überlebt, als Zeugin der Stimmen meiner sterbenden Landsleute, meiner Familie und meiner Freunde. Die, die ich einst kannte, sind umgekommen, und ich gab ihnen mein feierliches Versprechen, daß ihr Leben nicht ausgelöscht, vergessen und im Netz der Geschichte unkenntlich verwoben sein soll – einer Geschichte, die umgeschrieben wurde von denen, die davon profitieren, das Andenken an viele, die ich kannte und liebte, zu zerstören. Dieses Versprechen zu erfüllen, ist das einzige Ziel, das ich in meinem Leben noch habe.

Als Zeugin habe ich mich lange und sorgfältig vorbereitet. Ich verstehe nicht, wie es dazu kam, daß ich diese Rolle spielen muß; aber den Zweck dessen, was gesagt werden muß, verstehe ich sehr gut. Obwohl die Welt sehr viel größer ist, als ich sie mir hätte träumen lassen, ist sie doch nicht so groß, daß ihre Bewohner nicht auf eine gewisse Weise verbunden wären. Früher oder später nehmen Handlungen ihren Weg in einer Reihe von Ursachen und Folgen von einem Menschen zum anderen, von einem Land zum anderen, bis sich der Kreis schließt. Ich spreche nicht nur von der Vergangenheit, die in mir lebt, sondern von den Wellen, die von einem ins Wasser geworfenen Stein ausgehen: Sie ziehen immer größere Kreise, bis sie schließlich das Ufer erreichen.

Ich bin jetzt frei. Es stehen keine Wachen vor meiner Tür. Es gibt genug zu essen. Aber eine Verbannte kann niemals die

Versehrten Wurzeln der Anfänge, die wertvollen Bruchstücke der Vergangenheit vergessen, die sie immer in ihrem Herzen trägt. Mein größter Wunsch ist es, in das Land zurückzukehren, in dem ich geboren bin. Das wird nicht möglich sein, solange Tibet nicht das Land seines eigenen Volkes ist. Für die chinesische Verwaltung bin ich eine Geächtete, weil ich mich dafür entschieden habe, mich nicht zu beugen und nicht zu versuchen, die Jahre der Sklaverei zu vergessen, die so viele aus meinem Volk erdulden mußten.

Aber ich kann mich weiter zurückerinnern, an die Zeit vor den Jahren des Leids ... wenn ich aus dem Fenster meines jetzigen Hauses in Dharamsala schaue, sehe ich einen Berg, der im Licht des abendlichen Mondes liegt. Er ist sehr schön, doch vor allem erinnert er mich an einen anderen, größeren Berg, an dessen Fuß sich mein frühes Leben entfaltete.

Ich wuchs frei und glücklich auf. Heute scheinen diese Erinnerungen einer anderen Zeit, einem weit entfernten Ort zu gehören. Während der Stunden jeden Tages ist mein Herz bei den Erinnerungen an meine Familie und meine Freunde, deren sterbliche Überreste ein Teil der Erde geworden sind, auf die nun Fremde ihren Fuß setzen.

1987 kam für mich die Zeit, meine Heimat zu verlassen. Um das zu tun, war es notwendig, die Obrigkeit zu überzeugen, daß ich bald zurückkehren und mit niemandem über die Erfahrungen meines Lebens sprechen würde: über die Zerstörung so vieler Leben durch Folter, Hunger und die Demütigung der Sklavenarbeit; über all die Klöster, deren alte Schätze wegen ihres Goldes entweiht und gestohlen wurden; über die ungezählten Tausende von Mönchen, Nonnen und Lamas, die in den Arbeitslagern starben; über meine eigene Familie, deren Mitglieder – die meisten – in der direkten Folge der Besetzung unseres Landes umkamen.

Als ich mich auf meine Reise vorbereitete, sagte man mir: „Es ist nicht gut, in einem fremden Land zu sterben. Die

Gebeine eines Menschen sollten in der Erde des Landes ruhen, in dem er geboren ist." Das denke ich auch, und es betrübt mich, mit meinem Volk in einer Gemeinschaft von Flüchtlingen zu leben. Aber: Das Herz einer Kultur lebt in ihrem Volk, und ihr Überleben liegt in der Bereitschaft und der Freiheit dieses Volkes, die Traditionen fortzuführen. Nur im Exil habe ich die Freiheit, von den Freuden und dem Leiden meines Lebens zu erzählen. Bis mein Land frei ist, bleibt mir nur das Exil.

In meinem Herzen liegt die Erinnerung an ein Land namens Kham, eine der östlichen Regionen Tibets. Indem ich meine Erfahrungen zu Gehör bringe, hoffe ich, daß die Kultur meiner Heimat wie auch das entsetzliche Leiden und die Zerstörung, die ihrem Volk aufgezwungen wurden, nicht länger abgetan werden als Opfer von etwas, das häufig Fortschritt genannt wird.

1
Kindheit im Land der Blumen

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich selbst jetzt noch meine erste Erinnerung zurückrufen – das Lachen, Wirbeln, sich Fallenlassen in Felder von Blumen unter einem endlos offenen Himmel. Zwischen den Blumen zu spielen, war unser liebster Zeitvertreib im Sommer. Meine Freunde und ich zogen die Stiefel aus und rannten hintereinander her. Dann sahen wir nach, ob sich eine bestimmte Blumenart zwischen unseren Zehen verfangen hatte. Dann mußten wir noch einmal durch den Teil der Wiese laufen, in dem diese Blume wuchs. Wir liebten es, auf den Hügeln herumzutollen und den Duft der frischen Erde und der Blüten tief einzuatmen. Wir schauten uns die vielen verschiedenen Formen und Farben der Blumen sehr genau an: So zart waren sie und prägten doch ganz das Gesicht dieser Landschaft. Im Sommer zeigte sich auf den Wiesen eine solche Vielfalt in Farbe und Schattierung, daß es schwierig für uns war, sie alle zuzuordnen: Unser Land hieß *Metog Yul*, das Land der Blumen.

Die Tibeter in unserem Teil von Kham waren Nomaden oder halbnomadische Bauern. Im Sommer brachten die meisten Bauernfamilien, so auch meine, ihre Herden zum Weiden in die Berge. In dieser Jahreszeit packten die Leute meines Dorfes und verschiedene Familienmitglieder aus abgelegeneren Gebieten alle notwendigen Habseligkeiten auf Yaks und Mulis, und wir machten uns auf den Weg zu den Nomadenregionen in den Bergen, um die Tiere zu weiden. Dort blieben wir von Ende Juni bis Oktober und lagerten auf dem Grasland und den hochalpinen Wiesen des Kawalori-Massivs.

Manchmal baten wir Kinder unsere Eltern, uns Geräte, Tee und Lebensmittel zu geben. Wir nahmen sie dann dahin mit, wo wir spielten, und bereiteten uns unsere eigenen kleinen

Mahlzeiten und Erfrischungen zu. Zuerst sammelten wir trockenes Holz und machten ein Feuer, dann bereiteten wir den Tee. Wenn er zu kochen begann, waren wir stolz auf unsere Leistung. In meiner Erinnerung scheint das Essen, das wir Kinder uns auf der Wiese teilten, viel köstlicher als das, was wir zu Hause mit unseren Eltern und Verwandten aßen.

Meine Freunde und ich unterhielten uns über Dinge, die wir aus Gesprächen unserer Eltern aufgeschnappt hatten. Wir erzählten uns von Pilgerfahrten, die unsere Familien mit uns unternommen hatten, und beschrieben einander die verschiedenen Dinge, die wir unterwegs gesehen hatten. Ein weiteres Lieblingsthema war die Kleidung und der Schmuck unserer älteren Schwestern. Wir alle warteten sehnsüchtig auf den Tag, an dem wir unseren eigenen Schmuck aus Silber, Gold und Halbedelsteinen tragen konnten. Zu den Essenszeiten riefen die Eltern nach uns, aber wir taten so, als ob wir nichts hörten und spielten weiter, ärgerten einander und hatten dieselben Träume.

Mein Vater saß oft mit seinen Freunden zusammen. Sie unterhielten sich über ihre verschiedenen Interessen und tranken *Chang*, ein weitverbreitetes Gerstenbier. Am späten Nachmittag, wenn ich keine Lust mehr zum Spielen hatte, saß ich gerne zu seinen Füßen. Er blickte oft lange in Richtung der Kawalori-Gipfel. Beim Anblick dieser Berge erhob er seinen Becher und sang:

> Auf den verschneiten Gipfeln wird das Löwenjunge geboren. O Berg, behandle das, was dein ist, mit Vorsicht. Möge der weiße Berg immer mit ewigem Schnee bedeckt sein und möge die Mähne des Schneelöwen lang wachsen.

Ich hörte meinem Vater dann zu und bat ihn, diese Worte wieder und wieder zu singen. Er erklärte mir, daß Kawalori

oder „Ewiger Schnee" der Name einer großen Himalaya-Gottheit sei, die in den Bergen wohne, und daß das Land, auf dem wir standen, ihr Reich sei. Die Erinnerungen an meinen Vater haben sich mit denen an die verschneiten Gipfel dieses Berges verbunden. Er lehrte mich, sie so zu lieben, wie er es tat: angestrahlt von dem immer wechselnden Sonnenlicht oder als Silhouette im Mondlicht, umringt von klaren, eisschweren Winterwinden oder den wirbelnden Nebeln des Herbstes und des Frühlings.

Wir hatten viele Freunde unter den *Drogpa*, den Nomaden der Gegend. Sie waren ein einfaches und sehr zähes Volk, mißtrauisch gegenüber Fremden, aber echte Freunde, sobald man ihr Vertrauen gewonnen hatte. Die Nomaden waren sehr unabhängig und zogen das offene Grasland dem Schutz und der Enge der Städte vor. Sie fühlten sich selbst im rauhesten Wetter wohl und wohnten ihr ganzes Leben lang in großen Zelten, die aus Yakhaaren gewebt waren. Zu bestimmten Jahreszeiten packten die Nomaden ihre stabilen Zelte zusammen und trieben die Herden auf neue Weiden. Sie bezogen ihren Lebensunterhalt beinahe ausschließlich aus ihren Herden, denn sie betrieben keine Landwirtschaft und sahen auch keinen Wert darin, Gemüse zu essen. „Solches Gras" als menschliche Nahrung anzubauen, hielten sie für eine dumme Zeitverschwendung und fanden es erheiternd, daß Menschen die Freiheit der offenen Flächen aufgaben, um etwas anzupflanzen, was eigentlich von Yaks gefressen werden sollte.

Die Nomaden kamen aus den Bergen nur herunter, um zu handeln, um ihre jährlichen Steuern in Form von Tierprodukten zu bezahlen oder um auf Pilgerfahrten zu gehen. Die Stämme hatten ihre eigene Erbfolge bei den Oberhäuptern und lebten nach ihren eigenen Stammesgesetzen. Sie sprachen zwar einen etwas anderen Dialekt als wir, aber wir konnten einander doch verstehen.

Während unseres Sommeraufenthaltes in der Nomadengegend lebten wir in den gleichen bequemen Yakhaarzelten wie sie. Diese Zeit war sehr friedlich. Außer dem Hüten der Herde gab es nicht viel zu tun, und wir verbrachten die Jahreszeit damit, das Zusammensein mit unserer Familie und unseren Freunden zu genießen. Im Sommer war der ganze Berg voller Tiere – Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen der hier lagernden Familien. Auch wir hatten 25 Pferde und eine Herde von ungefähr 150 Stück Vieh – eine durchschnittliche Größe in Kham. Wir hielten vor allem *Dri*, weibliche Yaks, von denen wir Milch und die feine Butter gewannen, die sowohl zum Kochen als auch als Brennstoff für unsere Lampen benutzt wurde. Dri-Butter spielte eine wichtige Rolle in unserer Kultur; sie galt als angemessene Opfergabe in den Tempeln und wurde als Gegenwert im Handel oder sogar als Zahlungsmittel für die Steuern benutzt.

Gegen Ende Oktober wurde es Zeit, unsere Zelte zusammenzupacken und uns auf den Weg hinunter ins Tal zu machen. Meine Freunde und ich saßen ein letztes Mal in den trockenen und welkenden Wildblumen und blickten noch einmal um uns in die weite offene Fläche. Einige von uns würden sich bis zum nächsten Sommer nicht wiedersehen, und deshalb war das Auseinandergehen schwer, aber wir versicherten einander, daß wir auf jeden Fall wieder Zusammensein würden, wenn der Schnee schmolz.

*

Im Winter versammelten sich alle Familienmitglieder in der Küche, wo man das Licht und die Wärme des Herdfeuers und die Sicherheit des Zusammenseins genießen konnte, während draußen Stürme um das Haus fegten und pfiffen. Abends konnte man in Momenten der Stille das Heulen von Wölfen hören. In diesen Monaten aßen wir alle Mahlzeiten gemeinsam.

Vor dem Essen beteten wir zu Dolma, der Beschützerin und weiblichen Buddha, auch bekannt als Tara.

Während der Mahlzeiten saßen wir auf niedrigen, teppichbedeckten Betten und hatten einen niedrigen Tisch zwischen uns. Unsere Eltern saßen am Kopf des Tisches, wir Kinder in der Reihenfolge unseres Alters. Unsere Bediensteten aßen mit uns, wie auch jeder Reisende, der gerade zufällig vorbeikam. Reisende waren in unserem Dorf immer willkommen. In einem Land ohne Zeitungen waren sie, die von anderen Orten kamen und auf der Durchreise waren, eine hochgeschätzte Quelle für Informationen und Unterhaltung. Der Haushaltsvorstand ging dann hinaus, begrüßte die Reisenden, bot ihnen Heu für ihre Pferde an und lud sie ins Haus ein, wo sie sofort Tee oder Chang angeboten bekamen und über die Art und die Dauer ihrer Reise befragt wurden. Nach dem Abendessen saßen unsere Familie, die Bediensteten und die Gäste zusammen und redeten oder erzählten sich Geschichten und tranken ungezählte Tassen Buttertee, ein wichtiges Getränk in Tibet.

Zu diesen Gelegenheiten erzählten die Älteren von ihrer Jugend und gaben uns ihre Erinnerungen an das damalige Tibet weiter. Auf diese Weise lernten wir etwas über die Geschichte unseres Landes und unser religiöses Erbe, obwohl wir keine Schule besuchten. Manchmal unterhielten sich meine Eltern und meine älteren Brüder über die Entbehrungen, die sie während der Einfälle der Manchu und Guomindang nach Tibet erlitten hatten. Manchmal erzählten sie auch von alten Fehden, die damals, als die Familie in der Provinz Nyarong gelebt hatte, zu viel Leid geführt hatten.

Wir hörten auch Geschichten über die Heilige Stadt Lhasa in der Provinz U-Tsang, Zentraltibet, wo der Dalai Lama regierte. Er residierte im Potala, „dem hohen himmlischen Reich", einem Palast mit eintausend Räumen und zehntausend Altaren, der auf einem Hügel über der Stadt lag. Sie erzählten uns, daß

in dieser Stadt – dem wichtigsten Zentrum für Pilgerfahrten in Tibet – drei unserer größten Mönchsklöster beheimatet waren, ebenso wie der Jokhang-Tempel, wo die heilige Statue des Buddha Shakyamuni ein Ort vieler Wunder war. Jeder hatte den innigen Wunsch, Lhasa zumindest einmal zu besuchen. Und davon im abendlichen Feuerschein erzählen zu hören, weckte die Frage in uns, wann wir wohl diese großartigste Pilgerfahrt unseres Lebens unternehmen würden.

Meine Brüder diskutierten besonders gerne über ihre Lieblingsthemen: Handel, Politik und Pferde. Jeder Khampa, so nennen wir die Bewohner von Kham, unserer Region im Osten Tibets, lernte schon in sehr jungen Jahren zu reiten – und gut zu reiten. Mein Vater und meine Brüder waren Experten, wenn es um die Frage ging, welche Qualitäten ein gutes Tier haben müsse. Manchmal erwähnten sie ein schönes Pferd, das sie gesehen hatten, und wie sehr sie es um jeden Preis haben wollten. Einige Frauen waren empört über den Eindruck, der so erweckt wurde: daß den Männern ihre Pferde so lieb und teuer waren wie ihre Frauen.

Die Männer erzählten manchmal von ihren seltenen Reisen zu den Handelszentren in Amdo, der tibetischen Region, die Kham im Norden begrenzt, und von ihren häufigeren Reisen in die wichtige Stadt Dartsedo, die nahe der chinesischen Grenze im Osten liegt. Wenn meine Brüder in Dartsedo waren, sahen sie Lamas und Händler aus so entfernten Orten wie Lhasa in den Straßen. Große Karawanen von Yaks, die Rohwolle, wertvolles Moschus, Mineralien und medizinische Produkte aus Tibet transportierten, beendeten ihre Reisen in den Karawansereien der Stadt. Die Leute aus unserer Gegend kauften in Dartsedo Tee, Seide und Brokat, Nadeln, Streichhölzer und viele Kleinigkeiten. Manchmal gab es sogar Taschenlampen, Füller und andere Dinge aus den Vereinigten Staaten, einem modernen Land, über das wir wenig wußten, für das wir uns aber sehr interessierten.

Die älteren Leute waren immer an den Aktivitäten der Chinesen in Dartsedo interessiert. Da wir im tibetischen Grenzgebiet nahe China lebten, beobachteten die Khampa-Führer die chinesischen Nachbarn immer sehr aufmerksam. Unsere Provinz Kham grenzte an Chinas westliche Provinz Sichuan, und zwei Jahrhunderte lang hatte es Meinungsverschiedenheiten um dieses östlichste Gebiet Tibets gegeben.

Dartsedo war einst die Hauptstadt des einstigen tibetischen Staates Chagla. Im späten 19. Jahrhundert hatte sich der Grenzstaat Chagla fest mit China verbündet. Chagla wurde Sitz eines chinesischen Friedensrichters, und im Jahre 1905 schließlich wurde der König von Chagla als einer der ersten tibetischen Herrscher abgesetzt. Einige Jahre später setzte die chinesische Obrigkeit seinen Palast in Brand und enthauptete seinen Bruder. Das Verhältnis des Königs zu den neuen Herrschern war nie sicher. Er starb schließlich in großem Leid.

Nach den Unruhen, die die Ausschaltung des früheren Königs mit sich brachten, hatten sich die Zustände wieder beruhigt; die Stadt kehrte zu ihrer vorrangigen Beschäftigung zurück: dem Geschäftemachen. Nach dem Fall der Manchu-Dynastie wurde die Gegend von unbarmherzigen und besonders gewalttätigen Kriegsherren erobert und kam schließlich zunehmend unter die Kontrolle des Kriegsherrn Liu Wenhui. Die Kriegsherren, die keinerlei Lohn von der Provinzregierung bekamen, monopolisierten den Handel mit bestimmten Waren wie zum Beispiel Tee, Gold und Opium, um so ihre Soldaten zu versorgen.

Wenn wir uns nicht gut benahmen, drohten uns die Erwachsenen manchmal mit den Chinesen. Sie sagten: „Wenn ihr euch nicht benehmt, werden bald die Soldaten von Liu Wenhui kommen und euch mitnehmen." Jedes Kind, das ich kannte, wurde bei dieser Vorstellung von schrecklicher Angst

ergriffen; und wenn die Erwachsenen in ihrer Abendunterhaltung über die Chinesen sprachen, empfand ich ebenso Faszination wie den Wunsch, schnell zu einem vertrauteren Thema zu wechseln.

An einem frühen Tag im Frühling, ich war ungefähr zwölf Jahre alt, wurde aus meinen vagen Vorstellungen plötzlich Realität. Meine Mutter und ich saßen vor unserem Haus und putzten Gemüse. Als ich aufstand, um mich zu strecken, und mich dabei umsah, war ich überrascht: In der Ferne kamen Soldaten auf uns zu. Meine Mutter erhob sich ebenfalls, beobachtete ihr Näherkommen und flüsterte: „Es sind G*yami* (Chinesen)." Es waren Soldaten der Sichuan-Armee, alle in khakifarbener Uniform und sie marschierten in einer langen Reihe entlang der Straße, die an unserem Haus vorbeiführte. Bei diesem merkwürdigen Anblick versteckte ich mich hinter meiner Mutter und fühlte mich erst sicher, als ich hinter ihrem Rock hervorlugte. Es war das erste Mal, daß ich eine Gruppe von Menschen im steifen militärischen Gleichschritt sah: Wir dachten nicht im Traum daran, daß eines Tages so viele chinesische Soldaten durch unsere Stadt marschieren würden. Aber sie kamen wieder; sechs Jahre später, als Angehörige einer anderen Armee und eines neuen Regimes.

2
Von Nyarong

Der Name meiner Familie ist Tapontsang: „Führer der Pferde." Über Generationen wurden in unserer Familie diese edlen Tiere gezüchtet, die den Bewohnern unseres rauhen Landes so wertvoll und notwendig waren. Mein Großvater diente beim tibetischen Militär und wurde dazu ernannt, Pferde zu züchten und die Armee des Gouverneurs des Nyarong-Bezirkes damit zu versorgen. Nyarong hatte in den Jahrhunderten vor meiner Generation Zeiten der Freiheit und der Verbündung mit Tibet erlebt und war gelegentlich auch unter chinesische Herrschaft gekommen.

Wir lebten im Norden von Nyagto, das von der Familie der Gyaritsang, einem der ältesten Klane des Bezirkes, beherrscht wurde. Mein Vater, Dorje Rapten, war in dieser Zeit der getreueste Leutnant von Gyari Dorje Namgyal, dem Führer des Gyaritsang-Klans. Nachdem er zuerst als Soldat und dann als Minister gedient hatte, gehörte es später zu seinen Aufgaben, als *Trimpon,* als Richter, zu arbeiten. Bei einem Streit wurde immer der Trimpon herbeigerufen, um beide Seiten des Disputes sorgfältig zu hören und dem Oberhaupt des Klans von der Situation zu berichten.

Man sagt, daß die Bewohner von Nyarong die Nachfahren derer sind, die im achten Jahrhundert die Garnisonen des großen tibetischen Königs Trisong Detsen stellten. Auf der Höhe der militärischen Macht Tibets sandte der König seine Armeen in alle tibetische Gebiete und nach Zentralasien aus und eroberte große Regionen. Mit dem Aufbau seines Imperiums versuchte er auch den Buddhismus in unserem Land zu etablieren und legte damit selbst den Grundstein für Tibets militärischen Niedergang.

Die Menschen von Nyarong wurden zwar religiös, doch der

Geist und das Ehrgefühl der Kämpfer blieb ihnen. Vielleicht war der tiefverwurzelte Stolz die größte Schwäche unseres Volkes, doch in gewisser Weise hat uns dieser Stolz auch geholfen zu überleben. Er vereinte uns in schwierigen Zeiten in den unsicheren Territorien des tibetischen Grenzlandes. Allerdings machte er uns auch verletzlich, denn wenn die Ehre in Frage gestellt wurde, brachen oft langanhaltende Fehden zwischen Familien und Stämmen aus. Die Lamas der Klöster von Nyarong versuchten immer, die Menschen an die Lehren des Buddha oder an den Dharma, das Gesetz, das unser Dasein bestimmt, zu erinnern. Oft halfen die Lamas, Meinungsverschiedenheiten beizulegen, denn selbst die uneinsichtigsten Parteien spürten, daß sie keine andere Wahl hatten, als ihren Rat zu respektieren – zumindest für eine Weile.

In den frühen 20er Jahren unseres Jahrhunderts hatte die Familie Gyaritsang keine männlichen Nachkommen. In solchen Fällen wurde oft eine Vereinbarung getroffen, nach der ein junger Mann eine Frau der Familie heiratete, den Namen ihrer Familie annahm und mit ihr lebte, um die Erbfolge fortzuführen. Das Problem der Gyaritsang wurde also gelöst, indem man auf die Shivatsang-Familie aus Karze, einer Region nördlich von Nyarong, zuging. Jamyang Samphel Shivatsang war als eines der mächtigsten und angesehensten Stammesoberhäupter des nördlichen Kham bekannt; jedes Oberhaupt aus Nyarong hoffte, eine Verbindung zu seiner Familie herzustellen. Sein Sohn, Wangchuk Dorje, willigte ein, zwei der Töchter der Familie Gyaritsang zu heiraten und sich in Nyagto niederzulassen. Als sich die beiden Familien verbanden, wechselten viele ihrer Mitglieder ihren Wohnort zwischen Karze und Nyarong.

Leider entwickelte sich eine Rivalität zwischen einigen Mitgliedern des Gyaritsang-Klans, was zu jener Zeit und angesichts der Umstände allerdings nicht ungewöhnlich war.

Einige glaubten, daß ein Außenseiter aus einer solch einflußreichen Familie und seine Anhänger aus Karze die Interessen des Gyaritsang-Klans untergraben und ihre Position in Nyarong schwächen würde. Und so richtete sich ihr Groll gegen seine Anwesenheit, und dies führte schließlich zu einer Spaltung des Klans. Mein Vater war von der Entwicklung der Dinge hin- und hergerissen und bestürzt. Gyari Dorje Namgyal fühlte sich aus Gründen der Ehre gebunden, seinen Schwiegersohn in dem Streit, der eine Fehde zwischen den Familien Gyaritsang und Shivatsang zur Folge hatte, zu verteidigen. Er übertrug meinem Vater, als seinem treuesten und ergebensten Diener, die Verantwortung, Wangchuk Dorje bis zum Ende beizustehen. Und so empfand mein Vater es als seine Pflicht, auf der Seite der Shivatsang-Familie und ihrer Gyaritsang-Anhänger zu kämpfen.

Eines Tages schloß sich mein Bruder Jughuma, der noch keine achtzehn Jahre alt war, den Anhängern der Karze-Gruppe an. Im Zuge der Familienfehde tötete er einen Mann, der als einer der besten Schützen der Gegend bekannt war. Zwar brachte dieser Vorfall Jughuma einen gewissen Ruhm ein, doch nach den Sitten unseres Landes mußte unsere Familie nun der Familie des Verstorbenen eine Wiedergutmachung in Geld oder Waren leisten. Der Preis bedeutete einen schrecklichen finanziellen Rückschlag. Einige Zeit später ging der Rest unseres Familienbesitzes in einem versehentlich entstandenen Feuer verloren, das unser Haus zerstörte.

Die Angelegenheit betrübte meinen Vater sehr und veränderte seine Meinung über den Einsatz von Gewalt zur Erreichung eines Zieles vollständig. Auch Jughuma entschloß sich zu einem friedlicheren Leben. Als der Streit beigelegt wurde, hatten vierundfünfzig Menschen ihr Leben verloren, und viele Freunde waren aufgrund verschiedener Treueeide auf Jahre getrennt.

Ich wurde im Jahr 1932 geboren, fünf Jahre, nachdem der

Streit beigelegt worden war. Meine Mutter, Sonam Dolma, die damals neunundvierzig Jahre alt war, erinnerte sich oft daran, wie peinlich ihr die Schwangerschaft war, denn sie erregte wegen ihres fortgeschrittenen Alters viel Aufmerksamkeit in der Gemeinschaft. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie ihre vielen Schwierigkeiten überwunden und wieder Fuß gefaßt, und wir lebten glücklich und sicher. Aus diesem Grund entschied sich mein Vater dafür, mich Adhe zu nennen: Der Buchstabe „a" gilt Tibetern als sehr glückverheißend, da er als der Laut betrachtet wird, aus dem sich alle anderen ergeben. Viele tibetische Gebete und Mantras, wie auch Om Mani Padme Hum, beginnen mit diesem Buchstaben. (Im Tibetischen wird die Silbe *om* erzeugt, indem man den Vokal *naro* oder „o", zum Basisbuchstaben „a" hinzufügt.) In Nyarong ist es üblich, jemandem einen zweisilbigen Kosenamen zu geben, dessen erste Silbe mit dem Buchstaben „a" beginnt. Mein Vater jedoch entschied, daß Adhe mein einziger Name sein sollte.

Ich war noch klein, als meine Familie in die Gegend von Karze umzog. Wir ließen uns östlich davon in einem Dorf mit dem Namen Lhobasha nieder, etwa vier Stunden zu Pferd vom Stadtzentrum entfernt. Karze galt als eines der wesentlichen politischen und kulturellen Zentren Tibets. Obwohl keine tibetische Stadt sehr groß war, galt Karze als friedlicher und angesehener als viele andere Orte in Kham, vielleicht weil sich hier einunddreißig Mönchs- und Nonnenklöster angesiedelt hatten. Außerdem liegt Karze, der Name bedeutet „weiße Schönheit", in Sichtweite des heiligen Kawalori-Massivs.

Meine Familie lebte in einem quadratischen, zweistöckigen Haus mit dicken Wänden aus Steinen und Schlamm-Mörtel. Die Häuser in unserem Dorf standen nicht sehr weit auseinander. Wenn ich meine Freunde treffen wollte, rief ich sie einfach von der Terrasse vor unserem Haus. Wir gingen ungehindert in den Häusern der anderen ein und aus.

Nicht weit von unserem Dorf entfernt, im Nordwesten, lag

das Kharnang-Kloster, in dem 450 Mönche und Lamas, religiöse Meister, wohnten. Die Dorfbewohner verließen sich in Angelegenheiten der spirituellen Führung auf sie. An Feiertagen sorgten sie im Namen der Familien für Gebete und Opfergaben. Jede Familie hatte einen Lama, der sich regelmäßig um die kleine Kapelle kümmerte, die in den meisten der Häuser zu finden war.

Im Dorf selbst befand sich ein kleiner Marktplatz, auf dem wir Waren wie Salz, Butter und getrockneten Käse tauschten oder verkauften. Dort gab es auch ein wenig Schmuck, kupferne Kochtöpfe und andere Kleinigkeiten. Der größte Markt in unserer Region jedoch war in Karze. Dort konnten wir alles mögliche bekommen: Stoffe aus Wolle und Baumwolle bis hin zu Brokat und Seide, schöne Sättel und Halfter für die Pferde, importierte Nahrungsmittel wie getrocknete Aprikosen, landwirtschaftliche Geräte, Haushaltswaren, Gewehre und Munition.

Ein breiter Fluß, der Dza Chu, floß durch unser Dorf Lhobasha und dann weiter in Richtung Süden nach Nyarong; von dort setzte er seinen Weg zu unbekannten Orten fort. Unser Haus lag sehr nahe am Fluß, und ich saß oft am Ufer und beobachtete den Widerschein der auf- oder untergehenden Sonne auf dem Wasser. In der Ferne erhob sich der Kawalori über dem Dorf. Die drei großartigen Gipfel des Berges strahlten im Morgen- und Abendlicht lebhaft und lebendig und wechselten innerhalb weniger Augenblicke ihre Farbe von einem durchdringenden Rosarot zu unterschiedlichen Schattierungen durchscheinender, zarter Farben. Auf dem Berg gab es vier kleine Seen, einen auf jeder Seite, und er war umgeben von dichten Wäldern, in denen zahlreiche Schneeleoparden, Bären, kleinere Tiere und Vögel lebten.

Die Wälder von Kham galten als unser größter Schatz. Es war niemandem erlaubt, das Land rücksichtslos zu nutzen. Nur das Holz, das für den Bau von Häusern gebraucht wurde,

wurde geschlagen. Ansonsten wurden die Wälder nicht angerührt. Wir betrachteten die Bäume als den „Schmuck der Berge", und die verschiedenen schönen Wildtiere als zu diesen Bäumen gehörig. Doch obwohl sich die meisten Leute mit der Jagd auf Tiere zurückhielten, gab es natürlich auch Ausnahmen.

Tiere, die einen hohen Preis auf dem Markt erzielten, wie etwa der wilde Hirsch und der Moschushirsch, wurden vor allem von den Nomaden gejagt.

Jeder, der ein gewisses Alter erreicht hat, weiß, daß es unvorhersehbare Veränderungen im Leben gibt – durch Alter, Glück oder Unglück, Krankheit und Tod. Doch in Tibet gab es zwei Dinge, auf die Verlaß zu sein schien: der Dharma und das angeborene Wissen der Natur, sich selbst zu erneuern. Wir Tibeter verehrten die Gottheiten des Himmels und erfuhren die Erde als Manifestation des lebendigen Seins. Die Gottheiten der Berge schienen genauso beständig wie die Berge selbst. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß sich unser Verhältnis zu unserer natürlichen Umgebung drastisch verändern könnte, genausowenig wie wir vorhersehen konnten, daß die uralten Steine der tibetischen Klöster nicht stark genug waren, die nächsten Jahrhunderte zu überstehen, und noch zu unseren Lebzeiten zerfallen würden.

3
Familie und Traditionen

Die Kapelle in unserem Haus war ein besonderer Ort. Nur wenn der Lama der Familie kam, um eine besondere Gebetszeremonie abzuhalten, versammelten wir uns in diesem Raum. Normalerweise betraten wir ihn nur, um still zu beten, und verließen ihn dann wieder. Der Raum war sehr sauber und hatte einen polierten Holzfußboden. In der Mitte stand ein gestufter Altar, auf dem Statuen von Buddha und seinen Manifestationen m Form tibetischer Gottheiten angeordnet waren: Chenrezig, die Verkörperung des Mitgefühls und gleichzeitig die Schutzgottheit von Tibet, die auch unter dem Namen Avalokiteshvara bekannt ist; Jampelyang, die Verkörperung der Weisheit, auch Manjushri genannt; Padmasambhava, der „Zähmer des Rades des Gesetzes"; und die Grüne Dolma, die mitfühlende göttliche Mutter, auch Tara genannt. Unterhalb der Statuen stellten wir Blumen und sieben mit reinem Wasser gefüllte Gebetsschüsseln auf. Alle Familien, reiche wie arme, waren in der Lage, diese Opfergabe darzubringen; und wurden so daran erinnert, daß wahrhafte spirituelle Hingabe nichts mit Reichtum zu tun hatte.

Als ich älter wurde, saß ich sehr gerne in der ruhigen unberührten Atmosphäre des Raumes, umgeben von den kleinen flackernden Butterlampen und dem Geruch von Weihrauch. Hier hatte ich meine ruhigsten Augenblicke, und obwohl ich nur selten ruhig war, schien Ruhe etwas völlig Natürliches, sobald ich in diesen Raum kam.

Als ich elf Jahre alt war, sagte mein Vater mir, daß es sehr wichtig sei, die Lehren des Buddha zu lernen, die in unserem Land im Laufe des siebten Jahrhunderts eingeführt worden waren. Er sagte mir, daß für die tibetische Gesellschaft die Religion zentral sei und begann dann, mir das Gesetz von

Ursache und Wirkung zu erklären. Er riet mir, immer gut zu anderen zu sein, so daß das Ergebnis meiner Handlungen wiederum zu einer positiven Reaktion führt. Wenn ich mich entschließen sollte, andere schlecht zu behandeln, würde mir früher oder später eine negative Auswirkung begegnen. Er betonte, wie wichtig es sei, immer ehrlich zu sein und Mitgefühl mit allen Lebewesen zu haben. Weiter führte er aus, daß man sich nicht auf Lügen, Unehrlichkeit und Mord einlassen sollte, da sie immer Unglück brächten, während ein Leben in Mitgefühl und Tugendhaftigkeit zu Klarheit und Frieden führen würde.

Mein Vater erzählte mir die Geschichte des historischen Buddha, des Prinzen Siddhartha, der in einer luxuriösen Umgebung aufwuchs. Er hatte bis nach seiner Heirat und der Zeugung seines Sohnes behütet gelebt; und als er mit der rauhen Realität von Tod und Verfall konfrontiert wurde, die das einzige sichere Erbe der Menschheit ist, war sein Mitgefühl so groß, daß er alles hinter sich ließ und sich unermüdlich der Suche nach dem Weg zum Dharma für die ganze Menschheit widmete. Der Buddha betonte die Wichtigkeit des „Achtfachen Pfades", der das Ergebnis seiner jahrelangen Selbstprüfung war.

Beim Betreten unserer Kapelle machte mein Vater immer eine Niederwerfung, oder *Chagtsel*, einen Akt der Hingabe, bei dem man sich während des Betens mehrmals der Länge nach auf den Boden wirft. Seine Hingabe hinterließ einen bleibenden Eindruck in mir. Diese Hingabe war es, die das frühe Interesse an der spirituellen Natur des Lebens in mir weckte.

Mein Vater brachte mir das Gebet der weiblichen Gottheit Dolma bei. Es war sehr lang, und so lernte ich jeden Tag zwei oder drei Zeilen. Dolma wird in der Farbe Grün dargestellt, um uns daran zu erinnern, daß ihr Mitgefühl so weit reicht wie der Wind – er wird im buddhistischen Glauben ebenfalls mit grün

symbolisiert. Die Anbetung Dolmas, so sagte mir mein Vater, würde mir helfen, alle Probleme und Hindernisse, die mir begegneten, zu überwinden. Dolma ist ein *Bodhisattva* (ein erleuchtetes Wesen, das in das weltliche Reich zurückkehrt, um anderen zu helfen), die gelobt hat, solange in der Gestalt einer mitfühlenden Mutter zu bleiben, bis alle Lebewesen frei sind von den Fesseln des *Samsara* (des anfangslosen Kreises des Leidens). Ich lernte auch die Gebete an die Drei Juwelen, die Gebete von Padmasambhava und das „Om Mani Padme Hum"-Mantra von Chenrezig, dem Schutzpatron Tibets. Mein Vater erzählte mir von dem großen Führer Tibets, Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama, der die menschliche Manifestation des Chenrezig ist – die vollkommene Verkörperung des bedingungslosen Mitgefühls. Während seiner ersten menschlichen Inkarnation im Jahre 1391 gelobte er, die Seelen aller lebenden Wesen zu beschützen und zu erhöhen, und er reinkarniert sich immer wieder als Dalai Lama, um das tibetische Volk zu führen. Den Dalai Lama zu sehen und seiner spirituellen Leitung würdig zu sein, ist das Herzensanliegen eines jeden Tibeters. Er ist ein Symbol für vollkommene spirituelle Freiheit, in ihm sammelt sich auf vollkommene Weise die Stärke, die in den Lehren des Buddhismus zu finden ist. Für Tibeter ist er die manifestierte Heiligkeit auf Erden.

Der Dreizehnte Dalai Lama war Thupten Gyatso, der im Jahr 1933, ein Jahr nach meiner Geburt, starb. Als politischer Führer sah er die Notwendigkeit zur Reform vieler tibetischer Gesetze, um so einen gerechten Ausgleich zwischen dem Adel und dem gemeinen Volk herbeizuführen. Er überprüfte die Privilegien der Klöster und des Adels und veränderte sie. Er versuchte, die Spiritualität der Klöster zu erneuern, und hob den Wert und die Einzigartigkeit jeder Schulrichtung hervor. Die ganze Nation empfand seinen Tod als schrecklichen Verlust und trauerte zwei Jahre um ihn. Natürlich kann ich mich selbst nicht an die Trauer dieser Jahre erinnern, aber wir

Kinder hörten schon früh, wie unsere Familien über unsere Dalai Lamas sprachen.

Während der Zeit der Trauer lag die Verwaltung von Lhasa in den Händen des Regenten, einem inkarnierten Lama, der den Namen Reting Rinpoche trug. Dann, im Jahre 1936, fand ein Suchtrupp die neue Inkarnation, der es bestimmt war, der nächste spirituelle und weltliche Herrscher von Tibet zu sein. Geführt wurde die Gruppe von Bildern, die im weissagenden See von Lhamo Latso reflektiert wurden, und von weiteren Zeichen, die seit dem Tod des Dreizehnten Dalai Lamas aufgetaucht waren.

Im Jahr 1939 wurde das Kind, das als die neue Inkarnation identifiziert worden war, mit einer Karawane aus seiner Geburtsregion in Amdo nach Lhasa gebracht, um dort im folgenden Jahr seinen Platz als Vierzehnter Dalai Lama auf dem Löwenthron einzunehmen. Ganz Tibet feierte die Wiederkehr unseres Oberhauptes und mitfühlenden Beschützers. Ich habe oft an dieses Kind, das jünger war als ich selbst, als an einen besonderen Freund und Beschützer gedacht, der in der Heiligen Stadt lebte; und ich betete für sein Wohlergehen. Ich hoffte, daß ich eines Tages das Glück haben würde, ihn zu treffen.

*

Meine Familie nahm mich oft auf Pilgerfahrten mit. Das Kloster in Kharnang besuchten wir ungezählte Male, um den Segen der dort lebenden *Rinpoche,* des hohen Lamas, zu erhalten. Jedes Familienmitglied, das sich nicht wohlfühlte, wurde zu dem Kloster mitgenommen. Viele der Mönche und Lamas kannten wir persönlich. Es war immer sehr schön, früh aufzustehen und gemeinsam die Bergstraße hinaufzusteigen. Am Tor zum Kloster machten wir drei Niederwerfungen und traten ein. Mein Vater hielt meine Hand, während wir uns die

großen Statuen des Buddhas und der Gottheiten anschauten. An der Wand hingen sehr alte *Thangkas,* religiöse Rollbilder. Die Butterlampen, deren schwerer rauchiger Geruch sich mit dem zarten Duft von Weihrauch mischte, glühten und tauchten alles in weiches Licht. Manchmal hörten wir, wie die Mönche ihre Gebete sangen, inmitten des Nachhalls großer Hörner und Handtrommeln, dem periodischen Schlagen von Zymbeln und dem tiefen Widerhall des zeremoniellen Muschelhorns. Wie mein Vater es mich gelehrt hatte, betete ich für das Glück und zum Wohle aller Lebewesen. Danach gingen wir hinaus zu den großen Gebetsmühlen aus Messing, die, wie er mir sagte, Tausende auf Papier geschriebene Gebete enthielten. Wir spannen sie in die Himmel, wenn wir die Mühlen mit unseren Händen drehten.

Einer der Lamas von Kharnang, den meine Familie gut kannte, war Kharnang Kusho. Ich erinnere mich, daß er immer ein Teil unseres Lebens war und mir immer besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als ich noch ziemlich klein war, war er in seinen Zwanzigern. Ich fand ihn sehr schön und sehr heilig. Wenn ich Kopfschmerzen oder das leichteste körperliche Unwohlsein hatte, bat ich meine Eltern, mir etwas von dem Wasser zu geben, das Kharnang Kusho gesegnet hatte und das wir in unserem Haus aufbewahrten. Er kam oft in unser Haus, um *Pujas,* Opferzeremonien, durchzuführen; vor seiner Ankunft wurden jedes Mal Weihrauch, Wasser und Blumen bereitgelegt. Karnang Kusho betete in der Kapelle und gab anschließend der ganzen versammelten Familie Belehrungen. Ich erinnere mich, daß ich an einer Initiation teilnahm, in deren Verlauf er unsere Köpfe mit einer sehr heiligen Statue von Chenrezig berührte. Als er zu mir kam, um mich zu berühren, stieß er die Statue ein bißchen fest auf meinen Kopf, um mich zu necken. Als ich zu seinen Augen aufschaute, ohne den Kopf zu bewegen, mußte ich mich sehr beherrschen, um nicht zurückzuweichen oder irgendeine

Reaktion zu zeigen.

Ein anderer Lama, der für meine Familie sehr wichtig war, war der inkarnierte Lama Chomphel Gyamtso, den mein Vater und mein Bruder Jughuma als ihren Wurzel-Lama oder spirituellen Hauptlehrer angenommen hatten. Er war der Sohn des Lama Sonam Gyal, einem religiösen Lehrer Seiner Heiligkeit des Dreizehnten Dalai Lama, und wurde in ganz Nyarong sehr verehrt. Als ein Lama der Nyingma-Schule wurde Chomphel Gyamtso in allen Fragen, die besonderen Bedacht erforderten, hinzugezogen. Wenn jemand aus meiner Familie starb, sprach er die notwendigen Gebete für den Verstorbenen. In Zeiten der Not wandten sich die Leute außerdem mit der Bitte um Weissagungen an ihn. Ich hörte oft, wie mein Vater oder Jughuma von ihm redeten, aber in meiner Jugend sah ich ihn nur zweimal. Einmal, als ich noch sehr klein war, beschloß meine Familie zum Kloster von Kaisang zu pilgern, wo Chomphel Gyamtso lebte, damit ich vielleicht meine erste Audienz bei ihm haben könnte.

Die Reise auf dem steinigen schmalen Weg entlang des Dza Chu Flußes dauerte ungefähr drei Tage. In der Nähe des Klosters befindet sich ein heiliger Berg, der Holo Drago, den Gläubige dreimal umwanderten. Diese Art der Andacht wird *Kora* genannt; man geht dabei immer so, daß der heilige Berg oder Schrein auf der rechten Seite liegt. Die Umwanderung im Gebet reinigt und läutert den Andächtigen.

Da ich noch sehr klein war, war das Gehen für mich ziemlich ermüdend, und ich weigerte mich schließlich weiterzugehen. Mein Vater saß einige Zeit geduldig bei mir und sagte dann: „Adhe, ich werde hier ein Zeichen auf den Stein machen. Es ist dein Zeichen. Es ist zwar schwierig und anstrengend, aber du wirst dir jedes Mal, wenn du den Berg umrundest, ein Zeichen verdienen, das dir ganz allein gehört." Auf diese Weise überzeugte er mich, die Umkreisung fortzusetzen. Ich war noch sehr klein, und so erinnere ich mich nicht an die Worte, die

zwischen meiner Familie und unserem Lama gesprochen wurden; ich kann mich nur daran erinnern, wie er mich anlächelte.

Das nächste Mal sah ich Chomphel Gyamtso in meiner Jugendzeit, bei einer öffentlichen Audienz während einer seiner Besuche in Karze. Dort waren jedoch so viele Menschen, daß sich keine Möglichkeit fand, persönlich mit ihm zu sprechen. Jahre später sollten wir uns unter ganz anderen Bedingungen wiedersehen.

*

Wie es in Tibet manchmal Sitte war, hatte mein Vater zwei Ehefrauen, Bochungma und Sonam Dolma. Meine Mutter, Sonam Dolma, war seine zweite Frau. Obwohl sie nicht miteinander verwandt waren, paßten die beiden Frauen besonders gut zusammen, und die Nachbarn und die Verwandten fanden, daß sie sich näher seien als manche Schwestern. Ohne Unterschied sorgte die eine auch für die Kinder der anderen. Ich schlief oft bei Bochungma, und über mehrere Jahre glaubte ich, sie sei meine eigentliche Mutter. Ich war die Jüngste in der Familie, und obwohl ich ein wenig ungezogen und fordernd war, wurde ich doch von allen über alles geliebt, vor allem von meinem Vater und meinem ältesten Bruder Jughuma. Ich fühlte mich auch meinen anderen Brüdern und Schwestern sehr verbunden, vor allem Dolma Lhakyi und Bhumo. Dolma Lhakyi war meine älteste Schwester. Als sie noch klein war, wurde sie zärtlich Sera Ma, Gelbkopf, genannt, weil ihr Haar von heller Farbe war. Ich ging sie oft in ihrem Haus besuchen, das einen Tagesritt von unserem Haus in Lhobasha entfernt war. Sera Ma hatte viele Kinder und war immer in Bewegung, um sich um deren Bedürfnisse zu kümmern. Es machte mir großen Spaß, sie deshalb aufzuziehen: wenn sie Tee einschenkte und sich

beeilte, jeden zu bedienen, gab ich vor zu weinen oder bettelte um Aufmerksamkeit, oder ich ahmte ihren gehetzten Ausdruck und ihre Seufzer nach. Weil sie sehr beschäftigt war, trank sie ihren Tee sehr schnell und ich machte es genauso, nur um sie zu necken, und bat dann um mehr. Sera Ma schalt mich lachend: „Zieh mich nicht auf, denn eines Tages wirst du auch Kinder haben; und dann wirst du noch an deine Schwester denken." Dennoch freute sich Sera Ma immer, wenn ich kam, und sagte mit einem begrüßenden Lächeln:

„Oh, Adhe, komm herein." Sowohl Sera Ma als auch ihr Ehemann Phurba waren viel älter als ich, und ich empfand Phurba als liebenden Onkel. Ihre gesamte Familie stieß im Sommer in den Bergen zu uns, und wir blieben bis in den Herbst zusammen.

Meinem Bruder Jughuma gehörte meine ungeteilte Bewunderung, er war der einzige aus meiner Familie, der mich von meinen Spielkameraden weglocken konnte. Jughuma war vierundzwanzig Jahre älter als ich, verheiratet und hatte zwei Kinder. Er und seine Familie lebten mit uns; und als unser Vater älter wurde, übernahm Jughuma zunehmend die elterlichen Pflichten. Er beaufsichtigte unsere Herden und die Bewirtschaftung der Felder. In seiner Freizeit schnitt er unsere Stiefel und Winter-*Chubas* zu, die traditionelle tibetische Kleidung, die von Männern und Frauen getragen wird, und nähte sie zusammen. Jughuma hatte zwar eine eigene Familie, trotzdem war das Verhältnis zwischen ihm und mir ein ganz besonderes. In vielerlei Hinsicht waren wir uns sehr ähnlich, und Jughuma war unendlich geduldig mit mir. Wir genossen die Gesellschaft des anderen sehr, obwohl ich von seiner Neckerei das meiste abbekam.

Als ich alt genug war, brachte mir Jughuma das Reiten bei. Er zeigte mir zwar nicht viel vom Trickreiten, das unter den Männern so beliebt ist, aber trotzdem wurde ich unter seiner strengen Anleitung eine schwierige Gegnerin im Wettreiten

und galt als eine der besten Reiter in der Familie.

Unsere Familie führte nun ein ruhigeres Leben als in Nyarong, doch noch immer wußten Jughuma und meine anderen Brüder die Präzision einer guten Waffe und die Übung der Treffsicherheit zu schätzen. Manchmal erlaubte mir Jughuma, ihn zu begleiten, wenn er Zielschießen übte. Nachdem ich ihm kurze Zeit zugeschaut hatte, wollte ich natürlich, daß er es mir auch beibrachte. Allzeit geduldig, erfüllte Jughuma meinen Wunsch und genoß es, mich zu unterrichten. Es war ziemlich aufregend, denn ich kannte kein anderes Mädchen, das schießen konnte.

Mein Bruder brachte mir bei, mich in Disziplinen hervorzutun, die Männerdomänen waren, und versuchte damit, meine fordernde unruhige Wesensart in entschlossene Selbstdisziplin umzuwandeln. Während dieser Lektionen fand ich schnell heraus, daß er bei kindischen Ausbrüchen von Ungeduld und Faulheit ungerührt davongehen würde, und ich dann alleine zurückbleiben würde. Er betonte immer, wie wichtig es sei, zu beobachten und sich zu konzentrieren. Da ich ihm gefallen wollte und auch eine wachsende Freude an meinen neuen Fähigkeiten empfand, akzeptierte ich schließlich die strenge Haltung, die er in seiner Rolle als Lehrer einnahm.

Meine Mutter sagte immer: „Jughuma, du bist ein erwachsener Mann. Wie kannst du sie so verderben? Du weißt, daß es für eine Frau unpassend ist, ein Gewehr in die Hand zu nehmen." Ich war nie ihrer Meinung, denn es gab auch Ausnahmen. Eine davon war eine Frau aus Nyarong, Chimi Dolma, ein Mitglied des Gyaritsang-Klan. Ihre Intelligenz und Tapferkeit hatten sie in die Position eines Oberhauptes gebracht und ihre Führungsrolle in Schlachten gegen rivalisierende Klans ließen ihren Namen zu einer Legende überall im östlichen Tibet werden. Sie hatte sich gegen die Armee von Liu Wenhui und die Soldaten des Langen Marsches (ein sechstausend Meilen langer Zug von mehreren Kolonnen

der Kommunistischen Armee auf der Flucht vor den Guomindang) gestellt, die verschiedene Male in ihre Gegend gekommen waren.

Trotz des Ruhmes von Chimi Dolma beschloß meine Mutter, mir nicht zu erlauben, Jughuma weiterhin zu begleiten, wenn er schießen ging. Natürlich empfand ich diese Entscheidung als unfair und schwer erträglich. Wenn die Männer hinauf in die Berge gingen, versuchte ich immer, meine Mutter zu überreden, mich meinen Bruder begleiten zu lassen. Meine Mutter schimpfte: „Da oben sind nur Männer! Was willst du denn da oben?" Ich wollte einfach nicht von Jughuma getrennt sein.

Jughuma machte das wieder gut und nahm mich in einem kleinen runden Boot aus Yak-Häuten mit über den Fluß zu einem Lager. Der Fluß war breit und tief, und das Wasser war sehr kalt. Auf der anderen Seite hielten wir unsere eigene Zeremonie ab: Wir verbrannten duftende Wacholderäste und beteten zu den Gottheiten. Nach unserem Abendessen schmiegte ich mich in die Arme meines Bruders, und wir saßen nah an unserem Lagerfeuer. Er lehrte mich, meinen Kopf frei zu bekommen und genau auf alles um mich herum zu hören – meine Umgebung in dieser inneren Leere zu beobachten. Während der Mond die drei Gipfel des Kawalori sanft erleuchtete, erzählte er mir Geschichten und erklärte mir den Sternenhimmel. Manchmal sahen wir unzählige Sternschnuppen in der dünnen Klarheit des nächtlichen Himmels. Wir scherzten oder hörten einfach den Geräuschen des Waldes zu, bis ich einschlief.

*

Meine Schwester Bhumo war fünf Jahre älter als ich. Während die Leute mich trotz meiner Impulsivität liebten, weil ich die Jüngste in der Familie war, wurde Bhumo sowohl wegen ihres

guten Herzens als auch wegen ihrer außergewöhnlichen Schönheit bewundert. Es schien, daß sie irgendwie immer spürte, was andere fühlten. Auch wußte sie immer, was sie sagen sollte und war sehr geduldig. Bhumo war die Ruhige in der Familie. Obwohl wir uns altersmäßig am nächsten waren, fühlte ich mich neben ihr manchmal sehr kindisch, vor allem nach meinen dramatischen Versuchen, Aufmerksamkeit zu bekommen. Ich wollte in allem so sein wie sie. Ihr Haar lag immer in perfekten Zöpfen, sie trug schöne Halsketten und hübsche Kleidung, die ihr nettes Gesicht und ihre freundlichen, lächelnden Augen zur Geltung brachten.

Als Bhumo heiratete, sah ich ihren feinen Kopfputz und begann meiner Mutter zuzusetzen, mir einen Kopfschmuck „wie den von Bhumo" zu geben! Er war flach und lang, und in seiner Krone hatte er drei Bernsteine; er sah sehr schön und hoheitsvoll aus. Ich hatte eine große Schwäche für schönen Schmuck, und ich hatte nicht verstanden, daß dieser nur für Hochzeiten war. Meine Mutter schimpfte mit mir: „Schäm dich! Warte nur ab, du kommst schon noch an die Reihe!"

Der Tag kam, an dem Bhumo das Haus verlassen sollte; das war ziemlich traurig. Meine Mutter sagte mir: „Eines Tages wirst du uns auf ähnliche Weise verlassen." Ihre Worte schockierten mich, und ich wandte mich sofort völlig gegen solch ein Ansinnen. Meine Vorstellung war immer gewesen, daß unsere gesamte Familie für das ganze Leben zusammen sein würde. Ich fing an zu weinen, und auch später fühlte ich noch oft eine überwältigende Trauer und Verwirrung bei dem Gedanken an Trennung. Von diesem Tag an war der Gedanke ans Heiraten für viele Jahre ein gefürchtetes Thema für mich.

Den größten Teil meiner Kindheit verbrachte ich neben den wertvollen Stunden mit Jughuma beim Spiel mit meinen Freunden. Ich erinnere mich, wie meine Mutter mir sagte: „Spielen ist nichts mehr für dich, du wirst erwachsen." Über diesen Punkt habe ich immer mit meiner armen Mutter

gestritten. Ich sagte ihr, daß alle meine Freunde so alt seien wie ich und schließlich auch noch spielten, also sei Spielen auch für mich das Richtige. „Nein, nein, nein", antwortete sie mir dann immer, „wenn du mit diesen Mädchen unterwegs bist, stichst du immer heraus." Denn unglücklicherweise war ich für mein Alter recht groß.

Meine Mutter fuhr fort: „Morgen wirst du erwachsen sein. Du wirst Verantwortung übernehmen müssen, und weil du keine Nonne bist, wirst du nicht in dieser Familie bleiben. Wenn du eine Nonne werden willst, dann mußt du dich streng im Glauben üben. Du wirst keinen Schmuck tragen und dir die Haare nicht zu Zöpfen flechten können. Wenn du keine Nonne wirst, wirst du jemanden heiraten; und wenn du in sein Haus kommst, wirst du wissen müssen, wie man alles macht. Wenn du die Haushaltspflichten nicht lernst, wäre das sehr peinlich für dich und unsere Familie." Ich antwortete: „Warum soll ich weggeschickt werden? Warum kann ich nicht hierbleiben bei dir und Vater?" Sie versuchte mir zu erklären, daß Heiraten eine natürliche Entwicklung im Leben sei.

Jughuma riet mir oft: „Du solltest besser eine Nonne werden, denn wenn du heiratest, können wir nicht zusammenbleiben." Ich stritt mich mit ihm, denn ich wollte meinen Schmuck, meine Zöpfe, meine schönen Kleider und die Gelegenheit, all dies auf Tänzen und anderen Veranstaltungen zu tragen, nicht missen. Warum sollte ich gezwungen werden, meinen Kopf zu rasieren und alle Dinge, die Freude machten, aufzugeben, nur weil ich mein Zuhause liebte? Meine Mutter schimpfte dann oft mit mir, weil ich so redete; aber das Problem, daß ich in die Welt hinaus geschickt werden sollte, ging mir immer im Kopf herum.

Ein passender Ehemann für meine Schwester Bhumo wurde in Pema Gyaltsen gefunden. Er kam aus einer guten Familie, deren Mitglieder im gleichen Distrikt wohnten. Im Unterschied zu vielen Tibetern aus unserer Gegend hatte Pema Gyaltsen

eine Schulausbildung in einem Kloster erhalten und galt als anerkannter Gelehrter. Schon sehr früh war er auch durch seinen Mut aufgefallen. Sein Gesicht war recht hübsch, und er trug einen dünnen Schnurrbart. Wie es für die Männer aus Kham Tradition war, trug er langes Haar, das geflochten um seinen Kopf gelegt und mit roten Seidenfäden befestigt war. Ich beobachtete ihn, wie er mit den Männern unserer Familie sprach, und er schien Freundlichkeit und Sicherheit auszustrahlen. Mir wurde klar, daß mein Vater ihn sehr mochte.

Obwohl mir Pema recht gut gefiel, als ich ihn zum ersten Mal sah, verhielt ich mich ein bißchen unnahbar. Schließlich war er ein Eindringling, und die gesamte Aufmerksamkeit meiner Schwester konzentrierte sich nun auf ihn. Schon während der ganzen Vorbereitungen für die Hochzeit war ich nicht beachtet worden. Nachdem meine Schwester uns verlassen hatte, fühlte ich mich noch mehrere Monate ziemlich niedergeschlagen.

In dieser Zeit erzählte mir meine Familie immer wieder, was für ein guter Mann Pema Gyaltsen sei und wie gut er zu meiner Schwester passe; und so akzeptierte ich die Situation allmählich. Zum Glück wohnten die beiden nicht weit von uns entfernt, nur etwa fünf Kilometer. Je besser ich Pema kennenlernte, um so eher traute ich mich, die beiden als Paar zu sehen, und ich besuchte sie recht häufig.

Pema legte immer besonderen Wert darauf, mich in ihrem Haus willkommen zu heißen. Er war grundsätzlich ein ausgeglichener Mensch und scherzte eigentlich immer. Er brachte mich leicht in Verlegenheit mit Bemerkungen wie: „Oh, Adhe ist da. Paßt auf, daß sie nicht ein Gewehr bei sich versteckt trägt. Eines Tages wird sie eine Armee gründen und sich zur Königin der Gegend erklären." Dann fragte er mich immer in einem halb ernsthaften Ton: „Adhe, warum hast du denn keinen Freund? Haben sie vielleicht alle Angst vor dir?

Du könntest ja nicht nur schießen, wenn er dich betrügen sollte, sondern du bist auch noch größer als die meisten Jungen in deinem Alter." Ich bemühte mich um eine schlagfertige Antwort, mit der ich meine Würde wiedergewinnen konnte, aber normalerweise wußte ich nicht weiter.

Obwohl Pema im Beisein der Familie nicht leicht aus der Ruhe zu bringen war, konnte er plötzlich stolz und auffahrend werden, wenn er der Meinung war, daß Leute in wichtigen Fragen dumme Entscheidungen trafen. Es war nicht leicht, in einer Diskussion mit ihm Recht zu bekommen, und seine Gegner begriffen das Ausmaß seiner Zähigkeit bald. Manchmal konnte er in solchen Gesprächen oder in Fragen der Ehre recht hitzköpfig sein.

Pema war in tibetischer Literatur sehr bewandert und las uns oft aus dem Epos von König Gesar von Ling vor, dem Schutzheiligen der Krieger Tibets. Geführt von Padmasambhava und vielen anderen Gottheiten kämpfte Gesar in längst vergangenen Tagen gegen Dämonen und böse Könige, um ihre Reiche wieder auf den Weg des Dharma zurückzubringen. Gesars Abenteuer füllten tausend Seiten, und viele Tibeter konnten große Abschnitte des Lebens dieses Königs auswendig und verbrachten viele Stunden mit Rezitationen. Sie lasen oder erzählten diese poetischen Geschichten und trugen die rhythmischen Verse mit starker Betonung vor. Pema hatte eine außergewöhnlich schöne Stimme für das Geschichtenerzählen und lieferte eine sehr dramatische Darstellung von Gesar.

Pema Gyaltsen wurde ein zweiter großer Bruder für mich. Damals hätte ich mir das Leid, das ihn und Bhumo heimsuchen sollte, niemals vorstellen können. Schon nach wenigen Ehejahren mußten sie sich einem schweren Schicksal stellen: Keines ihrer beiden Kinder erlebte das Erwachsenenalter, und eines Tages erzwangen äußere Umstände ihre Trennung. Pema Gyaltsen und ich waren schließlich Vorbilder für die politische

Opposition und Rebellion geworden. Wir wurden deshalb als Kriminelle der schlimmsten Sorte gebrandmarkt. Doch in diesen frühen Jahren konnten wir unmöglich die Ereignisse voraussehen, die noch kommen sollten, und wir lebten und gediehen als Familie in Glück und Frieden.

*

Pema Gyaltsen und meine Brüder waren immer sehr an Chinas Verhältnis zu Kham interessiert. Wie viele junge Männer in Karze waren sie empört über die chinesische Präsenz in Karze, und wenn die Männer meiner Familie und ihre Freunde zusammensaßen, beschrieb Pema die Situation oft unter Verwendung farbiger und phantasievoller Schimpfworte.

Die größten Schwierigkeiten in dieser Region vor der Invasion der Kommunisten 1950, waren eine Folge des weitreichenden Einflusses des Kriegsherrn Lui Wenhui, der von der chinesischen Zentralregierung abgefallen war. Liu kontrollierte große Teile von Sichuan (der chinesischen Region östlich unserer Grenze), später auch den angrenzenden tibetischen Bezirk Dartsedo. In den späten 20er Jahren hatte sich seine Macht bis nach Ost-Kham ausgeweitet, wo die Grausamkeit und Korruption seiner Truppen bei den Tibetern Haß und Mißtrauen säten. Die Koexistenz beruhte auf Bestechung und Kompromissen, beide Seiten verachteten einander.

Mit bleibendem Interesse beobachteten Jamyang Samphel Shivatsang und seine Minister die Entwicklung der Geschehnisse während einer zwölf Jahre dauernden, schwierigen Fehde, die die Gyaritsangs unter Gyari Dorje Namyal und später unter der unerschütterlichen Anführerin Chimi Dolma gegen Liu Weng führten. Zu Beginn der 30er Jahre wurde Chimi Dolma in Abwesenheit Gyari Dorje Namgyals zum Oberhaupt des Klans gewählt. Obwohl Chimi

Dolma eine der Hauptgegnerinnen der Vereinigung der Familien Shivatsang und Gyaritsang gewesen war, sprach mein Vater immer noch mit Bewunderung von ihrem strategischen Geschick und ihrer ausgesprochenen Entschlossenheit, Nyarong wieder unter tibetische Herrschaft zu bringen. Bewaffnet und gekleidet wie ein Mann, führte Chimi selbst die Gyaritsang-Armee in viele Schlachten. In Nyagto wurde sie schließlich von Liu Wengs Armee gefangengenommen und in Ketten zur Befestigungsanlage des Weiblichen Drachen gebracht, wo sie 1939 von einem Erschießungskommando hingerichtet wurde. Nach ihrer Gefangennahme setzten die Chinesen die Befestigung Gyaritsang *Dzong* in Brand und zerstörten sie.

Nicht lange danach führten Liu Wenhuis eigene Handlungen zu seinem Niedergang. Wegen eines Krieges mit seinem Neffen Liu Xeng, einem weiteren Kriegsherrn und seinem größten Konkurrenten, mußte er nicht nur seine Stellung in Sichuan aufgeben. Er hatte sich zu weit von der chinesischen Zentralregierung entfernt und verlor deshalb auch den größten Teil der Kontrolle über die Gebiete außerhalb von Dartsedo. Liu Wenhuis, der einst so mächtig gewesen war, daß er Kriege in großen Gebieten Sichuans und des Ostens von Kham führen und kontrollieren konnte, hatte plötzlich Schwierigkeiten, seine Soldaten zu versorgen, und war schließlich nur noch Herr über eine kleine Abordnung, die von der Zentralregierung in Nanjing manchmal für einen Einsatz hier oder da angeworben wurde. In jenen Jahren wurde die Gyaritsang-Festung wieder aufgebaut, und die Oberhäupter von Nyarong kehrten in ihre Positionen zurück. Die Chinesen in Karze wagten sich damals kaum aus ihrer Garnisonsstadt in die Außengebiete der Region. Sie bewegten sich nur auf gut ausgebauten Straßen, vor allem zwischen Karze und Dartsedo.

Zwischen 1940 und 1950 lebten wir unser Leben ohne viele Gedanken über fremde Obrigkeiten: Wir, die in Kham lebten,

waren unleugbar Tibeter, und wir lebten wie Tibeter. Ich wußte von den chinesischen Anführern nur durch ein paar alte Geschichten, die, so sehr sie mich ängstigten, doch nicht ganz wirklich schienen. Aber die Chinesen betrachteten Tibet weiterhin als Land, das sie voll und ganz besitzen wollten.

4
Erinnerungen an Karze

Als ich sechzehn wurde, begann ich mit den Erwachsenen auf dem Feld zu arbeiten. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß die Arbeit, obwohl sie manchmal anstrengend war, doch Spaß machte. Der Tag, an dem gepflügt werden sollte, war ein glücksverheißender Tag. Mehrere Tage bevor die Erde aufgebrochen wurde, führten die Lamas besondere Gebetszeremonien durch, und keiner begann mit der Feldarbeit, bevor die Gebete nicht abgeschlossen waren. An dem Tag, an dem das Pflügen beginnen sollte, schmückten wir früh am Morgen die Hörner unserer Dzos – einer Kreuzung zwischen einem Yak und einer Kuh – mit Schleifen aus roter Wolle, deren Farbe Glück und Gelingen symbolisierte. Dann wurde auf den Feldern Weihrauch angezündet; und der Lama unserer Familie, Kharnang Khuso, schritt mit religiösen Schriften ihre Grenzen ab und sprach das Gebet der Reinigung.

Die Männer bereiteten die Felder mit Pflugscharen vor, die eiserne Spitzen hatten. Die älteren Frauen trugen Körbe mit dem Saatgut. Ich bestand immer darauf, ihnen beim Säen zu helfen, aber sie sagten mir: „Du bist zu jung. Wenn du zu viele Samen hierhin und dorthin wirfst, werden sie nicht richtig aufgehen und wachsen." Trotzdem bestand ich darauf.

Während des Pflanzens und der Ernte arbeiteten alle Mitglieder der Familie auf den Feldern – mit Ausnahme von Jughuma. Er verbrachte seine Zeit mit dem Hüten der Herden im Lager in den Bergen und mit der Aufsicht über alles andere, was auf dem Hof geschah. In der Erntezeit wurden Töpfe mit Chang auf die Felder gebracht, und abends feierte man Feste mit Gesang und Tanz, wunderbarem Essen und Getränken. Das Tal, in dem unser Hof lag, war drei bis vier Meilen breit und fünfzehn Meilen lang und galt als eine der landwirtschaftlich

fruchtbarsten Gegenden in ganz Kham.

Die Zeit zwischen meiner Kindheit und meiner Heirat war wunderschön für mich. Meine Freunde und ich standen uns sehr nahe und hatten keine drängenden Probleme. Meine Familie reiste oft von Lhobasha nach Karze, um das Dzong zu besuchen, in dem die Familie Shivatsang lebte.

Das Dzong war eine riesige quadratische Burg, die auf einem großen Hügel über der Stadt thronte. Der untere Teil des Hügels war von Wiesen bedeckt, und oberhalb des Dzong lag das Karze-Kloster, das eines der größten im Osten von Tibet war. Wenn wir uns von der unterhalb gelegenen Ebene her näherten, konnten wir das goldene Dach seines Haupttempels in der Sonne glitzern sehen. Seine Gebäude waren in mehreren Farben bemalt, vorherrschend waren Rot und Weiß. Die Lage des Klosters auf einem Hügel ließ es wie ein *Mandala,* den himmlischen Palast eines Buddha, erscheinen.

Die vielen Tempel und Quartiere der Mönche und Alt-Lamas waren auf verschiedenen Ebenen angeordnet und durch enge Gänge und viele Treppen miteinander verbunden. Auf mehreren Ebenen gab es Terrassengärten, die einen herrlichen Ausblick auf das Kawalori-Massiv boten. Im Inneren wurden die Gebäude von großen Säulen aus rot lackiertem Holz gestützt. Die Tempel waren durch Statuen des Buddha und der tibetischen Gottheiten geheiligt, und ihre Wände schmückten riesige seidene Thangkas und sehr alte Wandteppiche. Das Kloster besaß einen sehr großen bestickten Thangka von Dugkar, der weiblichen Gottheit, die einen weißen Schirm hält und die Befriedung des Übels symbolisiert. Um das Negative zu vernichten, nimmt sie eine halb-zornige Gestalt mit tausend Augen und tausend Armen an, die sich nach allen fühlenden Wesen ausstrecken. Diese berühmte Kostbarkeit, höher als drei Stockwerke, wurde einmal im Jahr am Ende des Sommers ausgerollt und ausgestellt. Zu diesem Zweck ließ man sie vom Versammlungssaal der Dialektikschule herabhängen.

In meiner Tugend lebten in diesem Kloster zwei hohe inkarnierte Lamas: Lamdark Rinpoche und Sigyab Tulku. Das Karze-Kloster war ein wichtiger Wallfahrtsort; stets konnte man beobachten, wie Pilger es auf dem drei Meilen langen Weg umwanderten. Im Laufe dieser frommen Handlung hielten sie an bestimmten Schreinen inne und drehten gemeinsam die Großen Gebetsmühlen, von denen manche zwölf Fuß (drei Meter sechzig) lang waren und einen Durchmesser von sechs Fuß (einem Meter achtzig) hatten. Das Drehen der Gebetsmühlen hilft den Gläubigen, ihre Aufmerksamkeit auf die Rezitation des Mantra zu konzentrieren.

Während des Sommers wurden im Kloster *Cham,* Tanzrituale der Mönche, und *Lhamo,* tibetische Volksopern, aufgeführt. Zelte wurden aufgestellt und viele Menschen kamen von weit her, um die Mönche zu sehen, die sich mit schönen Brokatroben, langen Schwertern und Schmuck aus Türkisen als Könige und Helden verkleideten. Es war ein wunderbarer Anblick.

Die wichtigsten Themen der tibetischen Oper drehen sich um einen Helden oder eine Heldin, die gewaltige Hindernisse überwinden, um dem Dharma zu folgen. Manche Lhamo stellen das Leben von frommen Königen und Oberhäuptern nach; andere, wie der Yak-Tanz, sind Komödien über das Alltagsleben. Eine Lhamo-Aufführung dauerte den ganzen Tag. Die Leute brachten ihr Essen mit und ließen sich nieder, um das große Gemeinschaftsereignis zu genießen. Die Kinder lernten die Geschichten auswendig und erzählten sie noch Wochen nach der Aufführung mit allen Einzelheiten.

Ein anderer wichtiger Wallfahrtsort war ein Tempel in der Außenregion von Karze, der 1284 der weiblichen Gottheit Mahakala geweiht worden war. Man sagte, daß Krankheiten, an denen jemand lange gelitten hatte und die medizinisch nicht zu heilen waren, durch hier durchgeführte religiöse Zeremonien verschwanden. Der vielleicht wichtigste Grund für

die Beliebtheit dieses Tempels aber war, daß an Mahala gerichtete Gebete unfruchtbaren Frauen dazu verhelfen konnten, Kinder zu bekommen.

Eines der schönsten Klöster war das Karze Day-tshal, nicht weit von unserem Dorf entfernt. Es lag in der Mitte einer Siedlung, die von Flüchtlingen der Nyarong-Unruhen Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet worden war. Nachdem sie Bürger von Karze geworden waren, wurden sie in eine Nomadenregion mit riesigen Weidenflächen umgesiedelt. In dieser Gegend, die an das Kloster anschloß, lagerte meine Familie, wenn wir während der Sommermonate zu den höher gelegenen Weideflächen zogen.

In den späten 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde in einer Familie in Dra-Dha, das etwa eineinhalb Tagesritte von Day-tshal entfernt ist, ein bemerkenswerter Tulku, ein inkarnierter Lama, geboren. Mit der Zustimmung seines Vaters nahmen die Siedler von Day-tshal den jungen Tulku in ihre Gemeinschaft auf, damit er mit ihnen lebe und sie führe. Nach und nach breitet sich der Ruhm des Tulku aus, das große Kloster in Karze erkannte ihn an und unterstützte die Siedler beim Bau von Karze Day-tshal. Die Siedler versorgten die Mönche mit Lebensmitteln, und es herrschte eine besondere Harmonie und Ruhe zwischen dem Kloster und der es umgebenden Gemeinschaft.

Das Kloster war ein Lieblingsziel von meinem Vater und Jamyang Samphel Shivatsang. Sie genossen es, gemeinsam auf dem Gelände des Klosters und dem umgebenden Gebiet lange Spaziergänge zu machen. Shivatsang wies immer auf die Schönheit von Karze Day-tshal hin: als ein vollkommenes Zusammenspiel zwischen der Schöpfung der Natur und der des Menschen als einen Ort, an dem man im Frieden ist.

Das Karze Gon, die Klosterregion, war eine von fünf Regionen im Bezirk von Karze, die unter der Zuständigkeit verschiedener Oberhäupter standen. Sie war von zwei

Oberhäuptern regiert worden, die aus der gleichen Familie stammten. Diese Familie hatte den Titel Mazur inne, Herrscher der „getrennten Ecke". Aber lange zuvor hatte sich die Familie wegen einer Heirat entzweit, und so übernahm ein Sohn des Mazur-Oberhauptes die Herrschaft über einen Teil des Gebietes; seine Familie wurde unter dem Namen Khangsar, „Neues Haus", bekannt. Das Oberhaupt Jamyang Samphel Shivatsang gehörte zum Mazur-Zweig der Familie. Ursprünglich wurden die Mazur-Oberhäupter von der Regierung in Lhasa zum *Pon*, zum Verwaltungsleiter, für den Bezirk Karze, berufen.

Unsere Familie und die Shivatsangs hatten ein sehr enges Verhältnis. Die beiden Töchter des Oberhauptes, Dechen Wangmo und Pema Wangmo, waren meine besten Freundinnen. Dechen, die ernsthafte, war eine mitfühlende und geduldige Person, die sich für alles um sie herum interessierte. Allem, was die Familie Shivatsang und die zehn Unterführer unserer Region taten, gehörte ihre volle Aufmerksamkeit. Sie verfolgte besonders gerne die Diskussionen zwischen ihrem Vater und ihren Brüdern und versuchte immer, die Probleme in der Gemeinschaft zu verstehen.

Pema Wangmo war eine lebhafte und angenehme Kameradin. Sie hatte, wie ich, besondere Freude an neuen Kleidern und Halsketten. Wir hatten kein modernes Make-up, wie es die Frauen heute tragen, aber wir trugen eine besondere, nach Blumen duftende weiße Salbe auf unsere Gesichter auf und glaubten, daß sie uns schöner machte. Die Salbe wurde aus Ziling von chinesischen Händlern gebracht, die sie für den Handel auf den örtlichen Märkten an Kaufleute aus Kham verkauften.

Pema Wangmo und ich halfen einander dabei, Halsketten, Blusen und seidene Chubas auszusuchen, die gut zusammenpaßten. Dann tollten wir in unserer Aufmachung umher und hielten uns für die großen Schönheiten von Karze.

Meistens blieben wir innerhalb des Gebietes des Dzongs, aber zu bestimmten Gelegenheiten, so zum Beispiel, wenn ein Tanz, Lhamo oder Cham stattfand, wagten wir uns in die Stadt. Wegen unserer ungewöhnlich feinen Kleider schaute uns jeder an, wenn wir durch die Straßen gingen.

Zu dieser Zeit war ich voll an allen Aufgaben des Haushaltes beteiligt. Unsere Familie hatte vier Bedienstete, von denen drei Frauen waren, die bei der Tierhaltung halfen, die Tiere zur Weide führten, melkten und Butter und Käse bereiteten. Palmo, die Älteste, war um die vierzig Jahre alt. Manchmal schien es, als ob der gesamte Haushalt von ihr abhing. Sie nahm ihre Arbeit sehr ernst und kümmerte sich um viele der Bedürfnisse der Familie. Die anderen Bediensteten waren Dolma, Tseloma und Choenyi Dolma. Dolma und Choenyi Dolma arbeiteten auf den Feldern, während Tseloma sich um die Wasserversorgung und die Herden kümmerte. Tseloma war besonders geduldig, wenn sie mir die Zubereitung von Butter und anderen Milchprodukten beibrachte. Bis meine Arme sich an die Arbeit gewöhnten, nahm sie mir das Butterfaß ab, sobald sie sah, daß ich müde wurde.

Eine weitere Person, die oft in unserem Haushalt war, war Paljor, Jughumas Helfer. Sie gingen überall gemeinsam hin. Wenn sie in den Bergen zelteten oder geschäftlich unterwegs waren, achtete Paljor darauf, daß die Tiere ordentlich bepackt wurden, und wenn sie anhielten, um zu übernachten, baute er das Zelt auf. Jughuma vertraute sehr auf Paljors Ehrlichkeit und seine Fähigkeiten. Er beschrieb ihn immer als „einen Mann, der unterscheiden kann, was richtig ist und was falsch". Obwohl er selbst Familie hatte, blieb Paljor oft bei uns, denn er liebte es, Chang zu trinken und mit meinen Brüdern zu diskutieren.

*

1948 kam ich ins heiratsfähige Alter. Meine Freunde hörten sich um, und so erfuhr meine Familie vom ledigen Sohn einer Familie, die etwa zwei Stunden zu Pferd von uns entfernt wohnte. Die Familie stammte ursprünglich aus Saten in Nyarong und war in die Nachbarschaft unseres Dorfes gezogen. Sie besaßen aber immer noch einen kleinen Hof in Nyarong und einen in Lhobasha. Die beiden Höfe waren ihre hauptsächliche Einnahmequelle. Zwar war die Familie nicht besonders wohlhabend, aber mein Vater war zufrieden, daß sie sich problemlos selbst versorgen konnten.

Obwohl Sangdhu Pachen und ich uns nicht persönlich kannten, hatte ich doch schon durch eine meiner Freundinnen, mit der er Armbänder getauscht hatte, von ihm gehört. Ihre Verbindung war nicht möglich gewesen, aber sie fuhr fort, mit großer Hochachtung von ihm und von seinen außergewöhnlichen Qualitäten zu reden. Ich hatte ihn mehrere Male gesehen, als sie und ich in Karze spazierengingen.

Mein Vater und Jughuma arrangierten in einem Gespräch mit seiner Mutter ein formelles Familientreffen. Eines Tages dann kamen Sangdhu Pachen, seine Mutter und seine ältere Schwester mit Khatags, weißen zeremoniellen Schals, zu uns nach Hause und brachten Geschenke. Sangdhu Pachen war ziemlich hübsch und gerade drei Jahre älter als ich. Ich war sehr schüchtern, als wir uns kennenlernten, und ich bin sicher, daß es ihm genauso ging; aber wir mochten uns sofort. Während der Zusammenkunft unserer Familien schaute er mich manchmal an und lächelte für eine Sekunde sanft. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, als ob wir uns schon kannten.

Langsam begann etwas in mir zu akzeptieren, daß es nun soweit war: Ich fing an, die Idee, Sangdhu Pachen zu heiraten, ganz interessant zu finden. Seine ungewöhnlich schönen schwarzen Augen leuchteten vor Intelligenz. Er schien recht nett, sensibel und nachdenklich zu sein. Und obwohl er noch jung war, war er schon an die Pflichten des Lebens gewöhnt;

als sein Vater einige Jahre zuvor gestorben war, hatte er die Sorge für die Familie übernehmen müssen. Ich fühlte große Dankbarkeit für das Verständnis, das meine Familie gezeigt hatte, als sie jemanden aussuchten, den ich wirklich lieben konnte – und auch dafür, daß Sangdhu Pachen etwas an mir fand, das ihn zu unserer Verbindung veranlaßte.

Im Frühsommer des Jahres 1948 wurden Sangdhu Pachen und ich getraut. Am Morgen des Hochzeitstages kleidete ich mich in eine violette Brokat-Chuba, die mit dem Motiv eines gelben Drachen mit Blumen bestickt war. Ich trug lange goldene Ohrringe und drei Halsketten aus Gold, Türkisen, Korallen und Zi-Steinen, seltenen gemusterten Steinen, die in Tibet sehr beliebt sind. Meine Arme waren mit Jadereifen geschmückt. Um meine Robe lag ein schwerer Silbergürtel. Als ich angekleidet war, schaute meine Mutter mich glücklich an und sagte: „Adhe, deine Zeit ist also endlich gekommen." Ich erinnerte mich an die Zeit vor Jahren, als ich mit meiner Mutter gezankt hatte, weil ich Bhumos Hochzeitsschmuck tragen wollte, und plötzlich wurde mir klar: „Ja, das ist tatsächlich das Ende meiner Kindheit."

Mit meinen Freunden und meiner Familie, die alle ihre Festtagskleidung trugen, machte ich mich auf den Weg zum Haus meines Mannes. Bevor wir von unseren Pferden abstiegen, wurde in einer traditionellen Erzählung ein Lob auf die Braut und den Bräutigam und die Geschichte der Vorfahren der beiden Familien geschildert. Danach stieg ich über eine Treppe, die aus Ziegel-Tee gemacht und mit einem Leopardenfell bedeckt war, von meinem Pferd.

An der Tür des Hauses führte der Lama eine kurze religiöse Zeremonie durch, die *Tru-zo* genannt wird. Der Bräutigam und seine Familie erwarteten den Abschluß der Zeremonie im Haus und wir draußen. Dann betrat die Gruppe der Braut das Haus, und alle nahmen an einem zweiten Tru-zo, einer prachtvolleren Zeremonie teil, die im Wohnzimmer abgehalten wurde. Der

leitende Lama sprengte geweihtes Wasser über unsere Köpfe und rezitierte währenddessen die Gebete, die unsere Ehe weihen und unsere Zukunft segnen sollten. Alle Verwandten, Gäste und Bediensteten drängten sich zusammen, um einen Blick auf uns zu erhaschen. Ich war furchtbar schüchtern und nervös und hob während der gesamten Zeremonie kaum einmal den Kopf.

Damit begannen die drei Tage und Nächte der Feierlichkeiten. Am Abend wurden Freudenfeuer entzündet. Es gab Köstlichkeiten zu essen, und das Chang floß in Strömen. Mein Bruder Ochoe, der nie geheiratet hatte, hielt eine Rede über das Zusammenkommen unserer Familien; er hatte die Rednergabe von meinem Vater geerbt, und jeder mochte ihn sehr.

Zur Tradition gehörte, daß die Braut nach der Hochzeitszeremonie noch weitere sechs Monate oder auch ein Jahr bei ihrer Familie lebte.

Nach dieser Zeit wurden die beiden Haushalte dann vereint. Im Frühling des folgenden Jahres war ich formal verheiratet. Meine Mutter kam zu mir und sagte: „Die Zeit ist gekommen, daß du gehen mußt. Es ist Zeit, dein neues Leben zu beginnen."

Meine Sachen wurden geschnürt, und am nächsten Tag machten sich alle auf den Weg, um mich zu meinem neuen Zuhause zu bringen. Zwar war ich zu diesem Zeitpunkt reif genug, um zu verstehen, daß ich nicht mein ganzes Leben bei meiner Familie bleiben konnte, aber als meine Familie wieder aufbrach, hatte ich plötzlich Tränen in den Augen und fühlte mich unsicher. Aber ich hatte das Glück, daß ich in eine verständnisvolle Familie gebracht worden war. Schon bald nach meiner Ankunft sagte mir Sampten Dolma, meine Schwiegermutter, daß ich in ihren Augen mit ihrem Sohn gleichgestellt sei. Bald fing ich an, sie Ma Sampten zu nennen; *Ma* ist eines der tibetischen Worte für Mutter.

Ma Sampten war glücklich, neben Sangdhus älterer

Schwester Riga eine weitere Tochter im Haus zu haben. Einige Monate nach meiner Ankunft kam Riga mit ihrem Mann, Pema Wanchuk, von einer Reise zurück, und es entwickelte sich ein enges Verhältnis zwischen uns. Ma Sampten, Riga und ich verbrachten viele Stunden im Gespräch mit meiner engen Freundin und Bediensteten, Choenyi Dolma, die ich aus dem Haus meiner Eltern mitgebracht hatte. Ich bekam viele entzückende Geschichten aus Sangdhus Kindheit erzählt. Ma Sampten sprach oft von der Freude, die sie durch die Geburt ihrer Kinder erfahren habe.

Sangdhu, ihr jüngstes Kind, schien ihr besonders lieb und teuer zu sein.

Wir lebten in einem stabilen dreistöckigen Holzhaus, das auf einem Feld nahe an der Straße stand. Im dritten Stock befanden sich zwei Schreinzimmer. Im zweiten Stock waren die Schlafzimmer der Familie, das Wohnzimmer, Vorratsräume und die Kammern der Bediensteten. Mein Lieblingsraum war das Wohnzimmer mit seinem schönen Holzboden und den kleinen tibetischen Teppichen. Die Tische und Ottomanen waren bunt mit Blumenmustern verziert, und die Ottomanen wurden durch tibetische Teppiche und Kissen noch gemütlicher. Die stützenden Säulen im Wohnzimmer waren rot angestrichen und mit zarten Mustern in blau, gelb, grün und weiß verziert. Das beste an diesem Zimmer waren seine beiden Fenster, aus denen wir zu den immer wieder anders aussehenden schneebedeckten Gipfeln des Kawalori blicken konnten.

Meine Haushaltsverpflichtungen bestanden im wesentlichen daraus, Besucher zu bedienen und mich um meine Schwiegermutter zu kümmern. Ich freute mich besonders auf die Erntezeit und darauf, mit Choenyi Dolma auf den Feldern zu arbeiten und bei den darauffolgenden Festen mitzufeiern – und so blieben mir noch ein paar Jahre Zeit zum Lachen.

Je mehr wir einander näherkamen, um so größer wurde

meine Ergebenheit Sangdhu gegenüber. Dennoch fand er mich im ersten Jahr, das ich mit ihm lebte, manchmal weinend vor. Er versicherte mir, daß ich, wann immer ich wollte, einen Besuch in Lhobasha machen konnte; und manchmal schlug er vor: „Würdest du sie nicht gerne für einen Monat oder so besuchen?" Sangdhu war ein wunderbarer Ehemann, der mich verstand und immer um mein Glück besorgt war. Wenn ich aus irgendeinem Grund traurig oder durcheinander war, schaffte er es immer, mich aus meiner schlechten Stimmung herauszuholen. Es war ihm klar, daß ich in mancher Hinsicht immer noch sehr jung war, und er war geduldig. Manchmal, wenn ich ihm in sein sensibles Gesicht schaute, wurde mir klar, wie viel Verantwortung er trug, und ich beschloß, mich reifer zu verhalten.

Meine Familie und die Sangdhus wurden schließlich sehr vertraut miteinander. Der Ehemann meiner Schwester Bhumo, Pema Gyaltsen, und Sangdhu waren schon vor unserer Heirat befreundet gewesen, und wir besuchten einander oft zu Hause, wo wir uns Pemas viele Geschichten und seine Rezitationen des Gesar-Epos anhörten. Im Laufe der Zeit füllte sich unser Haus mit Besuchern von beiden Seiten der Familie. Nyima, einer meiner Brüder, kam normalerweise, wenn Sangdhu nicht da war, da er merkte, daß ich mich dann am einsamsten fühlte. Sera Ma, meine älteste Schwester und meine Eltern kamen so oft sie konnten, und die beiden Familien lagerten zusammen in den Bergen, wenn die warmen Monate anbrachen. Unser Leben erschien uns sehr glücklich.

Den größten Teil meines bisherigen Lebens hatte ich nie wirklich verstanden, was die Anwesenheit der Chinesen in unserem Land bedeuten könnte. Als ich als Kind eines Tages die chinesischen Soldaten auf unserer Dorfstraße entlangkommen sah, hatte mich die Angst gepackt. Aber da ich zu diesem Zeitpunkt noch sehr jung war, hatten mich kurze Zeit darauf viele erfreuliche und mich direkt betreffende Dinge

wieder von den Sorgen, was die Zukunft wohl bringen würde, abgelenkt. Später hätte ich mir die Entwicklung der Geschehnisse nicht träumen lassen, die letzten Endes meine Ehe, die Zusammengehörigkeit meiner Familie und alles was wir gekannt hatten, bedrohte. Obwohl wir das in diesem Moment noch nicht erkannten, war das Jahr meiner Hochzeit ein Schicksalsjahr. Der letzte Sieg in einem Krieg, der schon seit langem im Osten getobt hatte, war errungen worden, und dieser Erfolg hatte bald eine gewaltige Umwälzung und Unordnung in unserer Gesellschaft zur Folge. Die ersten Zeichen der Veränderung wurden spürbar, als wir eines Tages Ende 1949 hörten, daß die Kommunisten nach Dartsedo einmarschiert waren.

TEIL ZWEI

INVASION UND INHAFTIERUNG

5
Das Nahen des Kommunismus

Im Frühling des Jahres 1950 gingen die Bauern von Karze wie jedes Jahr auf die Felder, um Steine aufzulesen, Mist auszufahren und zu pflügen. Aber Mitte April hörten wir davon, daß Truppen der Kommunisten von Dartsedo ausgerückt seien. Die zarten neuen Triebe von Weizen und Gerste ließen die Felder in einem vertrauten lebendigen Grün erscheinen, und die Knospen der Bäume brachen gerade auf, doch in unseren Herzen wuchs in der letzten Aprilwoche die Unsicherheit. Wir befanden uns in angespannter Erwartung.

Die Soldaten der Achtzehnten Armee der Südwest-Militärregion erreichten die Ebene unterhalb Karzes am Nachmittag des 28. April. Am gleichen Tag trafen kommunistische Truppen in Lhobasha ein. Meine Familie versammelte sich, um zu diskutieren, was das Erscheinen einer solch großen Streitmacht in diesem Gebiet bedeuten könne. Während unserer Unterhaltung hörten wir draußen plötzlich Lärm. Einer meiner Brüder stand auf, um nachzusehen, und mit einer schnellen Drehung des Kopfes verkündete er: „Die Chinesen sind da." Wir eilten alle zur Tür und beobachteten, wie sich die Straße mit Soldaten füllte. Wir waren sehr überrascht von ihrer Disziplin und ihrer Höflichkeit.

Die Armee kam unter dem Kommando von Wu Shizang nach Karze. Eine ganze Woche lang dauerte der Einmarsch der Abteilungen ihres Sonderkommandos in das Gebiet. Wir waren verunsichert von der großen Anzahl, die in Karze und den angrenzenden Gebieten schließlich auf beinahe dreißigtausend Mann wuchs. Wir erkannten noch nicht, daß die zweiundfünfzigste Brigade der Achtzehnten Armee darauf vorbereitet wurde, nach Chamdo, dem nächstgelegenen Verwaltungszentrum der Regierung in Lhasa und in die

Regionen von Kham, die zum Zuständigkeitsbereich der Regierung in Lhasa gehörten, einzumarschieren. Später würden sie die Stadt Lhasa selbst einnehmen.

Östlich vom Karze-Kloster in der Nähe des Dzong hielt die kommunistische Armee eine öffentliche Versammlung auf einem großen Feld namens Thogo ab. Sie gaben bekannt: „Wir freuen uns, euch kennenzulernen. Wir sind gekommen, um euch von der Korruption des Guomindang-Regimes zu befreien, die nun für immer beendet ist. Wir sind gekommen, um euch zu helfen, die wahre Regierung des Volkes zu begründen, um die Lebensverhältnisse der einfachen Leute zu verbessern und um Fehler der Vergangenheit wiedergutzumachen. Wir sind Gäste in eurem Land. Wir sind uns bewußt, daß dieses Land euch gehört. Sobald wir unsere Pflicht erfüllt haben, werden wir in unsere Heimat zurückkehren. Wir sind Brüder und Schwestern, und wir sind nur gekommen, um euch zu helfen."

Brigadier Wu wurde von Sangye Yeshi, einem tibetischen Kollaborateur, begleitet, der sich in jungen Jahren während des Langen Marsches den Kommunisten angeschlossen und den chinesischen Namen Tien Bao angenommen hatte. Nun verbreitete sich unter den Leuten schnell die Nachricht, daß er anscheinend seine eigene Muttersprache nicht mehr sprechen konnte.

Bei der Versammlung wurden Silbermünzen mit dem Bild Yuan Shi-Kais, des zweiten Präsidenten der Neuen Republik Chinas, als Geschenk an alle Anwesenden verteilt. Die Münzen, die *Dayan* genannt wurden, waren das erste Mittel, das die Chinesen einsetzten, um uns zu beeinflussen. Die Soldaten gingen durch die Straßen des Dorfes und kamen mit ihren Münzen auf Kinder zu, aber keiner in Lhobasha hatte den Mut, eine solche Münze zu nehmen, oder den Wunsch, eine zu bekommen. Wenn die Kinder unseres Dorfes die Soldaten kommen sahen, flohen sie zu ihren Eltern oder einem nahen

Verwandten, oder sie verschwanden hinter der geschlossenen Tür ihres Zuhauses. Schließlich gaben die Soldaten die Münzen den Eltern und sagten ihnen, daß sie für ihre Kinder Süßigkeiten davon kaufen sollten.

Die Truppen sahen ziemlich heruntergekommen aus. Ihre Kleidung war viel zu dünn für die Witterung, aber sie waren gut bewaffnet. Der Marsch in der für sie ungewohnten Höhenlage hatte ihnen sehr zugesetzt. Die gewöhnlichen Soldaten sahen unterernährt aus, und viele hatten Nasenbluten; ihre Gesichter waren von der intensiven Sonneneinstrahlung verbrannt. Nur die Offiziere waren mit Sauerstoffmasken ausgerüstet, die ihnen die Anpassung an die Höhe, in der Kham liegt und die bei vielen Menschen aus dem Flachland Schwindel und Kopfschmerzen auslöst, erleichterte. Die chinesischen Soldaten nahmen oft ein Gemisch aus Zucker und Wasser zu sich, von dem sie sich eine Linderung ihrer Beschwerden versprachen, und beim Baden in den heißen Quellen in der Nähe von Karze fanden sie zusätzliche Erleichterung.

Bald waren die Straßen von Karze erfüllt von den Umzügen der Kommunisten, die Fahnen schwenkten, große Portraits ihrer Helden Mao Zedong und Zhu De herumtrugen und Parolen riefen, die wir nicht verstehen konnten. Zu Beginn ihrer „friedlichen Befreiung" Tibets setzten die Soldaten keinerlei Gewalt ein und bedrohten uns in keinster Weise. Viele von ihnen waren Bauern, die in ihrer Heimat selbst unterdrückt worden waren, nun gab ihnen die Kommunistische Revolution Macht in die Hände. Mit all ihren Reden und ihrem vorbildlichen Verhalten wollten sie erreichen, daß wir ihnen vertrauten. Sie hatten Anweisung, niemanden zu verletzen, die Frauen nicht anzurühren, kein Eigentum zu beschädigen und alles, was sie nahmen, zu bezahlen. Sie waren inspiriert vom Versprechen der „Neuen Weltordnung", die der Kommunismus errichten würde.

Am Anfang spiegelten die Kommunisten uns eine ehrfürchtige Haltung der Religion gegenüber vor. Damals wußten wir nicht, daß die kurze Einweisung in unsere Religion und unsere Sitten Teil ihres militärischen Trainings war, um unser Vertrauen zu gewinnen. Während eines Besuches bei meiner Familie in Lhobasha machte ich eines Tages einen Spaziergang. Dabei sah ich einige Soldaten die Straße in unserem Dorf entlanggehen, wo sie auf einen alten laut betenden Tibeter trafen. Einer der Soldaten nahm seine Gebetsmühle und versuchte sie zu drehen, dann nahm ein anderer sie. Schließlich untersuchten sie seine Gebetskette und ließen abwechselnd ein paar Perlen durch ihre Finger gleiten. Als ich näher kam, hörte ich, daß sie das heilige Gebet des Chenrezig „Om Mani Padme Hum", „Heil dem Juwel im Lotus", wiederholten, das sie auswendig gelernt hatten. Einer von ihnen lobte die Hingabe des Mannes bei der Ausübung seiner Religion und sagte, daß auch sie Buddha liebten. Zu Beginn ließ diese oft zur Schau gestellte Haltung einige Tibeter denken, daß die Kommunisten auch praktizierende Buddhisten seien. Meine älteren Verwandten waren sehr überrascht darüber, da sie bisher meistens erlebt hatten, daß die chinesischen Verwaltungsbeamten in der Regel allem, was mit unserer Kultur zu tun hatte, gleichgültig gegenüberstanden. Die Kommunisten sagten immer wieder: „Wir sind ein Volk. Wir sind nur gekommen, um euch zu helfen und euch zu zeigen, wie ihr euer Land regieren sollt; anschließend werden wir in unser Land zurückkehren/Wir werden selbst dann nicht bleiben, wenn ihr uns darum bittet." Sie sagten, sie seien gekommen, um die Politik der „Selbstbestimmung" und der „Selbstverwaltung" durchzuführen.

Bei ihrer Ankunft sprachen die militärischen Führer nur von Einigkeit; aber schließlich erfuhren wir, daß ihr eigentliches Ziel die klassenlose Gesellschaft war, was für sie die Einführung des Klassenkampfes bedeutete. Ihr Vorgehen

entzweite unsere Gesellschaft bald, schuf Mißtrauen zwischen Freunden und half ihnen, herauszufinden, wer im Besitz wertvoller Güter und Waren war.

In diesem Sommer wurden aus Flugzeugen über unserer Gegend Bündel mit Reis und Silbermünzen an Fallschirmen abgeworfen. Die chinesischen Soldaten aßen nicht gerne Gerste, das wichtigste Grundnahrungsmittel unserer traditionellen Ernährung. Da sie ihre Verpflegung aus der Luft erhielten, fragten wir uns, ob ihre Bodentruppen wohl irgendwo vor Karze auf Widerstand trafen.

*

Während der Ernte kamen lächelnde Chinesen in Gruppen zu uns auf die Felder und boten uns ihre Hilfe an. Wenn sie sahen, wie jemand eine schwere Last trug, bestanden sie darauf, daß er sie absetze, dann nahmen sie sie auf und sagten: „Bitte laß uns helfen. Wir sind Verwandte." Beim Besuch von Klöstern sagten sie den Mönchen: „Gut, daß ihr spirituelle Übungen macht", und sie boten ihnen Taschen voller Silbermünzen als Spende an.

Mein Vater, Dorje Rapten, war furchtbar wütend und hielt unsere Leute für dumm, daß sie diese Geschenke annahmen. Er hatte den Eindruck, daß die Chinesen uns wie Kinder behandelten, deren Vertrauen sie zu gewinnen suchten, und daß unsere Nachbarn sich von ihren Versprechungen blenden ließen.

Schließlich zogen Divisionen der Achtzehnten Armee weiter nach Chamdo. Zu diesem Zeitpunkt war die große Zweiundsechzigste Division fest in Dartsedo eingerichtet und hatte die gesamte Verwaltung unserer und verschiedener anderer Regionen übernommen. Der größte Teil Ost-Khams wurde durch die schier übermächtige Armee überrannt. Viele der älteren Leute erinnerten sich an die harten Schlachten, die

während des Langen Marsches ausgefochten worden waren, als die Kommunisten wegen der Knappheit der Mittel verzweifelt zu allem entschlossen waren, um an etwas Eßbares zu kommen. Viele Khampas wollten zwar kämpfen, doch war ihnen klar, daß sie zahlenmäßig weit unterlegen waren.

Gyan Nyima und andere tibetische Beamte, die mit der chinesischen Verwaltung in Kontakt standen, hatten von dem Plan gehört, Sangye Yeshi als Regierungschef einzusetzen, wenn es nicht zu Verhandlungen mit der Regierung in Lhasa käme und wenn der Dalai Lama sich zur Flucht entschließen sollte. Diese Perspektive war Anlaß zu großer Sorge unter den Oberhäuptern im Distrikt Karze und in Nyarong, die sich der militärischen Übermacht der Kommunisten nur zu bewußt waren. Die Kommunisten waren sehr rasch sehr mächtig geworden, nachdem sie Chiang Kai-shek ins Exil gezwungen hatten, und die Anerkennung ihrer Regierung in der Weltöffentlichkeit wurde in Kham mit großer Sorge wahrgenommen. Manche dachten, die Chinesen würden schon bald wieder abziehen, wenn wir ihnen ihren Willen ließen, und inzwischen könnte man sie vielleicht übervorteilen und von dem profitieren, was sie uns anboten. Einige glaubten, daß ihre Vorstellungen tatsächlich eine bessere Gesellschaft in Tibet schaffen würden – das waren vor allem die, die während des Langen Marsches mit den Kommunisten kollaboriert hatten.

*

Bevor die Kommunisten kamen, hatte es in Karze keinen Strom gegeben. Sie bauten schon bald einen kleinen Generator im Khangsar-Dzong auf; er wurde von einem Mann angetrieben, der auf einem festgeschraubten Fahrrad in die Pedale trat. Mit Hilfe dieses Generators konnten die Chinesen über einen drahtlosen Sender Nachrichten übermitteln. Nach ungefähr sechs Monaten wurden weitere Generatoren

angeschafft, und die Chinesen begannen im Dzong Propagandafilme zu zeigen. Die Einwohner von Karze, von denen die meisten noch nie einen Film gesehen hatten, amüsierten sich zunächst; dem Anliegen der Filme gegenüber aber waren wir skeptisch: Dauernd ergingen sie sich in der Großartigkeit und Wahrhaftigkeit der Kommunistischen Partei, die die Armen gerettet hatte und ein neues China aufbaute, in dem alle Bürger für die Anhebung der Lebensstandards der Massen zusammenarbeiten würden. Sie zeigten die hoffnungslose Unterlegenheit der japanischen Soldaten im Kampf gegen die tapferen jungen Soldaten Chinas. Nicht lange, und Pema Gyaltsen wurde ziemlich unwillig und gelangweilt und rutschte seufzend auf seinem Platz herum. Ich erinnere mich, wie ich eines Abends nach einer solchen Veranstaltung hinter Pema Gyaltsen ging; in sarkastischem Tonfall sagte er zu seinen Freunden: „Nachdem ich diesen Film gesehen habe, kann ich ja nun mein Schicksal ganz zuversichtlich in ihre Hände legen."

Die Kommunisten waren ernsthaft und entschlossen, aber uns ermüdete ihr ständiges humorloses Moralisieren. Sie schienen zu keinerlei Spontaneität fähig und verließen sich in ihren Unterhaltungen dauernd auf Zitate des Vorsitzenden Mao, nicht nur, wenn sie mit Tibetern sprachen, sondern auch untereinander. In ihren Versammlungen hörten wir uns kommunistische Parolen und Lieder an, aber wir fanden sie steif und langweilig. Wir saßen nur höflich da und warteten, bis es vorüber war.

*

Da mein Vater Trimpon war, kamen regelmäßig sechs chinesische Beamte zu uns ins Haus, um sich mit ihm über das tibetische Rechtswesen zu unterhalten. Jedes Mal priesen sie das Ansehen, das er in unserer Gegend wegen seiner Fairneß

beim Schlichten von Streitigkeiten hatte, und lobten sein Engagement für die Armen. Sie zeigten sich an der Grundlage des gesellschaftlichen Einflusses unserer Familie interessiert. Im Laufe dieser Besuche hatte ich Gelegenheit, selbst zu erleben, was ich in bezug auf ihr ungewöhnliches Interesse an unserer Religion schon gehört und gesehen hatte. Die Offiziere, die unser Haus besuchten, baten immer um die Erlaubnis, unsere Familienkapelle betreten zu dürfen; und meine Familie war zu Beginn überrascht, daß sie die Niederwerfungen und andere rituelle Dinge vollzogen, von denen wir nicht wußten, daß auch chinesische Buddhisten sie praktizierten. Von Mao sprachen sie in fast religiöser Verehrung und erklärten ihn zum „großen Vater, der gekommen war, jeden vom Leiden zu befreien, und dessen Sorge um das Wohlergehen und das Glück der Tibeter keine Grenzen kannte". Sie sagten, sie seien von ihm geschickt worden, um eventuelle Schwierigkeiten unseres Volkes herauszufinden, bei denen sie uns behilflich sein könnten.

Mein Vater und meine Brüder interessierten sich für die modernen Waffen der Chinesen; und irgendwann während der Besuche kletterten alle Männer auf das Dach, um sich im Zielschießen zu üben; dabei tauschten sie Jughumas Gewehr und seine Luger-Pistole gegen die Pistolen der Offiziere aus. Jughuma war immer noch ein ziemlich guter Schütze, und sie lobten ihn für seine Fähigkeiten und gaben ihm zusätzliche Kugeln für sein Gewehr. Sie betonten uns gegenüber, wie gut diese Gelegenheit sei, sich anzufreunden und voneinander zu lernen. Natürlich versicherten sie meinem Vater immer: „Wir denken nicht daran zu bleiben. Wir sind nur heute hier, und morgen werden wir wieder weg sein." Mehrere Male sagte mein Vater nach solchen Besuchen zu uns, daß alles, was sie taten, nur schöner Schein sei, um ein falsches Gefühl der Sicherheit in uns zu erwecken und damit unser Vertrauen zu gewinnen.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Chinesen herausgefunden, wer die angesehensten und einflußreichsten Tibeter, die Autoritäten der Gesellschaft, die mächtigen Familien, die Bettler, die Mönche und die Äbte der Klöster waren. Das war ihr hauptsächliches Anliegen gewesen, als sie uns besucht hatten. Sie hatten den Reichtum der Klöster minutiös aufgezeichnet, wußten, wieviel Stück Vieh sie besaßen und welche Statuen sie enthielten. Ebenso hatten sie Informationen über den privaten Reichtum aller Familien in der Region um Karze gesammelt.

*

In der Zeit der Guomindang hatte man die Arbeit an einem Flugplatz am Rande von Su-ngo sha begonnen, einem Dorf in der Ebene unterhalb Karzes. Mit Hilfe von zwangsverpflichteten tibetischen Arbeitern wurde er in der ersten Dezemberwoche im Jahr 1951 fertiggestellt. Obwohl die Tibeter für ihre Arbeit bezahlt wurden, beklagten sie sich sehr, denn manche hatte man viele Tagesreisen weit von ihrem Zuhause wegtransportiert, und so konnten sie nicht auf ihren Feldern arbeiten. Der Flugplatz wurde mit einer großen Zeremonie eingeweiht. Ich selbst war nicht dabei, aber ich hörte, daß viele wichtige Leute aus Karze und aus anderen Regionen anwesend und sehr beeindruckt vom ersten Anblick eines landenden Flugzeugs waren. Ich weiß nicht, ob sich damals irgend jemand eine Vorstellung davon machte, was das Vorhandensein eines solchen Flugplatzes für die nächste Zukunft bedeuten würde. Su-ngo sha, das ungefähr fünf Meilen südöstlich des Dzongs von Karze lag, wurde zu einer riesigen Zeltstadt, die von tausenden chinesischer Soldaten und Offiziere bewohnt wurde.

Im Laufe der Zeit wuchs die Zahl im Distrikt stationierter Soldaten stark an. Sie wohnten in der Garnison in Karze und

im Day-tshal-Kloster von Karze. Lhobasha wurde zum Hauptquartier der chinesischen Kavallerie. War erst einmal eine militärische Siedlung gebaut, wurde das jeweilige Gebiet bald zu einem Hauptlager.

Die Besatzungsmacht erfüllte ihre Versprechen, Schulen, Krankenhäuser und Tierkliniken zu bauen. Für die Kinder der armen Familien wurde in Karze eine Grundschule gebaut und 1952 wurde ein Krankenhaus fertiggestellt, das tibetische Patienten kostenlos behandelte. Wenn wir an seinem Eingang vorbeiritten, sahen wir oft Schlangen von Menschen, die auf ihre Untersuchung warteten. Später jedoch wurden die Krankenhäuser in Karze vor allem zur Unterstützung der Achtzehnten Armee genutzt.

Bald wurde deutlich, was die kommunistischen Lehrer den Kindern in den Schulen beibrachten: daß unser Volk eine der Minderheiten des großen Vaterlandes war; unser Land untrennbar zur weit überlegeneren chinesischen Kultur gehörte und daß die chinesische Sprache, Geschichte und Sitten gelernt und praktiziert werden müßten, um den Tibetern ein Verständnis ihrer wahren Identität zu ermöglichen. Die Älteren konnten das von Beginn an nicht akzeptieren. Im stillen diskutierten sie kritisch über den Sinn einer Schule, in der Kindern beigebracht wurde, sich der Traditionen ihrer Familien zu schämen.

*

Während des *Losar*, des tibetisches Neujahrsfestes, 1953 wurde eine große Feier an einem Platz namens Chendha im Klosterbezirk von Karze abgehalten. Alle wichtigen Familien der Region und die meisten Einwohner der Stadt waren anwesend, außerdem viele chinesische Offiziere und Soldaten. Beim Festessen sagten sie uns: „Das ist euer Land, genießt also eure Freiheit. Wir sind nicht hier, um uns in euer Leben

einzumischen; und heute können wir im Rahmen dieser Feier die gemeinsame Geselligkeit genießen." Aber während des Festes wurden von bestimmten Leuten Fotos gemacht. Die besonders Neugierigen beobachteten alles genau und bemerkten, daß wie scheinbar zufällig die Leute fotografiert wurden, die besonders viel Schmuck trugen.

Einige Monate später wählten die Chinesen führende Persönlichkeiten der Klöster und der Familien der Gegend aus und sagten ihnen: „Ihr seid die fähigsten Menschen in eurer Gesellschaft, und deshalb möchten wir, daß ihr nach China kommt und unser Land seht." Die Delegation umfaßte schließlich zwanzig oder dreißig Mitglieder; mein Vater und Kunga Gyaltsen Shivatsang, der Sohn des Oberhauptes von Karze, waren auch mit dabei. Sie reisten mit dem Flugzeug nach China. Dort wurden ihnen die besten Fabriken und landwirtschaftlichen Betriebe gezeigt, um ihr Vertrauen in eine perfekt funktionierende Herrschaft der Kommunisten zu wecken.

Im Laufe ihrer Fabrik-Tour besuchten sie mehrere verschiedene Städte. In einer Stadt beobachtete mein Vater, daß buddhistische Statuen und Thangkas auf den Märkten verkauft wurden. Einmal wurde sein Teil der Delegation während der Besichtigungstour von der Hauptgruppe getrennt. Ihr Übersetzer war ein früheres Mitglied der Guomindang, der erst vor kurzem zum Kommunismus übergetreten war, um sein Leben zu retten. Mein Vater wurde auf einen älteren Chinesen aufmerksam und begann mit Hilfe des Übersetzers ein Gespräch mit ihm. Während sie sich unterhielten, fuhr ein Lastwagen vorbei, der mit chinesischen Guomindang-Gefangenen beladen war. „Sehen Sie hier", sagte der alte Mann zu meinem Vater, „all diese Gefangenen werden hingerichtet werden. Nach und nach plündern die Kommunisten die Reichtümer aller Familien." Mein Vater war entsetzt.

Kurz darauf hielt ein Lastwagen mit weiblichen Häftlingen. Die Frauen wurden vom Auto gezerrt und zur Erschießung in einer Reihe aufgestellt. Sie hatten so schreckliche Angst, daß viele von ihnen hinfielen; sie konnten sich auf ihren zitternden Beinen einfach nicht aufrecht halten. In diesem Moment wurde meinem Vater klar, daß er die wirkliche Absicht des Kommunismus erkannt hatte - er durchschaute, was hinter all den scheinbar edlen Reden und Versprechen ihre wahre Politik ausmachte. Damit verschwand jegliches Vertrauen aus seinem Herzen.

Vor ihrer Rückkehr nach Hause erhielt jeder der Delegierten je ein großes Portrait von Mao Zedong und Stalin. Später sagte mein Vater zu uns: „Diese Leute haben nicht vor, unser Land zu verlassen. Natürlich konnte ich die Bilder nicht zurückweisen, als sie verschenkt wurden; aber ich will sie nicht in meinem Hause haben." Dann warf er sie ins Feuer, und schweigend schauten wir zu, wie sie verbrannten.

Kurz darauf wurde eines Tages in einer Bekanntmachung verlangt, daß alle Silbermünzen mit dem Abbild des Präsidenten, die in Umlauf gebracht worden waren, wieder zurückgegeben werden müßten. Man drohte uns mit ernsthaften Konsequenzen, falls danach noch Münzen gefunden würden. Die meisten gaben ihre Münzen zurück, aber manche hatten sich Ringe daraus machen lassen, und einige wenige riskierten es, sie zu verstecken. Dann wurde bekannt, daß die Münzen nicht mehr als Zahlungsmittel auf dem Markt verwendet werden dürften. Die Chinesen erklärten uns, die Münzen seien zu schwer, um sie für den täglichen Gebrauch mit sich herumzutragen. So wurde das chinesische Papiergeld, *Yuan* genannt, bei uns eingeführt. Zuvor hatten wir unsere eigene Währung mit Münzen verschiedener Werte und Geldnoten gehabt, obwohl die meisten Geschäfte in Tibet im Tauschhandel abgewickelt wurden.

*

Anfang 1954 wurden wir auf einer öffentlichen Versammlung darüber informiert, daß die Chinesen vorhatten, ein politisches Konsultationskomitee einzurichten, das sich aus den gebildeten Leuten der Gegend zusammensetzen sollte. Die angesehensten, einflußreichsten und wohlhabendsten Leute im Bezirk von Karze wurden zu Funktionären erklärt. Sie sollten von den Chinesen dafür bezahlt werden, ihren Einfluß auf den Rest der Gesellschaft auszuüben, um zu erreichen, daß alle von den Vorteilen der kommunistischen chinesischen Politik überzeugt würden. Den Komitees wurden chinesische Berater zugewiesen, die den Mitgliedern bei der Verbreitung der neuen Politik helfen sollten. Und weiter gab es eine Bekanntmachung zu einem Programm über den „Wirtschaftlichen Wandel zum Wohle des Volkes". Die Chinesen sprachen von freiwilliger Landverteilung und versuchten, Landbesitzer davon zu überzeugen, der kommunistischen Regierung einen Teil ihres Landes zu geben, um es unter dem Volk aufzuteilen. Die Landbesitzer in Karze waren davon nicht begeistert und ignorierten den Vorschlag. Den Mitgliedern des politischen Komitees wurde deutlich gemacht, daß es ihre Aufgabe sei, dies in der Praxis einzuführen. In den ersten Jahren nach der Ankunft der Kommunisten wurden verschiedene landwirtschaftliche Geräte an die Einwohner verteilt; und viele Tibeter nahmen zinslose Kredite in Anspruch.

Die Chinesen verkündeten weiter, daß Getreide und Kleidung in Karze und den umliegenden Regionen gratis verteilt werden sollten. Die einzige Bedingung für diese Geschenke war eine Erklärung der Empfänger über ihr Vermögen und Eigentum. Es hieß, daß diese Maßnahme eine „gerechte Verteilung der Geschenke" sicherstelle. Chinesische Beamte besuchten Tibeter zu Hause, um sicherzugehen, daß alle mit der Verteilung zufrieden waren. Viele waren ganz froh,

diese Geschenke zu bekommen. Sie nahmen sie ohne Zögern, da sie nicht mit irgendwelchen Folgen für die Zukunft rechneten. Immer wieder betonten die Chinesen, daß sie dem Volk auf diese Weise einen Dienst erweisen wollten. Die Leute beantworteten damals bereitwillig Fragen zur Lebenssituation und politischen Einstellung ihrer Nachbarn.

Mein Vater wurde zum Mitglied des politischen Komitees bestimmt. Seit er jedoch Zeuge bei der Hinrichtung der chinesischen Frauen gewesen war, stand seine Haltung den Kommunisten gegenüber fest, und er war über alles, was sie taten, unglücklich. Er hatte angefangen, in aller Stille vertrauenswürdige Freunde zu besuchen und ihnen zu raten: „Diese Menschen haben keine guten Absichten. Sie werden unsere Gesellschaft verderben und uns alles wegnehmen." Eines Tages gab es neue Anweisungen: die Mitglieder des politischen Konsultationskomitees sollten „umerzogen" werden.

Zu dieser Zeit wurde mein Vater krank und bettlägerig. Schon seit seiner Rückkehr aus China war er nicht mehr bei guter Gesundheit gewesen; er litt an Durchfall und war immer schwach. Innerlich war er zutiefst betrübt. Bald kamen einige Soldaten zu uns und kündigten an, daß sie ihn ins Krankenhaus bringen würden. Meine Brüder gingen ihn jeden Tag besuchen. Als Jughuma eines Tages bei ihm saß, wartete mein Vater einen Augenblick ab, in dem sie alleine waren, und sagte ihm: „Es hat keinen Zweck mehr hierzubleiben. Es ist besser, wenn du alle guten Männer nimmst und gehst. Alles ist in chinesischer Hand. Es gibt nicht viel Hoffnung. Ich bin alt, meine Zeit ist gekommen." Er gab Jughuma eine Nachricht für meinen Mann mit: Er müsse einen Weg finden, mich aus Karze wegzubringen. Er glaubte, daß wir vielleicht in Lhasa sicher sein würden.

Die Tibeter um ihn und auch meine Familie hatten den Verdacht, daß die Chinesen eine angemessene medizinische

Behandlung meines Vaters absichtlich hinauszögerten. Zuerst war er sehr stur gewesen und wollte von sich aus keines ihrer Medikamente annehmen, aber meine Brüder überzeugten ihn schließlich, es zu versuchen. Dann wurde er zunehmend schwächer, und die Leute, die ihn sahen, meinten: „Er wird sich nicht mehr erholen; vielleicht mischen sie ihm etwas in seine Medizin." Im späten Frühjahr des Jahres 1954 starb mein Vater im Krankenhaus. Seine letzten Worte zu meinen Brüdern Jughuma und Ochoe waren: „Was immer sie euch versprechen, traut ihnen nicht. Sie werden bald versuchen, unsere Gesellschaft zu verderben und uns zu vernichten. Ihr müßt versuchen, einen Weg zu finden, unser Land vor dieser Entwicklung, die in der Zerstörung enden muß, zu schützen."

Die Obrigkeit sprach öffentlich ihr Bedauern aus und erklärte, mein Vater sei ein wirklich ehrlicher und aufrichtiger Mann gewesen. Nach seinem Tod beschlossen sie, Jughuma zu zwingen, Vaters Platz im politischen Komitee zu übernehmen.

Der Körper meines Vaters wurde in einer Luftbestattung beigesetzt. In unserer Tradition gilt es als zuträglich für die entwichene Seele, eine kleine Menge der Knochen und der Haare des Verstorbenen zu sammeln und sie auf dem Friedhof neben dem Sera-Kloster in Lhasa zu bestatten. Jughuma beschloß, dies für meinen Vater zu tun – auch, um dem politischen Komitee nicht beitreten zu müssen. Die Chinesen erklärten sich mit diesem Plan erst einverstanden, nachdem mein Bruder Ochoe sich bereit erklärt hatte, dem Komitee bis zu Jughumas Rückkehr anzugehören.

*

Gleich nach der Invasion begann die Volksbefreiungsarmee von der Notwendigkeit neuer Straßen zu sprechen, wie nützlich diese für das tibetische Volk wären und wie sie die politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes

fördern würden. Bald darauf wurde mit den Arbeiten zur Verbreiterung der traditionellen Karawanenstraßen und dem Bau von Brücken begonnen, um die Hauptregionen Tibets miteinander zu verbinden. Einige Tibeter glaubten tatsächlich, daß die Straßen uns nützen würden, aber die meisten erkannten, daß sie vor allem der schnellen Stationierung chinesischer Truppen und der Versorgung mit militärischem Nachschub in ganz Tibet dienten. Die Xikang-Lhasa-Hauptstraße begann in Sichuan, führte durch Dartsedo und würde schließlich durch Karze und weiter nach Westen führen. Während des Straßenbaus sahen wir tausende Chinesen, die gewaltsam aus Chengdu und anderen Städten in Sichuan geholt worden waren, entlang der Straße zwischen Dartsedo und Karze und weiter Richtung Osten arbeiten. Unter ihnen waren zahlreiche Guomindang-Häftlinge. Sie waren mit der tibetischen Sprache und unseren Sitten überhaupt nicht vertraut und litten extrem unter dem Höhenunterschied und den Arbeitsbedingungen. Viele von ihnen starben. Die, die das Bauprojekt überlebten, sollten die ersten chinesischen Siedler sein, die in Tibet unter der kommunistischen Regierung leben würden.

Die Tibeter aus Minyak und anderen Gebieten zwischen Dartsedo und Nyarong, die für die Arbeit rekrutiert worden waren, wurden zunächst von den chinesischen Arbeitseinheiten getrennt gehalten und mit Silbermünzen gut bezahlt. Aber nachdem mehr Truppen der Volksbefreiungsarmee nach Tibet gekommen waren, gingen die Löhne, die den Tibetern bezahlt wurden, plötzlich stark zurück. Die Tibeter legten die Arbeit nieder und konnten zunächst nicht überzeugt werden, wieder zu den Bauprojekten zurückzukehren. Schließlich wurde ihnen gedroht, wenn sie sich nicht einverstanden erklärten zu arbeiten. Viele der zur Arbeit rekrutierten Tibeter verschwanden einfach spurlos und kamen nie zurück. Als Berichte über die Fortschritte des Straßenbaus nach und nach

auch nach Karze kamen, fluchte Pema Gyaltsen auf die wohlhabenden tibetischen Händler, die die Chinesen am Anfang mit Werkzeugen und Vorräten versorgt hatten. „Was dachten sie wohl, was passieren würde?" fragte er verbittert. „Haben sie wirklich geglaubt, ihre Hauptsorge bestünde darin, daß wir unseren Tee aus China zu einem günstigeren Preis kaufen könnten? Als ob so viele chinesische Leben nur um unseres Komforts und Wohlstands willen geopfert worden wären."

Bald nachdem die Straße eröffnet worden war, kam eines Tages Gyari Nyima nach Karze zu Besuch. Er erzählte uns von einigen Tibetern aus dem Süden von Nyarong: Sie hatten entdeckt, daß Familienmitglieder, die zum Straßenbau rekrutiert worden waren und von denen man nichts mehr gehört hatte, in Wirklichkeit weit nach Norden, nach Golmud, gebracht worden seien, einem wichtigen Ort im Norden von Amdo, der die letzte Station einer Bahnverbindung nach Ziling und Lanzhou in der Provinz Gansu wurde.

Im August 1954 wurde die Straße von Dartsedo eröffnet, und wir sahen zum ersten Mal motorisierte Fahrzeuge in Karze. Auf den alten Karawanenstraßen hatte man für die Strecke von Beijing nach Lhasa drei Monate gebraucht; nun, nach Fertigstellung der Straße, konnte man die Strecke in zwanzig Tagen zurücklegen. Und nach der Eröffnung der Lhasa-Straße am 25. Dezember 1954 brauchte man für die Reise von Karze nach Lhasa noch zwölf Tage.

*

Im gleichen Jahr wurde Seine Heiligkeit der Dalai Lama eingeladen, China zu besuchen. Die kommunistische chinesische Nationalversammlung war dabei, eine Verfassung zu entwerfen, und er sowie neun weitere Vertreter Tibets wurden eingeladen, sich daran zu beteiligen. Seine Heiligkeit

sah in dieser Einladung eine Möglichkeit, seinem Volk zu helfen, und er freute sich über die Gelegenheit zu einem Treffen mit Mao Zedong.

Die breite Öffentlichkeit Tibets allerdings war in großem Aufruhr wegen des geplanten Besuchs, da wir einen möglichen Verrat vermuteten. Wir fragten uns: „Wie können sie uns das Juwel unserer Augen und das Herz unseres Körpers nehmen?" Niemand wollte, daß Seine Heiligkeit diese Reise unternahm.

Die Gruppe des Dalai Lama begann ihre lange Reise von Lhasa mit dem Auto. Nach neunzig Meilen fand man die neue Straße unterspült vor. Daraufhin setzten sie die Reise zu Pferd fort entlang der unfertigen Straße, die nach den heftigen Regenfällen der letzten Zeit von Erdrutschen und herunterfallenden Felsbrocken bedroht war. Mitglieder der Gruppe des Dalai Lama bestanden darauf, den weiteren Weg auf der alten Straße fortzusetzen; doch dies wurde von der chinesischen Eskorte als Beleidigung aufgefaßt, und sie bestand darauf, daß man sich beeilen und nach Plan weiterverfahren solle. Drei Menschen starben, außerdem viele Mulis und Pferde. Schließlich erreichte die Gruppe einen Straßenabschnitt, auf dem sie – wenn auch holperig – mit dem Jeep vorwärtskommen konnte. Auf diese Weise erreichten sie Karze, wo sich mehr als fünfzigtausend Menschen aus allen Teilen dieser und aus verschiedenen Teilen der U-Tsang Provinz versammelt hatten, um an einer Audienz des Dalai Lama teilzunehmen.

Viele ältere Menschen zwischen siebzig und achtzig Jahren kamen an diesem Tag zum Karze-Kloster, denn sie hielten dies für ihre letzte Gelegenheit, den Dalai Lama zu sehen. Bettlägerige, die an schweren Gebrechen litten, wurden von ihren gesunden und kräftigen Verwandten herbeigetragen, um seinen Segen zu erhalten.

Unter den herrschenden Umständen sahen wir unsere einzige Möglichkeit darin, uns mit umfangreichen religiösen

Zeremonien dafür einzusetzen, Gefahren von unserem geistigen Führer abzuwenden. Jeder tat sein Bestes, um die tibetischen Gottheiten günstig zu stimmen, und in ständigen Gebetswachen wurden u. a. eine Million Mantras für das Gelingen der Reise rezitiert. Ich selbst war wegen der Reise des Dalai Lama sehr besorgt und erflehte für ihn ein langes Leben und den wohlwollenden Schutz der unsichtbaren Kräfte.

Wir Tibeter betrachten es als einen großen Verdienst für unser jetziges und unsere zukünftigen Leben, wenn wir die Gelegenheit haben, dem Dalai Lama all unseren persönlichen oder familiären Besitz darzubringen. Viele, die seine Audienz an diesem Tag aufsuchten, baten ihn, ihre Gaben anzunehmen. Sie fürchteten, ihre wertvollen Dinge würden eines Tages vielleicht von den Chinesen konfisziert. Seine Heiligkeit war jedoch auf seiner Reise nach China nicht in der Lage, diese Gaben anzunehmen.

Wohin ich auch sah, weinten Menschen. Wir wußten, daß wir keinerlei Chance hatten, wenn wir die Militärmacht China herausfordern würden. Den meisten war klar, daß wir Seine Heiligkeit noch mehr gefährden würden und daß auf die gesamte Bevölkerung schreckliches Leid zukäme, wenn wir versuchten, uns tatsächlich mit den Chinesen anzulegen.

Als die Delegation ihre Reise durch den Osten von Kham in Richtung Sichuan fortsetzte, versuchten einige Khampas die Gruppe des Dalai Lama abzufangen, bevor sie nach China kam. Sie wollten ihn auf irgendeine Weise zurück nach Kham bringen, da sie sich einerseits um die Sicherheit des Dalai Lama sorgten und andererseits annahmen, daß die Chinesen versuchen würden, ihn zu Propagandazwecken zu benutzen. Aber einen solchen Versuch hatten die Chinesen vorausgesehen und ein großes Truppenaufgebot entlang der Xikang-Lhasa-Hauptstraße stationiert. Einer der letzten Aufenthalte des Dalai Lama auf tibetischem Boden war der Flugplatz Ra-nga namthang in Minyak Ra-nga gang. Ungefähr

dreißigtausend Menschen, darunter auch einige Mitglieder meiner Familie, kamen zu seiner Begrüßung dorthin. Sie waren hocherfreut, ihn zu sehen und liefen um die Wette, um als erste seinen Segen zu erhalten; aber ihre Herzen waren schwer von den Gedanken an einen möglichen Verrat und ihrem Gefühl der Hilflosigkeit. Sie waren sich bewußt, daß der Dalai Lama mit unermeßlichen Schwierigkeiten konfrontiert war und daß diese Reise das Mittel war, das er gewählt hatte, um eine funktionierende Beziehung zu Mao Zedong herzustellen. Sie wußten, daß sie seine Entscheidung respektieren mußten. Aber, so fragten sie sich gequält, würde er je zurückkommen, und wenn ja, wie lange würde es dauern?

Der Dalai Lama blieb beinahe ein Jahr in China. Wie er in seinen Erinnerungen schreibt, wurde ihm dauernd versichert, daß China die größte Macht der Welt sei. Er wurde auf seinen Reisen durch die verschiedenen Regionen geführt. Dabei beobachtete er, daß China aus seinem Streben nach industriellem Fortschritt zwar materiellen Nutzen gezogen hatte; es schien ihm aber, als ob die chinesische Bevölkerung selbst jeden Sinn für Individualität verloren habe. Sie trugen alle die gleiche Kleidung. Ihre Handlungen wurden weitgehend gelenkt. Es war ihnen nicht erlaubt, ausländische Radioprogramme zu hören oder eine Zeitung zu beziehen. Alle ihre Informationen erhielten sie durch staatliche Rundfunkprogramme und Regierungszeitungen.

Mao versicherte dem Dalai Lama, daß die Generäle der Volksbefreiungsarmee in Lhasa nur stationiert seien, um ihm und dem tibetischen Volk zu helfen, und daß sie nicht gekommen seien, um irgendeine Herrschaft auszuüben. Er erklärte, es sei die Mission Chinas, Tibet durch die Entwicklung seiner vorhandenen natürlichen Ressourcen den Fortschritt zu bringen. Mao ernannte den Dalai Lama zum Vorsitzenden eines „Vorbereitungskomitees" für die Autonome Region Tibet. Das erklärte Ziel des Komitees sei es, Tibet auf

die regionale Selbstverwaltung vorzubereiten. Aber Seine Heiligkeit erkannte, daß es letztlich Ziel der kommunistischen Politik war, alles, was unter chinesische Herrschaft kam, zu einem Abbild Chinas umzuformen. Mit dieser Sorge sahen er und seine Minister sich konfrontiert.

Schließlich machte die Nachricht die Runde, der Dalai Lama würde China wieder verlassen. Die Reise war so festgelegt worden, daß er nach Dartsedo käme und dann die nördliche Route durch Amdo nähme. Weil die Menschen in vielen Gegenden von Kham tief enttäuscht waren, daß sie dadurch keine Gelegenheit haben würden, seinen Segen zu erhalten, sandte Seine Heiligkeit Vertreter zu ihnen: Trijang Rinpoche, sein jüngerer Tutor, besuchte Gelugpa-Klöster; Chung Rinpoche, der Mindoling-Lama, wurde zu den Anhängern des Nyingma geschickt, und der Karmapa zu denen der Kagyu-Schule. Die Besuche ließen bei den Khampas neue Hoffnung aufkommen und stellten Einigkeit her. Zur großen Erleichterung des tibetischen Volkes traf seine Heiligkeit im April 1955 wieder in Lhasa ein.

*

Anfang 1940 hatte Gyari Dorje Namgyal bei seiner Rückkehr nach Nyarong entdeckt, daß Liu Wenhui einen Lama namens Aten zum Distrikt-Verwalter ernannt hatte – eine Position, die formal das Gyaritsang-Oberhaupt innehatte. Die Familie Gyaritsang bat den Lama zurückzutreten, und er willigte ein; aber jahrelang bestand er darauf, bestimmte Privilegien beizubehalten. Schließlich strengte er ungefähr ein Jahr, nachdem die Kommunisten in die Gegend gekommen waren, in Dartsedo einen Prozeß an. Um die Situation zu bereinigen, ließ die kommunistische Obrigkeit Gyari Dorje Namgyal und Aten Lama 1953 in Dartsedo vor Gericht erscheinen.

In China hatte Gyari Dorje Namgyal genug über die

kommunistische Ideologie gelernt, um zu wissen, daß nun, da die Volksbefreiungsarmee nach Tibet gekommen war, alles darauf hinauslief, die privaten Vermögen einzelner Familien zu konfiszieren. Wenn ein einflußreiches Mitglied der tibetischen Gesellschaft stirbt, ist es in unserer Tradition üblich, daß die Familie einem Kloster eine großzügige Spende macht. Deshalb hinterließ Gyari Dorje Namgyal die Anweisung, daß seine Familie im Falle seines Todes einen wesentlichen Teil des Familienbesitzes als Spende an verschiedene Klöster geben sollte, in der Hoffnung, daß so nicht alles verlorenginge.

Die wichtigsten Mitglieder des Gyaritsang-Klans – darunter auch Gyari Nyima, der zum Hauptverwalter von Nyarong bestellt worden war – begleiteten Gyari Dorje Namgyal zum Treffen in Dartsedo. Bei ihrer Ankunft wurden alle unter Hausarrest gestellt. Die Kommunisten ergriffen die Gelegenheit, unsere traditionelle Führung zu schwächen: Indem sie Gyari Dorje Namgyal inhaftierten, nahmen sie einem der letzten mächtigen Oberhäupter seinen Einfluß. Seine Inhaftierung bedeutete, daß man ihm nicht erlaubte, den Dalai Lama auf seiner Reise nach China zu sehen oder den Segen von Chung Ringpoche zu erhalten, als dieser im Frühling 1955 als Abgesandter des Dalai Lama nach Nyarong geschickt wurde. Der alte Mann war sehr traurig, diese seltenen Gelegenheiten zu verpassen. Gyari Dorje Namgyal starb, immer noch unter Arrest, im Herbst 1955.

Mein Bruder Ochoe blieb nach Gyari Dorje Namgyals Tod eine Weile still und zurückgezogen für sich und überdachte die wenig beneidenswerte Lage, in die dieser hoch angesehene Mann gebracht worden war. Er erinnerte sich auch an die Todesumstände unseres Vaters und die langen Jahre der Freundschaft, die die beiden alten Männer verbunden hatten, und schließlich auch an den Grund ihrer letztendlichen Trennung. Das Leben der beiden Freunde war in sehr verschiedenen Richtungen verlaufen. Es schien, als markierten

die Schwierigkeiten, mit denen sie in ihren letzten Jahren konfrontiert worden waren, einen in der tibetischen Geschichte nie bekannten Umschwung. Nun, da unser Vater tot war, wurde uns klar, daß unser Leben nie wieder so sein würde wie zuvor; und wir mußten uns fragen, ob unser Schicksal sich letzten Endes überhaupt von seinem unterscheiden würde.

6
Vergessene Versprechen

Day-tshal Tulku, der inkarnierte Lama des Day-tshal-Klosters in Karze, starb kurz vor der „Befreiung" unseres Landes und hinterließ ein vierseitiges Dokument, in dem er zukünftige Schwierigkeiten prophezeite, die auf die Menschen in Tibet nach der zu erwartenden Invasion zukommen würden. Er war sich bewußt, daß sein Ende nahe war, und hatte das Kloster angewiesen, vier kleine *Chorten,* religiöse Reliquienschreine, in jeder Ecke des Klosters zu bauen, um seine Asche dort aufzubewahren. Aber die Chinesen verhinderten dies, und so war es den Mönchen nur möglich, vier kleine Erdhügel über seine sterblichen Überreste zu häufen.

Kurz nachdem die Chinesen in Karze angekommen waren, besetzten sie das Day-tshal-Kloster und richteten dort das *Xiang,* das Büro der Dorfverwaltung, ein. Es sollte, so sagte man uns, in allen Bereichen der Zusammenarbeit für einen friedlichen Umgang mit den Tibetern sorgen. Bald danach wurde das Kloster von Truppen der Volksbefreiungsarmee überrannt.

Im Jahr 1955 kam es zu den ersten Übergriffen auf Klöster. Plötzlich erklärten die Chinesen, Religion habe keinen Sinn für die Gesellschaft. Sie verkleideten einige junge Bettler als Mönche und Nonnen und präsentierten sie der Mönchsgemeinschaft des Klosters in Kharnang. Dort erklärten die „Mönche" und „Nonnen", daß sie heiraten würden. Die Chinesen verlangten von den anderen Mönche und Nonnen, diesem Beispiel zu folgen, um von nun an eine sinnvollere Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Diese Strategie wurde in vielen Klöstern angewandt. Viele Mönche und Nonnen wählten daraufhin den Selbstmord, um ihre Gelübde nicht brechen zu müssen. Andere taten so, als ob sie ihr neues Leben als Laien

akzeptierten, übten aber im stillen ihre Religion weiter aus.

Sonam Dorje, ein älterer Mönch aus dem Kloster in Kharnang, war in unserem Dorf geboren worden und ein enger Freund meines Bruders Jughuma. Während er eines Tages das Haus meines Vaters besuchte, setzte Sonam Dorje seine Teetasse nieder, schloß die Augen und erklärte mit sanfter Stimme: „Mein ganzes Leben habe ich der Entsagung und der Übung meines Glaubens gewidmet. Man kann mich jetzt nicht zwingen, wie ein Laie zu leben; es wäre besser zu sterben, als unter der Herrschaft der Chinesen zu leben und den Glauben zu vergessen." Jughuma war besorgt über die Niedergeschlagenheit seines Freundes, wußte aber nicht, was er sagen sollte, als wir aufstanden, um uns zu verabschieden. Nicht lange danach erhängte sich Sonam Dorje an einem großen Baum in der Nähe des Klosters von Kharnang.

*

Im Sommer 1954 bemerkte ich, daß ich schwanger war. Und im folgenden Frühjahr wurde mein Sohn, Chimi Wangyal, geboren. Seine Geburt brachte uns große Freude, doch sein Leben begann im Frühling eines äußerst unsicheren Jahres. Mein Mann Sangdhu Pachen, meine Brüder und mein Schwager Pema Gyaltsen unterhielten sich damals nicht mehr über Handel, Pferde und die anderen Interessen, die sie bisher immer beschäftigt hatten. Statt dessen versammelten sie sich, um mit gedämpften Stimmen über die Situation in der Region zu diskutieren. Gelächter und Fröhlichkeit gab es während unserer Mahlzeiten nicht mehr. Wir erinnerten uns der Warnung meines Vaters, daß die Kommunisten alles in unserem Leben zerstören würden und besprachen, wie ihre Aktivitäten einzuschätzen seien und wie wir uns ihren gerissenen Vorhaben widersetzen sollten. Beim Gedanken an die scheinbare Ausweglosigkeit der Situation endeten unsere

Gespräche oft in Schweigen. In diesen Momenten, wenn unsere vertraulichen Gedanken vom Knistern des Herdfeuers und dem aufkommenden Wind draußen unterbrochen wurden, schaute ich mir die vom Feuerschein erleuchteten Gesichter meiner Familie und meiner Freunde an und fragte mich, was aus ihnen in den nächsten Monaten, im nächsten Jahr wohl würde. Pema Gyaltsen war es zunehmend ernster mit der Möglichkeit, daß die Männer sich sammeln müßten, um gegen die Kommunisten zu kämpfen. Es wurde beschlossen, daß Sangdhu Pachen versuchen sollte, Chimi und mich nach Lhasa zu bringen, wo er Verwandte hatte, wohlhabende Händler. Es war sehr schwierig, unsere Abreise zu organisieren, denn jeder Schritt mußte im geheimen ausgeführt werden. Wenn man um eine Ausreisegenehmigung nachsuchte, konnte man sicher sein, daß diese abgelehnt wurde; außerdem riskierte man, fortan überwacht zu werden. Die Lage war unvorhersehbar und höchst unbeständig, und in einigen Gebieten der Region Karze sowie an vielen anderen Orten waren schon früh im Jahr 1956 Kämpfe ausgebrochen. Schließlich hatten wir die nötigen Vorbereitungen später im Frühling abgeschlossen.

Kurz vor unserer Abreise veranstaltete meine Familie ein Festessen für die Gemeinschaft. Das Gefühl der Trauer, meine Freunde und Familie verlassen zu müssen, verwandelte sich in Schock und Ungläubigkeit, als es Sangdhu sofort nach dem Verzehr von Fleisch bei dem Festessen übel wurde. Er griff sich an den Magen, schrie auf und fiel zu Boden. Ich rannte zu ihm, hilflos und starr vor Schreck sagte ich ihm, daß er aushalten solle und daß Hilfe unterwegs sei. Zwar brachen einige Leute sofort zum Lama, unserem Dorfarzt, auf; doch Sangdhu starb, noch ehe er eintraf. Niemand hatte gesehen, wie sein Essen vergiftet worden war, aber jeder hatte den Verdacht, daß die Chinesen jemanden zu dieser Tat angestiftet hatten. Viele Mitglieder unserer Familie und viele unserer Freunde standen weinend um Sangdhu. Alles geschah so schnell; zuerst

fühlte ich mich nur betäubt, dann wurde mir klar: „Wir haben zu lange gewartet." Danach überkam mich eine schreckliche Schwäche. Meine Tränen begannen zu fließen, und ich brach zusammen.

Zu diesem Zeitpunkt war mein Sohn ein Jahr alt, und ich war im zweiten Monat schwanger. Ohne Sangdhu Pachen konnte ich nicht nach Lhasa gehen. Mit diesem Tag wurde mein Leben noch unsicherer; die Veränderungen folgten von nun an sehr schnell aufeinander. Am Tag nach dem Tod meines Mannes erwachte ich in Angst. Ich versuchte, mich zu beruhigen und mich an Dinge zu erinnern, die mein Vater und Jughuma mir gesagt hatten und die mich mein ganzes Leben hindurch geprägt hatten. Ich war ein beschütztes und bevorzugtes Kind gewesen und nun eine typische Ehefrau geworden, die von ihrem Mann und ihrer Familie vollständig abhängig war. Nun verschwanden die Männer aus meiner Familie, und ich erinnerte mich an die kurze Zeit in meinem Leben, in der mein Bruder versucht hatte, mir den Wert einer richtig gerichteten Entschiedenheit beizubringen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Aber es war offensichtlich, daß man sich als einzelner nicht darauf verlassen konnte, daß andere die Initiative ergreifen und Schutz bieten würden. Meine Traurigkeit verwandelte sich in Wut und dann in eine Überzeugung entschiedener Verantwortlichkeit, als mir klar wurde, daß mir im Moment keine andere Wahl blieb, als abzuwarten und genau zu beobachten.

Von dieser Zeit an, nachdem die Tibeter die Unsicherheiten und die Raffiniertheit der chinesischen Politik erkannt hatten, begannen sie, die Anwesenheit der Chinesen mit einem tibetischen Sprichwort über Lepra zu vergleichen: Sie tötet langsam, während die Finger von der Hand fallen.

Nach dem Tod von Sangdhu Pachen wurde meine Schwiegermutter, Ma Sampten, krank. Sie verfiel in einen Zustand ständiger Verzweiflung. Ich kehrte in ihr Haus zurück,

um mich um sie zu kümmern. Während sie immer schwächer wurde, verbrachten wir Monate fast gänzlich, ohne miteinander zu sprechen. Schließlich konnte sie ohne meine Hilfe nicht einmal mehr stehen oder gehen.

Mein armer kleiner Sohn erlebte nie die Momente fröhlicher Unbefangenheit, wie sie normal zwischen kleinen Kindern und ihren Eltern sind. Ich versuchte, ihm sein Leben erfreulich und interessant zu machen, aber es kostete Mühe und war anstrengend. Ich konnte mich nur fragen, was wohl als nächstes passieren würde. Ma Sampten erholte sich nie von dem Schock und starb ungefähr sechs Monate nach Sangdhu. Ich kehrte dann ins Haus meiner Familie zurück.

*

Im Frühjahr 1956 wurden in der Region Karze die ersten der „Demokratischen Reformen" eingeführt. Der Besitz und die Herden der Klöster wurden beschlagnahmt, und sie würden, so wurde verkündet, zukünftig in „landwirtschaftliche Kooperativen" umgewandelt. Den Lamas befahl man, sich am landwirtschaftlichen Anbau und anderen Arbeiten, die auch das Umgraben einschlossen, zu beteiligen. Die Mönche hatten von jeher Pflichten, die sie in den Klöstern erfüllten, aber weil in der Landwirtschaft viele winzige Lebewesen getötet werden, sind diese Arbeiten traditionellerweise für Mönche und Lamas mit dem buddhistischen Verständnis nicht vereinbar.

Im Rahmen ihrer aufgezwungenen Arbeiten auf dem Feld ließ man die Mönche auch menschliche Exkremente, die als Dünger benutzt wurden, mit bloßen Händen aufs Feld schaffen und verteilen. Die Chinesen bestanden außerdem darauf, daß sich die Lamas und Mönche an der Tötung von Vögeln, Insekten, Ratten und anderen kleinen Tieren, die als Schädlinge betrachtet wurden, beteiligten, und daß sie Schafe und Ziegen schlachteten. Am Abend ließen sich die Chinesen die Menge

an toten Fliegen und Vögeln zeigen und die toten Körper nacheinander zählen. Bei meinen Besuchen in Klöstern habe ich das selbst mehrere Male beobachtet.

Das wesentliche Ziel der Demokratischen Reformen war es, jeden privaten Besitz zu verstaatlichen und „Gruppen der gegenseitigen Hilfe" aufzubauen – Arbeitseinheiten, die sechs bis sieben Familien zusammenfaßten. Diese Einheiten sollten der erste Schritt in Richtung auf ein breiter angelegtes Kommunen-System sein. Nach Durchführung dieser Reformen, so sagten die Chinesen, würden die Tibeter schließlich die Befreiung genießen können.

Die Bevölkerung wurde darüber informiert, daß das ganze in Privatbesitz befindliche Land, alle Herden, das Saatgut und die landwirtschaftlichen Geräte eingesammelt und für die Verbesserung und Modernisierung der kollektiven tibetischen Gesellschaft verwendet würden. Landbesitzer erhielten Empfangsbestätigungen über den Wert ihres Landes und das Versprechen, daß sie bezahlt würden; tatsächlich aber wurden sie niemals entschädigt. Den Leuten wurde erzählt, daß sie anderen privaten Besitz behalten könnten, aber eine bestimmte festgelegte Summe aus ihrem persönlichen Vermögen in das System investieren müßten.

Uns wurde bald klar, daß die langfristigen Pläne der Kommunisten vorsahen, uns alles zu nehmen, was wir besaßen. Die anfänglichen Vorteile, die wir von der Fertigstellung der Xikang-Lhasa-Hauptstraße gehabt hatten, wie zum Beispiel niedrige Preise für die wichtigen Waren wie Tee und Salz waren nicht von langer Dauer. Was immer wir taten, wurde mit immer neuen Restriktionen belegt; dazu gehörten auch neue Kontrollen auf den Karawanenstrecken, die unseren traditionellen Handel erschwerten.

Die Volksbefreiungsarmee stattete uns mit neuen Düngemitteln aus, führte Insektizide ein und sagte uns, daß wir jedes Jahr zwei zusätzliche Ernten erwirtschaften sollten. Aber

der Boden in Bergregionen wie der unsrigen ist sehr empfindlich, und man muß im Anbau abwechseln, so daß einzelne Felder brachliegen und sich erholen können. Zwar erhöhte sich die Ernte in den ersten Jahren, aber schließlich konnte das Land die Last der Überbeanspruchung nicht mehr tragen. Uns wurde klar, daß die Volksbefreiungsarmee zwar behauptet hatte, bessere landwirtschaftliche Methoden einzuführen, daß ihnen aber das grundlegende Verständnis der landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden in unseren Gebieten und unserem Klima fehlte.

Tibeter sehen die Erde als lebendiges Wesen an. Die Gottheiten der Erde, der Berge, des Wassers und der Luft beschützen sie und geben Nahrung. Völliges Gleichgewicht mit unserer Umgebung gehörte seit jeher zu unserer Kultur. Wir bauten nur an, was wir brauchten, und es war immer genug. Bei den Kommunisten erlebten wir dagegen nur Gier.

Es sah so aus, als planten sie, alles Land, das sie bekommen konnten, zu kultivieren, um ihre Armeen mit Nahrung zu versorgen.

Schon seit einiger Zeit hatten die Kommunisten versucht, die Leute zu überzeugen, all ihre Waffen und ihre Munition abzugeben. Wenn diese Waffen in unseren Häusern aufbewahrt würden, könnte es zu gefährlichen Konflikten innerhalb unsere Gemeinschaft kommen, meinten sie. Sie sagten uns: „Ihr müßt euch jetzt wegen Konflikten mit anderen Staaten oder Invasoren keine Sorgen mehr machen, wir werden euch vor ihnen beschützen." Unsere Leute waren natürlich keine Kinder – wir lebten seit Generationen in unserem Land und schützten uns selbst.

In Kham ist es Tradition, daß Männer lange Schwerter haben. Die Kommunisten aber sagten, die Khampas sollten diese Schwerter nicht behalten, da sie sonst untereinander kämpfen und jemanden töten könnten. Diese Anordnung hatte wenig Erfolg, da die Männer keine Notwendigkeit sahen, sich

von außen voreinander beschützen zu lassen. Deshalb versuchten die Kommunisten, das politische Komitee der ortsansässigen Tibeter zu bewegen, die Leute zu beeinflussen. Die Mitglieder des Komitees sagten den Kommunisten: „Wir haben kein Recht, darauf zu bestehen, daß die Leute ihre Waffen abgeben. Das muß jeder Tibeter für sich entscheiden."

Daraufhin wurde eine riesige Versammlung einberufen, und die Chinesen versuchten, meinen Bruder Ochoe dazu zu bringen, alle dazu aufzufordern, ihre Waffen abzugeben. Mein armer Bruder stand mit gesenktem Kopf da wie ein Gefangener, umgeben von chinesischen Soldaten. Die Versammlung dauerte zwei Tage. Obwohl Ochoe Angst hatte, stand er seinen Mann und weigerte sich, den Leuten seinen persönlichen Rat zur Abgabe ihrer Waffen zu erteilen. Schließlich hob er seinen Kopf, schaute in die Augen seiner Freunde, die sich vor ihm versammelt hatten, und sagte: „Die Chinesen sagen, daß wir das tun sollen." Nach der Versammlung schalten ihn die Soldaten. Sie sagten: „Du hättest sagen sollen, du selbst denkst, daß es wichtig ist, daß die Leute ihre Waffen abgeben. Natürlich willigen sie nicht ein, wenn du nur sagst, daß wir es so wollen."

Ochoes Position wurde sehr prekär: Die Chinesen hatten ihn als einflußreiches Sprachrohr ausgewählt. Er war völlig auf ihre Gnade angewiesen, ohne jede Hoffnung, entkommen zu können; doch er wußte auch, daß es nicht richtig war, seinen Einfluß zu nutzen und den Leuten etwas zu raten, was sie gefährden könnte – nur um sich selbst zu retten. Egal, was die Folgen sein würden, er würde niemals als Marionette agieren. Die anderen Mitglieder des Komitees wollten, daß Ochoe für sie sprach, weil er den stärksten Charakter hatte.

Mein Bruder Jughuma, der in Lhasa war, hatte zu diesem Zeitpunkt die Absichten der Volksbefreiungsarmee durchschaut. Er schrieb unserer Familie einen Brief, der uns glücklicherweise ohne die Kenntnis der kommunistischen

Obrigkeit erreichte. Er meinte: „Alle unsere Waffen und die Munition unserer Familie sollten ihnen ausgehändigt werden, denn unser Bruder ist in ihrer Hand. Was die anderen angeht, so haben wir keinerlei Recht, für sie zu entscheiden."

In einer späteren öffentlichen Versammlung sagte Ochoe: „Wir haben beschlossen, unsere Waffen zu übergeben, denn für unsere Familie gibt es keine Alternative. Was euch angeht, so ist es eure eigene Entscheidung. Ihr habt das Recht, selbst zu entscheiden." Unsere Familie besaß sieben Gewehre, drei Pistolen – eine davon war eine deutsche Luger, die man mit mehreren Ladungen Munition ausstatten konnte – und Schwerter. Alle Familien besaßen Gewehre und Munition, aber niemand hatte so etwas wie ein Maschinengewehr.

Nach dem Versuch der Volksbefreiungsarmee, das politische Komitee dafür zu benutzen, die Leute zur Abgabe ihrer Waffen zu bewegen, wurden die Mitglieder des Komitees nach Karze gebracht und dort in ein großes Haus im westlichen Teil der Stadt einquartiert. Wachen standen davor. Von diesem Zeitpunkt an lebten sie quasi unter Hausarrest, und die Öffentlichkeit hatte keinen Zutritt zu ihnen. Das geschah, ohne daß Anklage gegen sie erhoben worden wäre. Uns wurde nicht einmal gestattet, ihnen Essen zu bringen oder für kurze Zeit alleine mit ihnen zu sprechen.

*

Im Jahr 1956 kam es in der Region Karze zu den ersten Foltersitzungen, die als *Thamzing* bekannt sind. Das Ziel von Thamzing war es, die Bevölkerung zu spalten. Kinder wurden dazu aufgerufen, ihre Eltern zu denunzieren, Bedienstete ihre Arbeitgeber und die Bauern und Mönche der Klöster ihre Lamas und Äbte. Beim Thamzing wurde der Gefangene von zwanzig, fünfzig oder sogar hundert Menschen gequält und gedemütigt. Kinder und Familienmitglieder wurden mitunter

gezwungen, Gewaltakte gegen ihre eigene Familie zu verüben und taten es aus Angst, sonst selbst gefoltert zu werden. Viele Tibeter starben in der Folge solcher Sitzungen.

Eines Tages wurden alle Bewohner der Stadt zusammengerufen, um an einer Thamzing-Sitzung teilzunehmen. Mehrere Leute aus dem Ort und ein Lama waren verhaftet worden. Zu unserem Entsetzen war es der Lama unserer Familie, Kharnang Kusho, der in unserer Stadt als erster gedemütigt werden sollte. Eine der Soldatinnen ging zu den Gefangenen. Bettler wurden angewiesen, zu beobachten, was sie tat, denn danach sollten sie das gleiche tun. Kharnang Kusho wurde gezwungen niederzuknien, und die Soldatin kniete sich auf seine Beine hinter ihn. Dann nahm sie ein Seil und legte es ihm in den Mund, wie man es mit einem Pferd macht, und riß seinen Kopf zurück. Sie schüttete ihm Urin ins Gesicht und versuchte, ihn zum Trinken zu zwingen. Als er sich weigerte, kippte sie ihm die Flüssigkeit ins Gesicht.

Im weiteren Verlauf der Thamzing-Sitzung wurden die knienden Gefangenen gezwungen, sich zur Menge zu drehen. Einige der Leute erhoben sich, als sie sahen, wie Kharnang Kusho behandelt wurde, und riefen: „Was hat unser Lama verbrochen, daß ihr ihn so behandelt?" Sofort wurden sie von Soldaten abgeführt und auf einen Lastwagen verladen, der sie ins Gefängnis brachte. Die Chinesen begründeten ihre Religionsverfolgung Kharnang Kusho gegenüber mit den Worten: „Im Namen Gottes warst du schlecht und hast die Öffentlichkeit mit deiner Doktrin zu deinem eigenen Vorteil zum Narren gehalten."

Nachdem wir an diesem Tag die Demütigung unserer Lamas und Freunde mit eigenen Augen mitangesehen hatten, weinte die ganze Gruppe und sagte: „Nun ist unsere Zeit gekommen, daß wir unter den chinesischen Kommunisten leiden müssen."

*

Eines Tages wurde unsere Familie darüber informiert, daß es am darauffolgenden Morgen eine Verhandlung in Karze geben sollte; man erwartete von uns, daran teilzunehmen. Die Soldaten führten alle verhafteten Mitglieder des politischen Komitees, auch meinen Bruder Ochoe und andere wichtige Tibeter sowie mehrere Lamas des Karze-Klosters vor. Sie wurden ins Zentrum der Stadt gebracht und mußten vor den Leuten knien. Dann wurden sie geschlagen und beschimpft.

Vor diesen Gewaltanwendungen hatten regelmäßig öffentliche Versammlungen stattgefunden. Die Chinesen hatten uns mitgeteilt, daß die Bevölkerung offiziell in fünf Klassen aufgeteilt sei: die religiöse Gemeinschaft, kapitalistische Landbesitzer, die Mittelklasse – Kaufleute, Handwerker und Bauern (die eigenes Land besaßen) –, landwirtschaftliche Arbeiter und Bedienstete. Sie erklärten, es solle keine Unterschiede zwischen Reichen und Armen geben, alle sollten gleich sein. Sie behaupteten, die Wohlhabenden der Gesellschaft hätten ihren Reichtum angehäuft, indem sie Bettlern ihre Rechte vorenthielten.

Weder ihre Ideologie noch die Thamzings machten für uns Sinn. Wir hatten den Eindruck, die Kommunisten seien plötzlich total verrückt geworden. Wir trauten ihnen zwar nicht, aber diese Art der Grausamkeit hatten wir uns nicht vorstellen können. Die Menschen aus Kham hatten viele Schlachten gesehen. Und wenn eine Schlacht notwendig werde, so glaubten sie, müsse sie fair und tapfer geschlagen werden.

Es konnte keinen Zweifel mehr daran geben, daß die Volksbefreiungsarmee unser Feind war. Wir begannen, gegen den Plan der erzwungenen „Kommunalisierung" unserer Region zu rebellieren. Die meisten der kräftigen, jungen Männer beschlossen nun, sich mit Waffen und Munition in die Wälder zurückzuziehen, um sich auf den Kampf vorzubereiten. Nur die Alten, Frauen und Kinder, die Bettler und die ganz

Armen, die nichts zu verlieren hatten, blieben.

Die Chinesen hatten auf einige der Bettler und Armen Einfluß genommen und ihnen gesagt: „All euer Reichtum wurde euch von diesen Menschen genommen. Jetzt ist es Zeit, ihn euch zurückzuholen. Wir stehen hinter euch." Die Chinesen gaben ihnen „Titel", sie wurden in Uniformen gesteckt und bewaffnet. Nun sollten sie als Funktionäre respektiert werden. Zu manchen von ihnen, vor allem zu Bettlerinnen, sagten die Chinesen: „Wir geben dir sehr viel Geld, wenn du diesen inkarnierten Lama schlägst." Manche nahmen das Geld, weigerten sich aber, Hand an den Lama zu legen, während andere sehr gierig waren und nahezu alles für die Chinesen taten.

Die neuen Kader machten sich einen Namen als *Hurtson Chenpo*, als „eifrige Arbeiter". Anfangs konnten sie nicht richtig mit ihren Gewehren umgehen, und wir lachten über ihre Versuche. Aber unsere Witze waren kurzlebig. Es bereitete uns großen Kummer, ehemalige Bettler zu sehen, die immer das von ihnen erwählte Leben hatten führen dürfen, für die großzügig gesorgt worden war und die sich nun gegen ihr eigenes Volk wandten. Aber einer der wesentlichen Nachteile für die Chinesen war, daß keiner dieser neuen Funktionäre wirklich wußte, wie man sich als Anführer zu verhalten hatte. Sie konnten sich nicht richtig ausdrücken, und das führte oft zu Verwirrung.

Die neuen Funktionäre verwendeten religiöse Thangkas als Satteldecken, und sie lachten und machten sich im Vorbeireiten über andere Tibeter lustig. Eines ihrer Lieder verglich die chinesischen Anführer mit Adlern und die Tibeter mit Geiern, die versuchten, die Adler nachzuahmen – und daß wir uns einbildeten, genauso hoch aufsteigen zu können. Sie verglichen uns mit einem Ochsen, der versucht, genauso behende und graziös zu sein wie ein *Drong*, ein wildes Yak, oder mit einem Schakal, der in der Höhle eines Tigers sitzt und so tut, als sei er

der Tiger. Für uns war es bestürzend, zu sehen, daß viele ihrer Pferde so schlecht behandelt wurden, daß sie starben.

Bevor den Bettlern eine Verantwortung übertragen wurde, wurden sie vollständig indoktriniert, bis sie glaubten, daß die wohlhabenden Tibeter und regionalen Anführer ihre Feinde seien. Man sagte ihnen, ihre Hauptaufgabe sei, die Gesellschaft zu beobachten und anzugeben, wer unter der Bevölkerung nationale Gefühle hege. Mehr als die Hälfte derer, die solche Positionen verliehen bekamen, verstanden sich als loyale Tibeter; da sie aber Lebensmittel erhielten und besondere Vorzüge genossen, schwiegen sie. Yulo Gonpo, ein Bettler, der in meiner Gegend im Jahr 1956 bekannt war, wurde auf die höchste Verwaltungsposition befördert, die solchen Leuten gewährt wurde. Er wurde auf der Sekretärsebene eingesetzt: Das erlaubte es ihm, bei den Sitzungen von Planungskomitees anwesend zu sein.

Auch Bedienstete und wirklich arme Menschen erhielten diese Positionen, aber in den meisten Fällen versuchten sie, der tibetischen Gemeinschaft zu helfen. Doch selbst ein gutklingender Titel eines Tibeters hatte natürlich eigentlich keine Bedeutung. Ein normales Mitglied des chinesischen Personals mit niedrigem Rang hatte immer noch mehr tatsächliche Macht.

Unsere engen Freunde, die Shivatsangs, waren in einer schwierigen Lage. Wie alle prominenten Familien wurden sie gut überwacht; und jeder, der mit ihnen zusammen gesehen wurde, war in Gefahr, selbst unter Dauerüberwachung gestellt zu werden. Nachdem Shivatsangs Mutter gestorben war, entschied sich die Familie zögernd dafür, Karze zu verlassen. Die Kommunisten hatten öffentlich erklärt, daß jeder frei reisen dürfe, aber natürlich war das nicht wirklich der Fall. Doch einer so prominenten Familie konnte man nicht so ohne weiteres die Bewegungsfreiheit einschränken, ohne einen Zwischenfall zu provozieren. Als ein wichtiger chinesischer

Beamter, der in Dartsedo stationiert war, nach Karze kam, nutzte Shivatsang die Gelegenheit und erklärte ihm, daß er und seine Familie auf eine Wallfahrt nach Lhasa gehen würden. Die Familie reiste ab und kam nie zurück. Wir hofften, daß sie es irgendwie geschafft hatten, in ein Gebiet zu fliehen, in dem sie sicher waren.

Bald nachdem die Kommunisten in Karze angekommen waren, hatte das Khangsar-Oberhaupt, Yeshi Dorje, beschlossen, nach Dartsedo zu gehen und zu versuchen, vernünftig mit der Verwaltung zu reden. Man gab ihm die politische Stelle eines Generalsekretärs der Autonomen Präfektur von Karze. Seine Versuche, vernünftige Gespräche zu führen, erwiesen sich jedoch als fruchtlos. Von diesem Zeitpunkt an wurden er und andere Anführer verschiedener Regionen in Kham verpflichtet, an Sitzungen teilzunehmen und sich an nie endenden Aufgaben zu beteiligen. Das machte es ihnen unmöglich, in ihre jeweiligen Regionen zurückzukehren und ihren Einfluß auf die Bevölkerung geltend zu machen. Während der Kulturrevolution in den folgenden Jahren litt Yeshi Dorjes Familie schwer unter der chinesischen Herrschaft.

*

Die Entwicklung in Karze war bald an einen Punkt angekommen, an dem chinesische Soldaten Familienangehörige aus ihren Häusern holten und sie in den Wald führten. Dort wurden sie gezwungen, den Männern in ihrem Versteck zuzurufen: „Wenn ihr die Waffen nicht niederlegt, wird unsere Familie verfolgt werden." Der Wald war so dicht und unsere Männer so vertraut mit seinen Tiefen, daß es für die Chinesen unmöglich war, zu sehen, wo sich die Männer versteckt hatten. Aber sie hofften, daß sie auf ihre Namen reagieren würden.

Schon bald darauf wurde von allen verlangt, die Besitztümer abzugeben, auch die silbernen Ziergegenstände, die jeder besaß, und das Gold, das nur wenige hatten. All unsere Ringe, Armbänder und traditionellen Schmuckgegenstände, die wir über unseren Kleidern trugen, ja selbst unsere bessere Kleidung wurden beschlagnahmt. Zum Anziehen ließen sie uns nur alte abgetragene Kleidung. Die Soldaten nahmen auch Statuen von den Altären in den Häusern der Leute. Sie spotteten: „Jetzt werden wir ja sehen, ob deine Statue in den Himmel kommt, wenn ich darauf schieße." Und sie schossen und beschädigten die Statue.

Einige Familien konnten ein paar ihrer Sachen vergraben. Manche wurden dabei erwischt und bestraft. Ein Einwohner unserer Stadt wurde gefoltert, geschlagen und mit hinter den Rücken gefesselten Händen an einem Pfahl aufgehängt. Unter ihm wurde eine stark rauchende Feuerstelle aufgebaut. Seine Fußsohlen wurden rot und bekamen Blasen von der Htze, und sein Gesicht wurde ganz schwarz. Bald war er nicht mehr in der Lage zu sprechen, schließlich wurde er bewußtlos. Manche wurden an Ringen um ihre beiden Daumen aufgehängt. Dabei wurde das Fleisch durch das Gewicht abgerissen. Wer die Schmerzen nicht mehr aushalten konnten, schrie: „Ja, ich hab etwas versteckt. Ich werde euch zeigen, wo es ist. Laßt mich bitte herunter." Aber selbst wenn die Chinesen zum Versteck gebracht und die Schätze ausgegraben worden waren, wurde der Befragte nicht entlassen. Die Chinesen glaubten nicht, daß er nicht noch mehr versteckt und weitere Informationen hatte. Am nächsten Tag folterten sie vielleicht wieder, quälten die gleichen Finger, wiederholten die Prozedur an den gleichen wunden Stellen, es gab keine Antwort, die sie zufriedenstellte.

Die Verfolgungen durch die Volksbefreiungsarmee in der Gegend von Karze waren typisch. Da so viele Tibeter starben, beschlossen die Chinesen jedoch, sich auf Strategien wie die Bambusmethode zu verlegen. Dabei wurde ein feiner

Bambussplitter unter einen Fingernagel eingeführt. Der Bambus wurde so lange gewaltsam weitergeschoben, bis er durch die Haut brach. Auf diese Weise wurden die Menschen nachhaltig eingeschüchtert, blieben aber für eventuelle weitere Informationen am Leben.

Noch bevor ich wieder in das Dorf meiner Familie zurückkehrte, wurde mir klar, daß es notwendig war, unseren Männern in den Wäldern zu helfen, und sie über das, was in Karze und Lhobasha passierte, auf dem laufenden zu halten. Dies schien mir die beste Möglichkeit, etwas für den Widerstand zu tun. Ich sprach vertrauenswürdige Freundinnen an und baute mit ihnen eine Untergrundgruppe tibetischer Frauen auf. Sie brachten wieder andere, die mit uns arbeiteten. Wir beschlossen, mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu kämpfen. Unsere Planung machten wir zum größten Teil im Jahr 1956, die Umsetzung folgte ein Jahr später. Wir trafen uns nachts, verhängten die Fenster unseres Treffpunktes und postierten Wachen. Wir sprachen nur im Flüsterton miteinander und horchten immer auf die Gong *An Ju*, die Polizei, die auf der Straße vorbei kommen konnte.

Schließlich waren zwischen fünfzig und sechzig Frauen beteiligt. Tagsüber achteten wir darauf, als unbekümmerte, dumme Frauen zu erscheinen, die einfach so in der Stadt unterwegs waren. Wenn wir einander am Tage begegneten, taten wir, als ob wir uns nicht kannten. Wir hatten ein ganzes Netzwerk von Leuten, die Nachrichten weitergaben.

Unsere Gruppe beobachtete die militärischen Anlagen und das Gefängnis. Die Kommunisten argwöhnten nie, daß wir ihre gesamte militärische Situation im Blick hatten. Wir fanden heraus, welcher Führer in welchem Haus der Siedlung arbeitete, wo sich die Türen befanden, wie viele neue Soldaten ankamen und wie sie bewaffnet waren. Manchmal berichteten uns Leute, die für kleinere Straftaten wie Diebstahl oder Streitereien verhaftet worden waren, nach ihrer Entlassung,

was sie im Gefängnis gehört oder gesehen hatten.

Meine Aufgabe bestand vor allem darin, Kontakte und Kommunikation zu ermöglichen und die Männer über neue Entwicklungen auf chinesischer Seite zu informieren. Ich traf für manche Frauen Verabredungen, sich an einem bestimmten Punkt zu treffen, wenn wir den Männern in den Wäldern Nachschub und Informationen brachten. Ich verließ das Haus nicht sehr oft, da wir annahmen, sie könnten mich wegen der Bekanntheit meiner Familie verdächtigen. Wenn ich ausging, erweckte ich den Eindruck, vor lauter Kummer über das erfahrene Leid verrückt geworden zu sein. Ich war schwanger und trug mein Haar offen. Ich gab mir keine Mühe mehr, saubere Kleidung zu tragen, und bot einen bedauernswerten Anblick. Die Leute sagten: „Schaut nur, was aus Adhe geworden ist."

Einer der Führer der Tibeter im Widerstand war mein Schwager Pema Gyaltsen. Im Laufe des Nachmittags kam er immer ein Stück aus dem Wald in Richtung Stadt herunter, um mit mir zu sprechen und einen Treffpunkt für später zu verabreden. Gegen Abend versuchten einige Männer herunterzukommen, um mit ihren Familien zu sprechen. Aber die, die in der Stadt zurückgeblieben waren, schickten den Männern im Wald immer die Nachricht: „Kommt nicht herunter. Gebt niemals auf. Sie haben uns schon so viel angetan; und morgen werden sie Schlimmeres tun. Wir werden immer versuchen, euch mit Nachschub zu versorgen." Und wir brachten ihnen *Tsampa* (ein Hauptnahrungsmittel, das aus geröstetem Gerstenmehl hergestellt wird), Butter, und was immer wir bekommen konnten.

Da die Chinesen keinen Erfolg damit hatten, die Männer zu zwingen aus ihren Verstecken in den Bergen zu kommen, begannen sie Flugzeuge einzusetzen. Mit Hilfe einer Luftaufklärung konnten sie viele ausfindig machen. Drei Divisionen Kavallerie wurden nach Karze gebracht, und

weitere Truppen folgten. Nun begann die Schlacht zwischen den Tibetern und der Volksbefreiungsarmee wirklich.

7
Verzweifelte Kämpfe

Verglichen mit den Chinesen waren unsere Männer armselig für den Kampf ausgerüstet. Die Munition der Widerständler kam aus privaten Beständen und reichte meistens nur für hundert bis zweihundert Ladungen. War sie aufgebraucht, hatten die Männer nur noch ihre Schwerter und ihre Dolche. Deshalb versuchten die Tibeter immer, sofort Gewehr und Kugeln an sich zu nehmen, wenn ein Chinese im Kampf fiel. Als unsere Männer schließlich keine Munition mehr hatten, zerstörten sie ihre Gewehre, damit die Volksbefreiungsarmee sie nicht benutzen konnte.

Trotz unserer Anstrengungen wurden wir mit jedem Tag weniger. Egal, wie viele Chinesen getötet wurden, es kamen immer welche nach. Als Ersatz kamen unverbrauchte Truppen, die komplett mit modernen Waffen ausgestattet waren.

Im Jahr 1956 nahm die Zerstörung in allen Bezirken innerhalb der Autonomen Präfektur Karze – Nyarong, Lithang, Karze, Derge, Bathang, Markham und Setha – überhand. Die Chinesen hatten mit Bombardierungen aus der Luft begonnen und damit eine Methode gefunden, mit den Khampas, die beim Kampf in den hohen Bergen körperlich überlegen waren, fertig zu werden. Flugzeuge aus russischer Produktion starteten von den Flugplätzen in Karze und Chengdu zu Bombenangriffen. Sie verbreiteten Panik und Verwüstung überall in Kham.

Es war ein verzweifeltes Jahr für die Menschen meines Landes. Eine derartige Verwüstung hatte es noch nie gegeben. Die Klöster in Lithang, Bathang, Derge, Gyalthang und Changtreng wurden bombardiert. Fast alle ihre Reichtümer, darunter viele heilige Schriften, wurden beschlagnahmt und nach China gebracht. Den Lamas einiger Klöster gelang es lediglich, einige wenige religiöse Objekte zu verstecken und

damit in Sicherheit zu bringen.

Viele Tibeter, die zu den oberen drei Schichten gehörten – die Chinesen hatten unsere Gesellschaft in insgesamt fünf dieser Schichten eingeteilt –, wurden verhaftet, und viele von ihnen wurden öffentlich erschossen. Viele Lamas und Mönche wurden ohne Grund inhaftiert, öffentlichen Demütigungen ausgesetzt oder in öffentlichen Verhandlungen, in denen die tibetische Bevölkerung keine Stimme hatte, zum Tod verurteilt. 1956 und 1957 wurden in der Region Karze mehrere tausend Menschen hingerichtet, weil sie an dem Aufstand teilgenommen oder den Männern in den Wäldern geholfen hatten.

Das Ereignis, das schließlich die gleichzeitigen Erhebungen überall in Kham auslöste, war die Bekanntmachung der „Demokratischen Reformen" in allen Bezirken: Sie einigte das ganze östliche Tibet in seinem Kampf um Freiheit. Zwar war es den Anführern in so weit auseinander liegenden Gebieten wie Bathang und Lithang im ersten Monat des Jahres 1956 unmöglich in Kontakt zu kommen, doch lösten die ähnlichen Umstände in ihren Regionen die gleichen Reaktionen bei den Menschen aus. Den Tibetern war klar, daß die Schaffung von Kommunen, die von Mitgliedern der Kommunistischen Partei streng kontrolliert wurden, unsere Religion und Kultur völlig zerstören würde.

Im Frühling 1956 ging es den Einwohnern von Nyarong genauso wie den Tibetern überall in Kham. In jedem Dorf erlitten Lamas und Anführer in Thamzing-Sitzungen Demütigungen, Gewalt und manchmal den Tod. Die Mitglieder der Familie eines Verwaltungsbeamten im östlichen Nyarong, die sich weigerten, ihre Waffen auszuhändigen, wurden erschossen. Dieser Vorfall führte überall in der Region zu der Entscheidung, die Volksbefreiungsarmee zu bekämpfen.

Die Chinesen hatten bei ihrer Planung einen Fehler gemacht: Die Achtzehnte Armee ließ eine kleinere Anzahl von Truppen

in Nyarong zurück, nachdem sie auf ihrem Weg nach Chamdo durchmarschiert war. Obwohl ihre Divisionen in gewissen zeitlichen Intervallen durchkamen, waren viele Gebiete nur unzureichend bewacht. Anfang März 1956 kam es zu zwei wichtigen Schlachten. Die tibetische Bevölkerung erhob sich und griff chinesische Lager an; und unter der Führung von Dorje Yudon, einer der Frauen Gyari Nyimas, griffen sie die kommunistische Garnison in der Festung des Weiblichen Drachens an und belagerten es ungefähr einen Monat lang. Überall in Nyarong erlitten die Chinesen große Verluste. Aus Karze geschickte Ersatztruppen wurden geschlagen, bis später im Monat eine Kolonne von mindestens fünfzehntausend Soldaten der Achtzehnten Armee geschickt wurde, um mit den Rebellen fertigzuwerden. Nach schweren Kämpfen brachten die Chinesen die Situation unter ihre Kontrolle, und die Rebellen wurden zur Flucht in die Berge gezwungen.

Die geringe Anzahl tibetischer Männer, die in die Kämpfe verwickelt waren, konzentrierte ihre Bemühungen von nun an darauf, die Konvois der chinesischen Lastwagen auf den neuen Straßen anzugreifen. Wegen des tibetischen Widerstandes brachten die Chinesen immer größere Mengen an Versorgungsnachschub ins Land, bewacht von schwerbewaffneten Soldaten. Die Lastwagen fuhren gemeinsam in großen Konvois, aber die Tibeter konnten sie stoppen, indem sie einen Erdrutsch auslösten.

Aus Angst, daß die Rebellion sich in das Innere von Tibet ausbreiten könnte, setzte die Volksbefreiungsarmee weitere achtzehn Divisionen mit vierzigtausend Soldaten ein. Die Zahl der Flüchtlinge aus Kham und Amdo, die nach Lhasa kamen, stieg auf beinahe zehntausend. Viele dieser Männer waren zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre alt.

*

In Nyarong gibt es eine weite Ebene namens Bu na thang. Dort beschlossen später im Jahr 1956 viele aus den verschiedenen Orten versprengte Widerstandskämpfer, sich zu einer neuen großen Gruppe zusammenzuschließen. Viele Frauen, Kinder und Alte waren bei den Männern, denn die Situation in ihren Dörfern war zu diesem Zeitpunkt schon unerträglich geworden. Die meisten Tibeter aus dem Osten Khams hatten keine Munition mehr und nur noch ihre Schwerter zum Kämpfen. Unglücklicherweise wurde die Gruppe von der Luftüberwachung ausgemacht und schon kurz nach ihrer Ankunft von drei Reihen chinesischer Infantrie eingekreist.

Die Männer, die hier kämpften, waren verzweifelt. Sie mußten nicht nur sich, sondern auch ihre Familien beschützen; sie waren unterernährt und erschöpft. Auf dem Schlachtfeld herrschten Panik und Verzweiflung. Frauen, Kinder, Säuglinge und Alte waren von Kämpfenden eingeschlossen.

Viele wehrfähige Tibeter aus unserer Region wurden in dieser Schlacht getötet. Noch im Tod hielten sie ihre Schwerter so fest und unerbittlich umklammert, daß ihre Hände vom Blut ganz braun waren.

Ein Mann namens Aghey lebt heute noch in Nyarong. Meine Familie stand ihm und seinen Eltern sehr nahe; seine Mutter war eine ältere Schwester von Pema und Dechen Wangmo Shivatsang, meinen Freundinnen aus Karze. Ihre Familie lebte in der Nomadengegend Phitsha, zwischen Nyarong und Lithang. Auf der Ebene Bu na thang verlor Aghey seine Eltern und alle seine Familienangehörigen. Er war damals erst fünfzehn Jahre alt, in der Schlacht wurden seine beiden Beine und ein Arm verletzt.

Nach der Schlacht untersuchten die Chinesen jeden Körper genau, um sicherzugehen, daß wirklich alle tot waren. Wer sich tot stellte und lebend gefunden wurde, wurde erschossen. Aus einer Laune heraus beschlossen sie glücklicherweise, Aghey nicht zu erschießen. Er stand neben den Leichen seiner Eltern

und hob die Hände als Zeichen seiner Kapitulation. Als er sich auf dem Feld umschaute, sah er überall Leichen. Sie wirkten wie zahllose verstreute Kieselsteine. Er sah den Körper einer tibetischen Mutter, die erschossen worden war. Ihr kleines Baby lebte noch. Das weinende Kind versuchte, an ihren Brüsten zu saugen und probierte erst die eine, dann die andere Brust. Die Chinesen nahmen das Kind mit.

Hunderte Geier begannen am Himmel zu kreisen. Das Wasser vieler kleiner Rinnsale, die durch das Feld sickerten, war rot von vergossenem Blut. Die Rinnsale blieben für mehrere Tage verfärbt.

Sofort nach seiner Verhaftung brachte man Aghey ins Krankenhaus. Die Chinesen versuchten, mehr Informationen aus ihm herauszuholen: Wie viele Menschen sich noch in den Wäldern versteckten, wer ihnen half und ihnen Informationen brachte und wie die Pläne der verbliebenen tibetischen Kämpfer aussahen. Aghey wurde zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Inzwischen kämpften die Tibeter auf der Karze zugewandten Seite immer noch in den Wäldern.

In Setha – einer Region nördlich von Karze an der Golok-Grenze von Kham und Amdo – gibt es einen sehr hohen Berg, dessen Gipfel immer von Nebel umgeben ist. Sein Name ist Sergyi Drongri Mukpo, Stätte des Goldenen Yaks. Er wird als heilig angesehen, als Sitz der weiblichen Gottheit Mahakala. Irgendwann im Jahr 1957 versteckten sich mehrere tausend tibetische Kämpfer am Fuß des Berges. Einer der Anführer war ein Oberhaupt der Nomaden namens Washul Tolho. Pema Gyaltsen hatte sich dieser Gruppe anschließen wollen, aber da Ochoe unter so strenger Überwachung stand, hatte er beschlossen, in der Nähe von Karze zu bleiben.

Im Winter fand hier eine große Schlacht statt. Die Chinesen hatten aus der Ebene Pferde mitgebracht, die an die Umgebung nicht gewöhnt waren und mit ihren Hufeisen im Schnee rutschten. Doch die Tibeter, die mit ihren letzten Gewehren

und Schwertern und den Resten ihrer von zu Hause mitgebrachten Munition kämpften, wurden wieder durch die Luftüberwachung entdeckt. Bald war ihre Munition verbraucht, und sie mußten sich auf den Kampf mit ihren Schwertern verlegen. In Schlachten wie dieser ergaben sich die Khampas selten; sie war eine Sache auf Leben und Tod. Am Ende waren die meisten von ihnen tot. Einige Tibeter wurden verhaftet und gefangen genommen. Unter ihnen waren auch Washul Tolho und seine Frau Sonam Dolma. Washul Tolho wurde geschlagen und vor den anderen Gefangenen herumgeschleift. Ein Seil wurde ihm um den Hals gelegt und um seine Arme geschlungen; dann band man ihm seine Hände damit auf den Rücken. So brachten sie ihn vor seine Frau. Als sie ihm ins Gesicht schaute, konnte sie sehen, daß er kaum mehr lebte. Er war nicht in der Lage, ein Wort zu sagen, und nach wenigen Augenblicken starb er. Jahre später sollte ich Sonam Dolma kennenlernen und die Einzelheiten erfahren, die zu ihrer Verhaftung geführt hatten.

Als Leute danach zum Schauplatz der Schlacht von Sergyi Drongri Mukpo gingen, schienen sie, wohin sie auch blickten, überall die Kadaver von Pferden, verwesende menschliche Körper und Knochen zu sehen. Über dem Platz hing eine ganze Weile der strenge Geruch des Todes.

*

In dieser Zeit war der chinesische Militärführer Xian Zhang einer der entsetzlichsten Verfolger in unserer Gegend. Er war Funktionär auf der Unterbezirksebene, der sowohl für die militärische als auch für die zivile Verwaltung verantwortlich war. (Überall in Kham kamen die zivilen Verwaltungsfunktionäre aus dem Militär, sie hatten einfach ihre Uniformen gegen Zivilkleidung ausgetauscht.) Sein Haus lag außerhalb des chinesischen Militärlagers in Lhobasha im

nördlichen Teil der Stadt, den wir Drushi nannten. Er verbrachte viel Zeit in seinem Haus, aber da er der erste Funktionär in unserem Bezirk war, reiste er auch oft zur Garnison und zum Dzong in Karze. Immer wenn er durch das Dorf ging, erweckte er einen Eindruck von großem Selbstvertrauen. Er war immer bewaffnet und mit einer Gruppe von Soldaten umgeben.

Dieser Funktionär, der im Gefolge der ersten kommunistischen Militärkräfte in Lhobasha angekommen war, war es, der die schrecklichen Folterungen einführte, unter denen die Bevölkerung der Region Karze zu leiden hatte. Tibeter meiner Generation waren nie zuvor der Willkür eines solch grausamen und berechnenden Menschen ausgesetzt gewesen. Sein Herz schien aus Stein zu sein. Durch ihn erfuhren wir, daß die Chinesen uns für wertlose Barbaren hielten – wie jeden, der kein Chinese ist. Obwohl sie Anweisung erhalten hatten, ihren traditionellen Ausdruck für wilde Barbaren, *Mantze*, nicht zu benutzen, konnte man ihn von nun an hören.

Das ungewöhnlich grausame Verhalten dieses chinesischen Verwaltungsfunktionärs, sein aufdringliches Gehabe, seine Verachtung uns gegenüber und die Greueltaten, die er anordnete, schürte den Haß der Bevölkerung. Er verwandelte unseren Bezirk in ein Gebiet des Mißtrauens und der Angst. Er interessierte sich vor allem dafür, wertvolles Gold und Zi-Steine anzuhäufen, und folterte auch ältere Menschen, um herauszufinden, wo sie ihren Schmuck versteckt hatten. Eines Tages hörten wir von seinem Befehl, ein verheiratetes Paar aus Karze erhängen zu lassen, das sich offen gegen chinesische Anweisungen gestellt hatten. Dieser Vorfall gab den Anstoß für unser entschiedenes Handeln gegen ihn.

Wir informierten die Männer im Wald, wo das Haus des Funktionärs in Drushi lag und wie viele Soldaten es bewachten. Gegen Ende des Jahres 1956 überfielen Pema Gyaltsen und

vier seiner Männer in einer Winternacht seine Residenz. Sie überraschten die draußen postierten Wachen und erstachen sie. Die sich im Haus befindenden chinesischen Offiziere ruhten sich gerade aus. Sie vertrauten auf die Wachen. Zwar hingen die Gewehre der Offiziere an der Wand, aber die Männer waren durch die langen, scharfen traditionellen Schwerter der Tibeter so eingeschüchtert, daß sie sich nur duckten und ihre Köpfe mit den Händen bedeckten. Alle drei wurden getötet. Die Nachricht von diesem Angriff verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der tibetischen Gemeinschaft. Dieser Erfolg gab unseren Leuten eine Welle der Hoffnung; doch wir wußten in diesem Moment noch nicht, wohin er führen sollte.

Die Chinesen erhoben den ermordeten Militärvorgesetzten zum „Märtyrer" und „Freiheitskämpfer", bezeichneten ihn als loyalen Kommunisten, der sein Leben gegeben habe für die großartige Vision Mao Zedongs. Sie veranstalteten eine große Beerdigungsprozession mit vielen Blumen und Reden. Seine Leiche wurde später für ein Heldenbegräbnis nach China überführt. Nach seinem Tod setzten in unserem Ort die mit Folter verbundenen Formen der Verfolgung für eine Weile aus.

Eines Tages beschloß ich zu versuchen, meinen Bruder Ochoe in Karze zu besuchen. Ich wickelte Chimi in warme Kleider, und wir beide ritten auf meinem Pferd. Ich war zwar froh, daß es mir erlaubt wurde, mich mit Ochoe zu treffen, und es freute mich auch, zu sehen, daß der Anblick seines Neffen ihn aufheiterte; aber die Ungestörtheit für eine ernsthafte Unterhaltung wurde uns nicht gewährt. Während Chimi und ich in dem Gebäude waren, fielen wir einem der chinesischen Offiziere auf. Vielleicht war es der Anblick meiner ärmlichen Kleidung, der ihn veranlaßte, mir eine große Menge Silberstücke im Tausch gegen meinen Sohn zu bieten. Ich dankte ihm, schüttelte aber mit gesenktem Blick den Kopf. Ich hoffte, er würde nicht bemerken, wie meine Knie zitterten, als er mir erklärte, daß Chimi ein sehr gutes Leben haben könne,

wenn ich nur bereit sei, ihm zuliebe ein persönliches Opfer zu bringen.

Ich drückte mein einjähriges Baby fester an mich – in diesem Moment spürte ich, was er mir bedeutete. Er und das ungeborene Kind, das ich trug, waren alles, was mir von dem Leben mit meinem Mann geblieben war. Wenn ich in sein Gesicht sah, konnte ich Züge seines Vaters ebenso wie Ähnlichkeiten mit mir selbst erkennen. Die Liebe, die Chimi für mich empfand, war das Wertvollste, was mir in meinem Leben geblieben war. Und ich konnte mir nicht vorstellen, daß er irgendwohin gebracht werden sollte, wo er nichts von seinem Vater und seinem Erbe kennenlernen sollte, wo er von seiner Mutter getrennt wäre und lernen sollte, ein anderes Leben zu führen, das zwar vielleicht bequemer, letztlich aber eine Lüge war. Ich beeilte mich, nach draußen zu kommen und beschloß, meinen Sohn nicht mehr nach Karze mitzubringen, ehe sich die Situation vielleicht verändert hätte.

Eines Tages im Winter 1957 wurde mein Bruder Ochoe und andere Mitglieder des politischen Komitees des Mordes an jenem Verwaltungsfunktionär angeklagt. Es wurde bekanntgegeben, daß Ochoe hingerichtet werden sollte.

Als Pema Gyaltsen davon hörte, beschlossen er und vier andere Männer, sich zu ergeben. Er wollte nicht, daß Ochoe hingerichtet würde; er gehörte nicht nur zur gleichen Familie, er war auch ein fähiger, hart arbeitender und nützlicher Mann für die Gesellschaft. Pema und seine Männer kamen aus den Bergen herunter und ergaben sich. Er sagte den Chinesen: „Mein Schwager stand die meiste Zeit unter Hausarrest, deshalb ist es nicht möglich, daß er bei dem Anschlag seine Hände im Spiel hatte. Tatsächlich bin ich es, der ihn durchgeführt hat. Es gibt keinen Grund, meinen Schwager für Dinge hinzurichten, die er nicht getan hat." Pema Gyaltsen wurde sofort in Ketten gelegt. Die anwesenden Offiziere der Volksbefreiungsarmee lobten ihn dafür, daß er seine Tat

gestand und versprachen ihm, daß er bald entlassen würde. Kurz bevor er abgeführt wurde, schaute er dahin, wo seine Familie stand. Für eine Sekunde trafen sich unsere Blicke, dann half man ihm und den anderen auf den hinteren Teil eines Lastwagens. Fast ein Jahr lang wurde Pema Gyaltsen in Ketten in Einzelhaft gehalten.

Als die Tibeter, die in den Wäldern zurückgeblieben waren, hörten, was Pema widerfahren war, kam es zu einem weiteren Kampf, einer sehr heftigen Schlacht, in deren Verlauf die meisten der restlichen Männer umkamen. In unserer Region blieb nur eine Handvoll übrig.

Es schien nun keine Hoffnung mehr für uns zu geben. Die Chinesen hatte uns alles genommen. Unsere schlimmsten Befürchtungen waren bereits übertroffen, und wir hatten keine Vorstellung, was sie als nächstes vorhaben könnten. Die Dorfbewohner, die zurückgeblieben waren, hungerten. Wir wurden gezwungen, an Versammlungen teilzunehmen, in denen wir von den Herrlichkeiten Chinas erzählt bekamen.

Ich war froh, daß mein Vater nicht mehr lebte und diese Dinge nicht mitansehen mußte, und ich fand nur Trost in dem Gedanken, daß mein Bruder Jughuma vielleicht irgendwo frei war.

*

Im Herbst 1957, sechs Monate nach dem Tod meines Mannes und einen Monat, nachdem meine Schwiegermutter gestorben war, wurde mein zweites Kind geboren. Ich war mit den restlichen Bewohnern des Dorfes und den Herden für die Saison in die Nomadenregion zurückgekehrt. Keiner von uns wollte jedoch an unseren üblichen Festen teilnehmen. So viele unserer nahen Verwandten und Freunde waren entweder umgekommen oder lebten in Gefahr oder Schwierigkeiten. Wir konnten uns nicht vorstellen, was auf uns wartete, wenn wir in

wenigen Wochen in das Dorf hinabsteigen mußten.

Ich blieb mit meinem Sohn Chimi in einem Zelt in der Nähe meiner Familie. Meine Schwestern halfen mir bei der Geburt meines kleinen Mädchens, die den Namen Tashi Khando erhielt. Ihre Geburt erinnerte mich sehr an die Geburt meines Sohnes und daran, wie mein Mann sich dabei um mich gekümmert hatte. Er war da gewesen und hatte meine Freude und meine Schmerzen mit mir geteilt, aber jetzt war niemand da, um nach mir oder dem Kind zu sehen. Nun, da meine Tochter geboren war, wurde mir die Tatsache, daß ich ihn verloren hatte, auf schmerzhafte und niederschmetternde Weise bewußt. Ich konnte nur denken, wie unglückselig und traurig es war, daß mein Mann sie nie sehen würde. Ich geriet in einen Zustand tiefer Verzweiflung und hatte Schwierigkeiten, mich um meine Kinder zu kümmern. Meine Schwester Sera Ma paßte auf sie auf, während ich alleine und weinend in meinem Zelt blieb.

Mein Baby war ein hübsches Kind mit wunderschöner Haut und roten Wangen. Sie war normalerweise sehr ruhig und schien recht vergnügt zu sein. Leute, die sie sahen, sagten: „Oh, was für ein hübsches Baby!" Es schien so sonderbar, in diesen gefährlichen und unsicheren Zeiten ein Kind zur Welt zu bringen. Wenn ich an meine eigene Kindheit dachte, fragte ich mich, was ich ihr jemals würde bieten können? Was für ein Leben würde sie haben?

8
Verhaftung

Nach einiger Zeit brach Lhoyang, einer von Pemas Männern, unter der Folter zusammen und gab meinen Namen an als einen derer, die den Widerstandskämpfern geholfen hatten. Jughumas Helfer, Paljor, war eingezogen worden, um als tibetischer Übersetzer für die Chinesen zu arbeiten. Er kam zu unserem Lager in der Nomadenregion herauf, um mich vor meiner möglichen Verhaftung zu warnen. Wenn das passieren sollte, meinte er, würde ich von Leuten, die ich vielleicht vorher nicht gemocht hatte oder die mich nicht mochten, öffentlich mißhandelt werden. Er ermahnte mich: „Du wirst leiden, wenn du die Chinesen nicht akzeptierst und den Mund hältst." Er versprach, für mich auszusagen und zu behaupten, daß ich mich nie gegen das chinesische System gestellt hätte.

Ich sah mir die schönen Wiesen um mich herum an und fragte mich, ob dies wohl das letzte Mal wäre, daß ich sie sehen und die Freiheit der hohen Berge fühlen würde. Als Kind hatte ich mir nie vorstellen können, diesen Ort zu verlassen. Er war mir sehr wichtig und ein Teil von mir. Ich hatte immer empfunden, daß ich zu den Wiesen gehörte wie die Blumen, die Wolken und die glänzenden Sterne, die den nächtlichen Himmel über unseren Lagerfeuern bedeckten, wenn wir gemeinsam lachten und Geschichten von unserem Land erzählten. Ich dachte an die glücklichen Freunde aus meinen Kindertagen mit ihren Blumenkränzen im Haar und erinnerte mich daran, wie frei wir in unserer Unschuld waren. Ich gedachte der liebenden Sorge meines Bruders Jughuma und der Sicherheit, die ich in seiner Gesellschaft empfunden hatte und wie wir gelacht hatten, wenn wir gemeinsam ausgeritten waren – im Bewußtsein unseres besonderen Verständnisses füreinander.

Ich wollte die, die mir nahe waren, nicht noch mehr ängstigen, und so gab es niemanden, mit dem ich über meine Ängste und meine Unsicherheit sprechen konnte. Ich dachte daran, wie mein Ehemann seinen frühen Tod durch die Hand der Kommunisten gestorben war; und ich wußte, daß ich – genau wie er damals – nichts tun konnte, um mein Schicksal abzuwenden. Ich konnte nur warten.

Jede Nacht drückte ich meine Kinder fest an mich und fragte mich, wann es wohl für mich so weit sein würde. Ich schaute ihnen genau in ihre Gesichter und versuchte, mir alles an ihnen sorgfältig einzuprägen. Jeden Augenblick konnte ich von ihnen weggeholt werden, und ich wußte nicht, wann sie mir wiedergegeben werden würden – wenn ich sie überhaupt wiedersehen würde. Meine kleine Tochter war erst ein Jahr alt. Mein Sohn, Chimi Wangyal, der jetzt drei war, konnte es nicht ertragen, von mir getrennt zu sein. Er konnte sich nicht an seinen Vater erinnern. Und obwohl er noch ein sehr kleines Kind war, hatte er doch bereits einen starken Beschützerinstinkt mir gegenüber entwickelt.

Ich fragte mich, was für eine Art Leben mein Mann und ich ihm wohl hätten bieten können, wenn es uns gelungen wäre, nach Lhasa zu entkommen. Was würde aus diesem lieben Kind werden, wenn sie mich wegholten?

Am Morgen des 16. Oktober 1958 stand ich sehr früh auf. Der kleine Chimi wachte gerade auf. Ich umarmte ihn, zog ihm seine kleine gelbe Chuba an, zog die rote Schärpe fest und richtete oberhalb den Stoff, während er dastand, mir schläfrig in die Augen schaute und sich vorsichtig an meinen Zöpfen festhielt. Dann schaute ich kurz nach meiner immer noch schlafenden Tochter und lächelte. Plötzlich wurde ich auf den Lärm bellender Hunde aufmerksam. Ich hob die Klappe des Zeltes hoch und sah sechs bewaffnete chinesische Polizisten und drei Tibeter. „Sie sind gekommen, um mich festzunehmen!" dachte ich, und meine Knie wurden weich. Als

sie näherkamen, erkannte ich, daß Paljor, Jughumas Bediensteter, bei ihnen war.

Einer der Tibeter befahl: „Du mußt mit uns kommen." Ich erwiderte, daß das nicht möglich sei, weil ich meine Kinder nicht allein lassen könne. In diesem Moment trat erst ein Mann, dann mehrere von ihnen nach vorne, und sie begannen, mich zu schlagen. Sie traten und schlugen mich, und ich erhielt einen sehr schweren Schlag auf mein rechtes Ohr. Ich fiel zu Boden und wurde mit einem Seil gefesselt. Als sie mich fesselten, lachte meine kleine Tochter, die jetzt wach war und fröhlich auf dem Bett saß. Sie muß gedacht haben, wir spielten ein Spiel.

Mein Sohn weinte, schrie und rief immer wieder: „Ama, Ama!"' Er versuchte immer wieder, zu mir zu gelangen, um nach meinem Kleid zu fassen, aber die Soldaten stießen ihn wiederholt zurück und traten brutal mit ihren Stiefeln nach ihm. Als ich aufschaute, sah ich, daß Paljor in Tränen aufgelöst war. Er versuchte vergeblich, Chimi zu beruhigen, dessen Augen vor Schreck ganz rasend aussahen. Ich weigerte mich immer noch zu gehen, und bestand darauf, daß ich meine Kinder nicht allein lassen könne, deshalb zerrten sie mich nach draußen. Alle anderen hatten sich vor ihren Zelten versammelt und flehten die Chinesen an, mich nicht mitzunehmen. Aber es war zwecklos. Sie zogen an den Seilen und schleiften mich ungefähr einen Kilometer weit zum Day-tshal-Kloster.

Als ich weggebracht wurde, konnte ich meine Freundinnen weinen und die Stimmen meiner Kinder aus weiter Entfernung rufen hören. Für eine Weile konnte ich die kleine, zu Tode erschreckte Figur meines kleinen Sohnes sehen, der hinter uns herlief, aufzuholen versuchte und nach mir rief. Ich weiß nicht, warum ich nicht an Ort und Stelle gestorben bin.

Als wir das Kloster erreichten, waren sie böse auf mich, da ich mich geweigert hatte, zu kooperieren. Sie beschwerten sich, daß ich ihnen nicht zugehört hätte und nicht willens gewesen

sei mitzugehen. Einer der chinesischen Polizisten sagte: „Du bist nur eine Frau. Weißt du, was du getan hast? Jetzt wird dir klar werden, wer von uns gewonnen hat. Nun werden wir sehen, wie tapfer und stark du wirklich bist."

Sie banden mir die Hände auf den Rücken, zogen sie mit einem Seil nach oben und ließen mich dann so von der Decke herabhängen. Meine Arme fühlten sich an, als ob sie jeden Moment brechen würden, und mein Brustraum war ganz eng. Zu Beginn registrierte ich in meinem Innern nur, wie sie mich auslachten. Dann kam mir der Gedanke, daß ich nichts sagen durfte. Ich beschloß, nicht um Gnade zu bitten. Plötzlich begann sich alles unter mir zu drehen, und ich verlor das Bewußtsein. Später sagte mir Paljor, daß mir Schleim aus dem Mund gelaufen war.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Boden. Kurz nachdem ich wieder zu Bewußtsein gekommen war, kamen sie und zerrten mich hoch.

Sie brachten mich in den Hof. Während sie sich beschwerten, daß ich „nie zuhörte", stießen sie mich auf den Rücken eines Pferdes und fesselten mir wieder meine Hände auf den Rücken und dann auch meine Beine. So brachten sie mich nach Karze ins Gefängnis. Auf dem Weg hatte ich kein Gleichgewicht und fiel immer wieder zur einen oder anderen Seite. Immer wenn ich vom Pferd zu fallen drohte, stießen sie mich wieder nach oben.

Das erste, was sie im Gefängnis taten, war, daß sie mir meinen Chuba-Gürtel, die Schnürsenkel, die Seidenkordeln, die mein Haar zusammenhielten, meinen Rosenkranz (buddhistische Gebetskette) und meine Amulette wegnahmen. Das taten sie natürlich, um einen Selbstmord zu verhindern. Dann wurde ich nach unten in eine Zelle für weibliche Gefangene gebracht. Dort waren vier Frauen, die sich anstarrten und offensichtlich Angst hatten, zu sprechen. Es war nicht erlaubt, sich zu unterhalten. Die Wärterin wies mir einen

Platz zu, an dem ich zu bleiben hatte. So etwas wie ein Bett oder eine Matratze gab es nicht.

Ein Holzeimer in der Mitte des Raumes diente als einzige Toilette. In der Zelle, die etwa neun mal fünfzehn Fuß (2,7 Meter mal 4,5 Meter) groß war, gab es kein Wasser. Es gab keinen Strom und keinerlei Beleuchtung außer einem kleinen Loch, durch das die Wärter schauten. Jeden Morgen um zehn und abends um fünf durfte eine hinausgehen und den Toiletteneimer leeren. Das Essen, das die Gefangenen bekamen, war recht spärlich und nicht sehr nahrhaft. Eine Möglichkeit, sich irgendwie zu waschen, gab es nicht.

Manchmal hörten wir draußen Leute vorbeigehen, und ab und zu weinte ein Kind unter ihnen. Dieser Laut verursachte mir immer ein brennendes Gefühl im Herzen. In der Nacht schlief ich kaum. Wenn ich doch einmal Schlaf fand, träumte ich davon, bei meinen Kindern zu sein, sie zu umarmen und zu stillen und ihre Mahlzeiten zuzubereiten. Morgens wachte ich auf, fühlte mich völlig verloren und fragte mich: „Wie wird es ihnen wohl ergehen?"

Gleich nach meiner Verhaftung und Inhaftierung wurden zwei Tibeter hingerichtet. Am frühen Morgen des vierten Tages wurde ich in ein Büro nach oben gerufen, wo fünf chinesische Polizisten und ein Übersetzer warteten. Dort erfuhr ich, daß Pema Gyaltsen und ich als zwei der wichtigsten Rebellen der Region Karze angeklagt würden.

Der vorgesetzte Offizier sagte: „Du hättest besser zwischen den schwarzen und den weißen Schafen unterschieden. Jetzt mußt du gestehen. Wenn du nicht alles gestehst, wird es dir schlecht gehen. Deine Kinder sind da draußen und haben niemanden, der nach ihnen sieht. Wenn du uns die Wahrheit sagst, kannst du gehen."

Sie klagten mich an, Anführerin des Widerstandes der Frauen zu sein. Ich sagte ihnen, ich wüßte nicht, daß irgend jemand an irgendsoetwas beteiligt sei und nannte ihnen

verschiedene persönliche Gründe, die mich veranlaßten, die Chinesen zu hassen. Ich sagte ihnen: „Mein Vater starb in eurem Krankenhaus nur kurze Zeit, nachdem er einige deutliche Worte zu eurem Vorgehen gesprochen hatte. Mein Ehemann starb vor meinen Augen. Schaut euch an, wie es meinem Bruder und meinem Schwager ergangen ist. Was meint ihr, soll ich unter diesen Bedingungen empfinden? Trotzdem gab es für mich keinen Grund, andere in meine Handlungen zu verwickeln." Der vorgesetzte Offizier sagte: „Wir haben schon von deiner Mutter und deinen Freunden alles darüber erfahren, was du getan hast. Daß wir jetzt dich fragen, ist nur noch eine Formalität."

Im Laufe unserer Widerstandstreffen hatten meine Freundinnen und ich alle unser Wort gegeben, in einem Verhör niemals preiszugeben, was wir taten oder auch nur zuzugeben, daß wir einander kannten. Ich beschloß, nichts zu sagen, bis die Chinesen mir jemanden von Angesicht zu Angesicht gegenüber stellten, der mit unseren Aktivitäten zu tun gehabt oder darüber Bescheid gewußt hatte.

Während ich verhört wurde, war ich mit Handschellen gefesselt; ich wurde getreten und mit Gewehrkolben am ganzen Körper geschlagen. Sie zwangen mich, mit über meinen Kopf erhobenen Händen auf zwei spitzen Holzdreiecken zu knien. Jedesmal, wenn ich meine Arme senkte, schlugen sie mir mit Gewehrkolben auf die Ellbogen. Trotzdem gelang es mir irgendwie, ihnen nichts zu sagen.

Das erste Verhör ging zu Ende. Der vorgesetzte chinesische Polizist sagte zu mir: „Du solltest nun darüber nachdenken, ob du nach Hause zurückgehen und dich um deine Kinder kümmern willst, oder ob du deiner Hinrichtung entgegensehen willst. Wenn du uns das sagst, was deine Mutter uns schon erzählt hat – wie ihr euch getroffen habt, wer die Anführer waren, wer außerdem zu der Gruppe gehörte –, dann kannst du zu deiner Familie zurückkehren."

Sie gaben mir drei Tage in meiner Zelle, um zu entscheiden, ob ich zurück zu meinen Kindern und meiner Mutter gehen und ihnen dafür die Namen aller Mitglieder der Gruppe nennen wollte, oder ob ich bereit war, wegen meiner mangelnden Bereitschaft zur Zusammenarbeit zu sterben.

Als ich wieder nach oben gebracht wurde, sagte der höherrangige Polizist: „Nun sag uns, zu welchem Schluß du gekommen bist." Ich antwortete: „Du hast mir drei Tage Zeit gegeben, um über diese beiden Möglichkeiten nachzudenken, aber ich kann dir nur sagen, daß ich nichts zu gestehen habe. Wenn ich mir Sachen ausdenke, hast du auch nichts davon, was kann ich also tun? Ich weiß keine Namen, die ich dir nennen könnte. Ich habe nichts zu sagen."

Der vernehmende Funktionär antwortete: „Damit hast du dich für den Tod entschieden." Nachdem Yeshi Dorje, der tibetische Dolmetscher mir das übersetzt hatte, warnte er mich in unserer Sprache: „Wenn du ihnen gar nichts sagst, werden sie dich umbringen." Dann sagte der Vernehmungsfunktionär: „Du denkst also immer noch, daß du sehr tapfer und mutig seist." Er befahl den Soldaten, mir Handschellen anzulegen, und ich wurde in meine Zelle zurückgebracht.

Dort war es sehr unbequem. Der Boden war kalt und feucht, und der Raum stank entsetzlich. Seit meiner Inhaftierung hatte ich meine Tochter nicht stillen können, und meine Brüste waren angeschwollen und taten mir weh. Ich hatte Schmerzen in meinem rechten Ohr und stellte fest, daß ich auf dieser Seite nicht mehr hören konnte. Dauernd meinte ich, ein Kind weinen zu hören.

Durch die Handschellen wurde mir deutlich, wie sehr ein Mensch behindert ist, wenn er seine beiden Hände nicht benutzen kann. Selbst beim Aufstehen fühlte ich mich nicht recht wohl. Ich konnte noch nicht einmal zur Toilette gehen, ohne daß mir jemand half, meine Chuba hochhob und mich festhielt.

Einige Frauen in meiner Zelle hatten beschlossen, es zu riskieren, einander in der Nacht ein paar Worte zuzuflüstern. Ihre Namen waren Lhaga, Lhamo Dolma und Dolma Yagtso. Sie waren meine engsten Gefährtinnen.

Lhaga, die Tochter von Gyapontsang von Dhargye, war mit den führenden Familien der fünf Hor-Staaten verwandt, darunter auch mit den Sandhutsangs und den Chagzotsangs. Die Familie Gyapontsang hatte auch sehr enge Verbindungen zu Reting Rinpoche, dem Regenten des Vierzehnten Dalai Lama. Lhaga war mit dem Haus von Ben Pon verheiratet worden; seit der Zeit hieß sie Beri Lhaga.

Lhamo Dolma war eine Nonne, die für ihre seherischen Fähigkeit bekannt war. Sie wurde von den Khampas in ihrer Gegend immer um Rat gefragt, wenn diese Angriffe und Strategien planten. Sie fragten, wann und wo sie in den Bergen kämpfen oder ob sie sich ergeben sollten. Wegen ihrer Ratschläge wurde sie verhaftet und inhaftiert.

Dolma Yagtso, meine dritte Zellengenossin, wurde nach einem Vorfall festgenommen, der sich 1958 ereignete, als die Tibeter schließlich keine Waffen und keine Munition mehr hatten und gezwungen waren, in den in Karze eingerichteten Kommunen, mitzuarbeiten. Das verbleibende Land, der Besitz und die Tiere der Tibeter in unserer Region wurden beschlagnahmt. Die Leute wurden zu zwölf bis vierzehn Stunden Arbeit am Tag gezwungen und ein System von politischen Arbeitspunkten wurde eingeführt. Jeden Tag wurde die Arbeit, die ein Mitglied der Kommune geleistet hatte, in einer Tabelle aufgeführt, und der Arbeiter bekam eine bestimmte Summe an Punkten und dafür wiederum eine entsprechende Menge Getreide. Die Parteipolitik forderte, daß die Leute „ihren Gürtel enger schnallen" sollten, und diese Politik wurde mit der Parole „Eßt weniger, produziert mehr" untermauert. Jede Kommune mußte eine Produktionsrate erreichen, die von der Partei festgesetzt wurde. Wurde dieses

Soll nicht erreicht, wurden die Angehörigen der Kommune bestraft. Produzierte die Kommune über Soll, wurden sie mit mehr Arbeitspunkten belohnt. Den Arbeitern wurde gesagt, daß sie bald – basierend auf den Arbeitspunkten – Geld und Coupons erhalten sollten, die ihnen das Recht auf eine bestimmte Menge Getreide und kleine Mengen Butter oder Öl einräumen würden.

Die Kommunen waren verpflichtet, einen Teil ihrer Produktion als Steuer abzugeben und einen weiteren Teil zu einem sehr niedrigen Preis an den Staat zu verkaufen. Letzten Endes wurde der Großteil der Kommunenproduktion nach China geschickt. Nachdem das Kommunensystem eingerichtet war, begannen die Chinesen, den von ihnen bevorzugten Winterweizen zu propagieren, und die Anzahl der Felder, auf denen Gerste angepflanzt wurde, ging zurück. Bald wurde es selbst für Tibeter, die nicht im Gefängnis saßen, sehr schwierig, unser traditionelles Tsampa zu bekommen.

Es wurden Gemeinschaftsküchen eingerichtet. Üblicherweise wurde dort eine wässrige Suppe ausgeteilt, mit einer Einlage aus Gemüseteilen, die man eigentlich wegwerfen würde, wie den Teil von Rettichen, der in die Blätter übergeht. Die Arbeiter in den Kommunen hungerten. Die Kräftigeren trugen die Verantwortung, das, was sie verdienten, mit denen zu teilen, die alt waren und schwach. In diesen Zeiten durften Familien keine eigene Feuerstelle haben; es wurde erwartet, daß jeder die Mahlzeiten aus einer Gemeinschaftsküche bezog.

Eines Tages fing das Haus, in dem Dolma Yagtso lebte, Feuer. Sie wurde beschuldigt und angeklagt, illegal einen Herd zu besitzen und ihre eigenen Mahlzeiten zu kochen und wurde in das Gefängnis von Karze gebracht.

Wenn die Gefangenen verhört wurden, sprachen sie, um irgend etwas zu sagen, über ganz unbedeutende Dinge. Nach vier Tagen wurde ich wieder gerufen und gab die gleichen allgemeinen Bemerkungen von mir. Die

Vernehmungsfunktionäre wurden sehr wütend und fingen an, mich zu mißhandeln. Ich hatte vier Tage lang Handschellen getragen, und meine Hände waren immer noch damit auf meinen Rücken gefesselt. Die Chinesen traten mich so fest an meine Oberschenkel, daß sich eine Geschwulst bildete; noch heute, neununddreißig Jahre später, kann man sie fühlen.

Als ich zu Boden fiel, wurde ich von sieben oder acht chinesischen Polizisten mißhandelt. Außer Yeshi Dorje schlugen mich alle am ganzen Körper. Sie rissen an meinen Haaren, oder sie stellten mich aufrecht hin und zwangen meine Knie auf spitze Holzkeile nieder. Einmal führten sie feine Bambussplitter unter den Fingernagel meines Mittelfingers ein, bis die Haut unterhalb des Nagels an der Basis des ersten Gelenkes aufbrach. Sie schoben die Splitter Stück für Stück voran und versuchten mich so zu zwingen, ihnen Informationen zu geben. Die Gesichter meiner Familie und meiner Freunde tauchten immer wieder vor meinen Augen auf, und mir war zu diesem Zeitpunkt klar, daß es kein Ende geben würde, wenn ich anfangen würde zu reden. Schließlich wurde ich ohnmächtig vor Schmerzen.

Diese Mißhandlungen fanden von nun an häufig statt. Ich wurde zum Verhör nach oben gerufen, geschlagen und wieder in die Zelle geworfen. Das gesamte Gefängnispersonal betrachtete mich als die schlimmste Verbrecherin unter den Gefangenen.

Jede Nacht dachte ich an meine Freundinnen. Wir alle waren einander sehr verbunden. Wenn ich irgend etwas auch nur über eine von ihnen zu den Chinesen sagen würde, würden sie letzten Endes die Namen aller anderen aus der Gruppe und der anderen aufständischen Tibeter haben wollen. Mir wurde klar, daß sie dann die gleichen Mißhandlungen und die gleiche Gefängnishaft erleben würden und daß auch sie Eltern, Kinder und Ehemänner hatten. Als ich mir dies bewußtmachte, war es ganz klar, daß es auf jeden Fall besser war, nichts über sie zu

sagen. Nachdem ich so sehr gelitten und so viele Grausamkeiten erlebt hatte, konnte ich den Gedanken, dies meinen Freunden anzutun, nicht ertragen. Jede Nacht bekräftigte ich meinen Entschluß zu schweigen, komme, was da wolle.

Ungefähr zwei Monate nach meiner Verhaftung brach Lhoyang unter schwerer Folter - wieder zusammen und erzählte den Chinesen alles. Eines Tages wurde ich in das Vernehmungsbüro hinauf gerufen. Als ich ins Zimmer kam, sah ich Lhoyang da stehen. Ich empfand ein Gefühl der Schwärze. Meine Beine wurden schwach. Sie sagten mir: „Jetzt hörst du besser mal gut zu. Da du ja nichts sagen willst, wird Lhoyang für dich die Wahrheit sagen."

Zu diesem Zeitpunkt war Lhoyang so stark gefoltert worden, daß er nicht mehr die innere Stärke hatte standzuhalten. Sie hatten ihm gesagt: „Wenn du uns alles über Adhe sagst und sie dazu bringst, alles zuzugeben, werden wir dich sofort freilassen." Lhoyang begann zu sprechen. „Oh, Adhe, es ist jetzt besser, daß du gestehst und dein Scheitern einsiehst. Als wir in den Bergen waren, warst du es, die uns Informationen über die Chinesen gebracht hat. Als wir den kommunistischen Beamten töteten, warst du es, die immer ein Gewehr unter ihrem Kopfkissen hatte und sich freiwillig meldete, mit uns zu kommen und zu kämpfen, aber Pema Gyaltsen wollte es nicht erlauben." Er fuhr fort: „Deine Mutter hat dir beigebracht, die Chinesen zu hassen, und du warst es, die deine Freundinnen beeinflußt hat, gegen sie zu arbeiten."

Immer wenn Lhoyang etwas sagte, gab ich ein seufzendes Geräusch von mir, um anzudeuten, daß er log. Während ich das tat, griffen sie plötzlich nach einem Schürhaken, schlugen mich damit auf den Kopf und schrien: „Du siehst deine Taten immer noch nicht ein!"

Ich antwortete: „Ihr und Lhoyang beharrt darauf, daß diese Dinge wahr sind. Ich kann mein Herz nicht öffnen und euch

hineinschauen lassen. Die Namen, die Lhoyang erwähnt hat, sagen mir nichts. Ich kann nicht andere Tibeter zwingen, die Folgen für eure Anschuldigungen zu übernehmen. Was auch immer ich mir ausdenken würde, um euch eine Antwort zu geben – es gäbe nicht den geringsten Grund für diese Beschuldigungen. Ihr wollt mich töten. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Es ist also besser, wenn ihr mich jetzt tötet."

Daraufhin wiederholten sie noch einmal, was mich am meisten einschüchterte: „Heute hat uns Lhoyang alles gesagt. Morgen werden wir deine Mutter herbringen, die auch verhaftet ist." Ich habe keinen Ausweg, dachte ich bei mir. Lhoyang hat diese Dinge erzählt. Meine Mutter wird sie erzählen. Es gibt keine Hoffnung.

Ich hob meinen Blick, schaute dem wichtigsten Funktionär in die Augen und sagte: „Bitte, ... tötet mich." Sie fingen an zu schreien: „Du hast uns nicht zu sagen, daß wir dich töten sollen. Du wirst sowieso sterben." Ich wurde ein paar Mal geschlagen, dann befahl ihnen ein Vorgesetzter, aufzuhören.

Der vorgesetzte Funktionär kam auf mich zu und fragte: „Warum bleibst du immer noch dabei, daß du nicht die Hauptverantwortliche bist? Pema Gyaltsen sagt, daß du die Hauptverantwortliche bist. Deine Mutter sagt, daß du die Hauptverantwortliche bist. Es ist besser für dich, wenn du gestehst, damit du zu deinen Kindern zurückgehen kannst. Warum denkst du nicht an ihr Wohl? Andernfalls ist für dich bald die Zeit gekommen zu sterben."

Nach vielen Tagen wurde ich wieder in das Büro gerufen. Als sie an die Zellentür schlugen und schrien: „Adhe, komm raus", war mein erster Gedanke: „Was, wenn sie meine Mutter hergebracht haben?" Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich wußte, daß Pema Gyaltsen keine Informationen preisgeben würde; ich hatte absolutes Vertrauen zu ihm. Aber ich machte mir Sorgen um meine Mutter, die schon alt war und die Mißhandlungen und Folterungen, wie sie die Gefangenen

erdulden mußten, nicht überleben würde. Aus Angst und Verwirrung würde sie ihnen wahrscheinlich alles sagen, was sie wissen wollten.

Ich kam in das Zimmer und war sehr froh, als ich sah, daß sie nicht da war. Ein Funktionär schaute mir in die Augen und sagte: „Deine Mutter hat uns jetzt alles gesagt, und Lhoyang hat vor dir gestanden und die Einzelheiten deiner Taten aufgedeckt. Du kannst zwischen zwei Wegen wählen. Ein Weg führt dich zu deiner Mutter und der andere zu deiner Exekution. Und du mußt uns nicht dazu auffordern, daß wir sie durchführen – wenn du diesen Weg wählst, wird sie erfolgen."

Zu dieser Zeit waren meine Hände, die monatelang in Handschellen gelegen hatten, sehr angeschwollen, sogar die Handflächen. Meine Zellengenossinnen mußten sich um mich kümmern wie um ein Baby. Sie fütterten mich, hoben meine Chuba, wenn ich mich erleichtern mußte, halfen mir beim Stehen und beim Sitzen. Diese Dinge fielen mir ein, und schließlich sagte ich: „Ich sage euch im Ernst, daß ich nichts mehr zu sagen habe. Natürlich, je eher ich bei meinen Kindern sein könnte, um so besser wäre es für mich; aber trotzdem kann ich keine Lügen über andere Leute verbreiten. Anstatt mich mit diesen Handschellen zu mißhandeln und mich unter den Schmerzen in meinen Brüsten leiden zu lassen, ist es besser für mich, wenn ihr mich sofort tötet, denn ich kann keine Dinge erfinden und habe nichts mehr zu den Dingen zu sagen, von denen ihr redet."

Später erfuhr ich, daß meine Mutter nie verhaftet worden war. Sie hatten ihren Namen nur benutzt, um mich zum Reden zu bringen.

Während der ganzen Zeit, in der wir im Gefängnis von Karze waren, durften Pema Gyaltsen und ich uns nicht sehen. Zuerst war er in einem sehr kleinen Gebäude eingesperrt, das die Chinesen gebaut hatten. Später wurde er in eine Zelle verlegt, die nicht sehr weit von meiner entfernt lag.

Eine neue Gefangene, Bhumo Yalu, kam in unsere Zelle. Ihr Ehemann war im Widerstand, und sie war verhaftet worden, weil sie ihm in ähnlicher Weise geholfen hatte wie es meine Gruppe mit ihren Aktionen getan hatte. Zum Zeitpunkt ihrer Inhaftierung war sie sehr niedergeschlagen und ihre Erlebnisse hatten sie in große Angst versetzt. Als ich diese arme Frau sah, die um einiges älter war als ich, bekam ich das Gefühl, daß sie Hilfe dringender nötig hatte als ich.

Die hygienischen Umstände in unserer Zelle wurden schlimmer und schlimmer. Es wurde uns nie erlaubt, uns zu waschen. Es war mir damals nicht klar, daß es elf Jahre dauern sollte, bevor ich die Gelegenheit haben sollte, meinen Körper zu baden. Die meisten von uns hatten keine Kleider zum Wechseln. Wenn wir Frauen unsere Tage hatten, hatten wir nichts, womit wir den Fluß des Blutes kontrollieren konnten. Es floß überall über unsere Chubas und später, nachdem es getrocknet war, versuchten wir, es abzukratzen. Natürlich hatten wir nie Gelegenheit, unsere Kleider zu waschen. Ich mußte die gleiche schmutzige Kleidung schließlich fünf Jahre lang jeden Tag tragen.

Diese Umstände waren beschämend und erniedrigend. Wir waren an Bewegung, Licht und frische Luft gewöhnt. Der einzige Trost war, daß wir uns alle in derselben Situation befanden. Unsere äußeren Umstände glichen denen von Tieren, aber irgendwie verstärkte das unsere Entschlossenheit, uns nicht auf ein Verhalten reduzieren zu lassen, das unser Menschsein untergraben hätte. Wir versuchten einander zu helfen, wo auch immer wir konnten, während wir in der Dunkelheit auf den Tag warteten, an dem etwas Außergewöhnliches passieren würde.

*

Eines Morgens, sehr früh, wurde mein Name gerufen. Vor der

Tür standen viele Polizisten. Draußen war es noch recht dunkel, es schien noch mitten in der Nacht zu sein. Meine Handschellen wurden aufgeschlossen und hinter meinem Rücken wieder verschlossen. Ich nahm an, sie würden mich zum Exekutionsplatz bringen. Ich dachte daran, daß ich meine Mutter und meine Kinder nie wieder sehen würde, aber wenigstens hatte ich das Gefühl, daß meine Freundinnen sich um sie kümmern würden. Während wir die Stufen hinaufstiegen und hinausgingen, hielt ich den Kopf gesenkt.

Plötzlich sah ich auf und erblickte eine Menschenmenge. Zehn anderen Tibetern, alles Männer, wurden ebenfalls Handschellen angelegt. Ein Lastwagen mit bewaffneten Wachen fuhr auf den Hof. Wie tote Ladung wurden wir auf den Lastwagen geworfen. Bewaffnete Wachen bezogen im Vorderteil des Lastwagens Stellung, und wir wurden mit Seilen zusammengebunden. Der Lastwagen brachte uns nach Lhobasha.

Ich war erstaunt, eine riesige Versammlung von tausenden Menschen zu sehen, viel mehr, als unser Dorf Einwohner hatte. Die Leute aus Lhobasha standen vor der Menge. Ich konnte meinen Bruder Nyima – und viele aus unserer Gruppe sehen; sie alle weinten.

Man ließ uns mit gesenktem Kopf niederknien und verbot uns, aufzublicken. Jedes Mal, wenn ich versuchte, mich in der Menge umzuschauen, um bekannte Gesichter zu suchen, schlug mich ein Polizist. Jahre später erzählten mir meine Freunde, daß sie es, nachdem sie mich in dieser Lage gesehen hatten, unmöglich fanden zu essen, ohne an mich zu denken und daß sie Schwierigkeiten hatten, nachts zu schlafen.

Choenyi Dolma, Bhombi und Sonam Gyurme, die Bediensteten der Familie meines Mannes, wurden nach vorne gebracht, wo sie mich schlagen sollten. Ich fand später heraus, daß die drei eine Woche lang indoktriniert worden waren, um sie auf diesen Tag vorzubereiten. Man hatte ihnen gesagt:

„Adhe ist eine Konterrevolutionärin, die für die Ermordung eines chinesischen Offiziers verantwortlich ist", und ähnliche Dinge, die das Thamzing rechtfertigen sollten. Aber keine der drei wollte mich mißhandeln. Eine von ihnen meinte offen: „Wenn ihr Ehemann noch leben würde, würden wir es ihm antun, aber sie hat uns nie in irgendeiner Weise verletzt." Keine von ihnen konnte dazu überredet werden, mich zu schlagen. An ihrer Stelle wurde eine chinesische Soldatin nach vorne geschickt. Als sie an mir vorbei ging, starrte die Frau mich zornig an. Dann stand sie hinter mir, riß fest an meinem geflochtenen Haar und stieß mir wiederholt ihr Knie in mein Genick. Sie schlug mir auch mehrmals mit der Faust auf mein rechtes Auge und versuchte es zu verletzen. Ich hatte schreckliche Schmerzen und empfand Lärm in meinen Ohren. Die Weigerung meiner früheren Bediensteten, mich zu schlagen, hatte den Zorn der Frau wahrscheinlich verstärkt.

Alle elf von uns knieten in einer Reihe. Jeder wurde der Reihe nach beschuldigt und geschlagen. Unter uns war der blinde Palden, ein Vize-Oberhaupt, der aus Karze kam – unter diesem Spitznamen war er bekannt, weil er auf dem linken Auge blind war –, und Tsewang Tashi, ein Nachbar aus Lhobasha, der ganz in der Nähe unseres Hauses gewohnt hatte. Diese beiden hatten den Männern, die in den Wäldern kämpften, geholfen. Ebenso hatten drei Rinpoches Demütigungen zu erleiden. Die Versammlung dauerte vom frühen Morgen bis fast zum Mittag.

Während des Morgens waren die Seile, mit denen wir gefesselt waren, gelöst worden, und nach der Foltersitzung versuchte ich, meine Chuba auszuklopfen. Das machte meine Wachen zornig, und sie wickelten das Seil von neuem um meine Arme und strafften es, indem sie von beiden Seiten zogen. Der Blutkreislauf in meinen Armen kam zum Erliegen. So kam ich zurück ins Gefängnis.

Bevor wir in unsere Zellen zurückgebracht wurden, steckten

sie uns alle in einen Raum. Ich versuchte, mich von den Seilen zu befreien und wurde dabei ohnmächtig. Beim Aufwachen sah ich, wie die Wachen mich anstarrten. Ich schaute mich in dem Raum um und sah, daß Tsewang Tashi mich von der anderen Seite direkt ansah. Tränen rannen über seine Wangen.

Zurück in der Zelle wurden mir die Handschellen wieder angelegt. Mein rechtes Auge war angeschwollen und blau von den Schlägen, und ich konnte nur mit dem linken sehen. Lhaga war recht besorgt um mein Auge und half mir sehr bei allem, was ich brauchte. Sie saß bei mir, knetete mir meine Portion Tsampa, half mir beim Essen und war sehr freundlich zu mir. Natürlich war es uns nicht gestattet, einander zu helfen, aber wir konnten einfach nicht anders.

Nach ein paar Tagen wurde ich wieder in das Büro gerufen, man drohte mir mit dem Geständnis meiner Mutter und schickte mich wieder hinunter in meine Zelle, um nachzudenken. Bald darauf wurde ich wieder herbeizitiert, und man sagte mir: „Deine Situation und die Situation der Gesellschaft außerhalb des Gefängnisses ist dir jetzt wohl klar. Du bist eine Feindin der Gesellschaft." Natürlich glaubte ich nicht, daß die Leute mich als ihre Feindin ansahen, vor allem, nachdem meine Freunde mir nichts hatten zuleide tun wollen. Es war nur ein weiterer Trick.

Die Vernehmungsrunde dauerte viele Tage. Ich beteuerte weiterhin meine Unschuld. Jedes Mal sagte ich: „Ich habe euch schon alles gesagt, was ich weiß. Meine beiden Kinder haben niemanden, der sich um sie kümmert. Warum sollte ich sie absichtlich alleine lassen?"

Eines Morgens wurden Bhumo Yalu und ich aus der Zelle gerufen und nach oben gebracht. Sie nahmen mir die Handschellen ab, die sich nur schwer lösten, da sie sich inzwischen tief in mein Fleisch gefressen hatten. Meine Hände wurden dann mit Seilen auf meinem Rücken zusammengebunden. Wir wurden zu einer tiefer gelegenen

Ebene gebracht, an einen Ort, an dem das Hauptquartier der Armee aufgebaut worden war. Als wir ankamen, hatte sich bereits eine große Menge versammelt.

Die Menschen am anderen Ende konnte man nur als kleine Punkte erkennen. Ein Schild von etwa acht mal vier Zoll (zwanzig mal zehn Zentimeter) wurde um meinen Hals gehängt. Wir wurden zu einem großen offenen Gelände vor den Armeegebäuden gebracht. Dort hatten sie dreißig andere Gefangene zusammengetrieben, die alle gefesselt waren und in einer Reihe knieten.

Kurz darauf hörte ich die Geräusche eines Tumultes, dann sah ich, wie sie Pema Gyaltsen herausbrachten. Auch er hatte ein Schild vor der Brust. Seines war mit roten Buchstaben und einem roten Kreuz beschrieben, während meines schwarze Schrift und kein Kreuz hatte. Auf dem Weg lächelte Pema Gyaltsen. Er lief hierhin und dorthin und schüttelte die Wachen auf beiden Seiten ab, die ihn mit einer Hand festhielten und in der anderen eine Pistole hielten, mit der sie herumfuchtelten. Er machte es ihnen nicht leicht. Als sie uns erreichten, mußten wir aufstehen. Pema mußte als erster in der Reihe gehen, ich direkt nach ihm, dann folgten die anderen Gefangenen. An unserem Bestimmungsort wurden Pema und ich ausgesondert, und sie ließen uns einander gegenüber für eine Weile niederknien. Ich sah, daß das Seil, das ihn fesselte, um seinen Hals gelegt, um seine Arme gewickelt und dann straff zurückgezogen war, um seine Hände auf dem Rücken zu fesseln. Wegen des Seils an seinem Hals konnte er nicht reden oder richtig atmen, und sein Gesicht schwoll an. Als wir uns anschauten, lächelte er mich immerfort an.

Seit meiner Verhaftung hatte ich Pema nur zweimal aus der Ferne gesehen, als wir unsere Toiletteneimer leeren durften. Wir hatten einander nie nahe genug kommen können, um zu reden.

Eine Stimme, die aus einem Lautsprecher kam, sagte: „Heute

werden wir Pema Gyaltsen hinrichten. Es ist beschlossen worden, daß Adhe Tapontsang den Rest ihres Lebens leiden soll. An diesem Tag wird sie zu sechzehn Jahren ‚Reform durch Arbeit' verurteilt."

Dann wurden die anderen, die gegen die Chinesen revoltiert hatten, als Reaktionäre und Rebellen angeklagt. Sie erhielten Strafen von fünf, sieben, acht oder zehn Jahren.

Pema Gyaltsen und ich mußten aufstehen. Als wir standen, begann chinesische Musik aus den Lautsprechern zu plärren, und eine Stimme sagte: „Heute nehmen wir Rache für den Tod unseres Führers." Ich sagte zu Pema: „Schnell, bete einfach zu den Drei Juwelen." Er nickte und wurde still.

Einen Augenblick später hörte ich zwei Schüsse, und Pema fiel vor mir zu Boden. Teile seines Gehirns und sein Blut spritzten auf meine Kleidung. Er war von hinten erschossen worden. Bei seiner Exekution war er dreiundreißig Jahre alt, sie fand gegen elf Uhr an einem späten Wintertag im Jahr 1959 statt.

In diesem Augenblick hatte ich keinerlei Empfindung mehr in meinem Körper. Ich bat die Chinesen, auch mich zu töten, aber sie sagten: „Nein, wenn wir dich töten, dann ginge es dir so wie Pema Gyaltsen eben. Es wäre zu schnell vorbei. Wir wollen, daß du für den Rest deines Lebens leidest. Nun siehst du, wer gewonnen hat." Dann verkündeten die Lautsprecher: „Ihr könnt heute sehen, was passiert, wenn ihr den Kommunisten folgt, und was passiert, wenn ihr Leuten wie Pema Gyaltsen und Adhe Tapontsang folgt. Wer kann euch dann helfen? Sagt uns das! Nun werdet ihr ja sehen, ob euch Amerika zu Hilfe kommt, ob euch der Dalai Lama zu Hilfe kommt. Wenn ihr auf uns hört, werdet ihr ein glückliches Leben haben; andernfalls erwartet euch das gleiche Ende wie Pema Gyaltsen."

Bhumo Yalu war durch die Exekution so verängstigt, daß ihr die Beine wegknickten und sie nicht gehen konnte. Zwei

Wachen ergriffen sie auf jeder Seite und zerrten sie so, wie sie mich bei meiner Verhaftung über die Erde geschleift hatten. Als wir ins Gefängnis zurückkamen, wurde sie grob in die Zelle geworfen. Ich dachte, sie hätten sie vielleicht mit ihren Stiefeln fest getreten, und dies sei der Grund für ihren Zustand. Leise fragte ich sie: „Wohin haben sie dich geschlagen?" Sie antwortete: „Sie haben mich nicht geschlagen, aber ich habe kein Gefühl mehr in meinen Füßen und kann sie anscheinend nicht bewegen." Nach kurzer Zeit erholte sie sich aber wieder vollständig.

Nach meiner Verurteilung gab es keine weiteren Verhöre mehr. Ich saß einfach nur Tag für Tag mit meinen Zellengenossinnen in der abgedunkelten Zelle. Für eine Weile hatte ich recht große Angst, auf dem einen Auge blind zu werden, aber zum Glück heilte es. Manchmal spät in der Nacht riskierten wir es, miteinander zu flüstern, aber viel zu reden, war nicht möglich.

Wir saßen da und horchten auf die Geräusche, die von draußen hereindrangen und fragten uns, was dort vor sich ging. Im Gefängnis kommt dem kleinsten Geräusch eine enorme Bedeutung zu. Das Geräusch sich nähernder Schritte kann bedeuten, daß jemand gefoltert werden soll, oder es kann heißen, daß die schreckliche Monotonie des Tages durch irgendeine Art Mahlzeit unterbrochen wird. Das Singen eines Vogels bedeutet, daß es draußen hell ist. Der Klang einer Stimme kann einem ein Stückchen Information geben. Der Lärm von Lastwagen kann bedeuten, daß sich eine größere Veränderung anbahnt.

Die Sorge um meine Kinder und meine Familie und das Andenken an Pema Gyaltsen verfolgten mich. Vor seiner Hinrichtung wußte ich immer, daß er am Leben war, weil ich das Geräusch seiner Ketten hören konnte, wenn er sich in seiner Zelle bewegte. Von diesem Tag an gab es kein solches Geräusch mehr.

9
„Wir werden dafür sorgen, daß du für den Rest deines Lebens leidest"

Eines Morgens Ende Juni oder Anfang Juli 1959 brachte uns ein Gefängniswärter gedämpften Teig zu essen und zwei große Töpfe mit schwarzem Tee. Wegen der kleinen Lebensmittelrationen versuchten wir immer, viel Tee zu trinken, um unsere Mägen so weit wie möglich zu füllen. Während wir unseren Tee tranken, hörten wir draußen das Geräusch eines heranfahrenden Lastwagens, und plötzlich begannen die Wärter, die Namen von Gefangenen zu rufen. Aus unserer Zelle nahmen sie Bhumo Yalu und mich mit. Sie brachten uns zu einer Gruppe von Gefangenen, die auf dem Hof versammelt war, und wiesen uns an, in den Lastwagen zu steigen. Alle anderen Gefangenen waren Männer. Unter ihnen war auch der blinde Palden, das örtliche Vize-Oberhaupt aus Karze, der bei meiner Thamzing-Sitzung dabeigewesen war. Die meisten der Mitgefangenen waren hohe Lamas. Wir wurden immer zu zweit aneinandergefesselt; ich wurde an einen großen älteren Lama gebunden, den ich nicht kannte. Im vorderen Teil des Lastwagens saß ein Soldat, der mit einem Maschinengewehr bewaffnet war; zwei weitere waren heraufgeklettert und hatten hinten ihren Posten bezogen.

Der Motor des Lastwagens heulte beim Start auf, und die Soldaten riefen einigen anderen in der Nähe des Wagens noch ein paar Worte zu. Dann fuhren wir mit einem Ruck los in Richtung Südosten. Wir drehten uns alle um und schauten an den Soldaten hinter uns vorbei, bis das Kloster von Karze, unser Tal und schließlich die Gipfel des Kawalori verschwunden waren. Die Fahrt ging den ganzen Tag über ununterbrochen weiter. Sie hielten nicht einmal an, damit wir uns hätten erleichtern können. Es wäre für eine Frau respektlos

gewesen, auf einem Lastwagen und vor Lamas und Mönchen zu urinieren. Religiöse Menschen würden daran Anstoß nehmen, und so unterdrückte ich unter großen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten mein Bedürfnis, während der Lastwagen über die steile Straße ruckelte und holperte.

Natürlich hätten wir nicht so viel Tee getrunken, wenn wir von der Reise gewußt hätten. Nach zehn Stunden schließlich verlangsamte der Lastwagen seine Geschwindigkeit und fuhr von der Sichuan-Lhasa-Straße ab. Ich hatte recht großes Mitleid mit einigen der älteren Mönche, die im Lastwagen an sich hinunter uriniert hatten, denn ich wußte, daß sie sich schämten.

Wir hielten vor dem Eingang eines Gasthauses. Ein Wärter half uns herunter, während die anderen beiden ihre Gewehre auf uns gerichtet hielten und wir langsam und immer noch zusammengebunden auf das Gebäude zuschlurften. Sie zählten uns durch und erlaubten uns zu urinieren. Ein junger chinesischer Wärter band Bhumo und mich von den Lamas los, neben denen wir auf dem Lastwagen gefahren waren, um dann unsere Hände zusammenzubinden. Anschließend brachte er uns nach draußen hinter das Gasthaus und erlaubte auch uns, uns zu erleichtern. Als wir drinnen waren, versorgten die chinesischen Inhaber uns mit einer Mahlzeit und heißem Tee. Bhumo Yalu und ich mußten unsere Bewegungen beim Essen und Trinken ausgleichen, denn eine ungeschickte Bewegung bedeutete, daß uns aus unseren gefesselten Händen fiel, was auch immer wir gerade hielten. Wir schliefen in dieser Nacht auf erhöhten Plattformen, die von unten beheizt wurden. Am nächsten Tag erwachten wir früh vom Geräusch chinesischer Stimmen und bekamen bald die Stöße von Gewehrkolben zu spüren. Bhumo Yalu und ich wurden getrennt und wieder an Männer gebunden. Dann kletterten wir alle in den Lastwagen und fuhren wieder los. Später am Tag fuhren wir langsam auf

einer engen und verschlungenen Straße durch die hohen Berge hinunter, bis wir im Tal eine Stadt sahen. „Siehst du", sagte der Lama, der mir am nächsten saß, wies mit seinem Kinn leicht in Fahrtrichtung und bewegte seine Hand in dem Versuch, darauf zu deuten, wenige Zentimeter nach vorne, „wir fahren nach Dartsedo."

Der Lastwagen fuhr in den Hof des Klosters Ngachoe. Das geplünderte Kloster, das einst eines der größten in diesem Gebiet gewesen war, diente nun als Gefängnis und war von der Öffentlichkeit total abgeschottet. Wir konnten sehen, daß viele Räume als Gefängniszellen genutzt wurden. Ungefähr sechzig klösterliche Gefangene, darunter gelehrte *Geshe* (Mönche, die den höchsten Grad der klösterlichen Ausbildung erreicht haben), inkarnierte Lamas und gewöhnliche Mönche wurden im früheren Versammlungssaal gefangengehalten. Männliche Laiengefangene dagegen sperrte man in den Räumen rund um den Hof ein, in dem früher die heiligen Cham-Tänze aufgeführt worden waren.

Gleich nach unserer Ankunft bekamen wir ein Stück gedämpften Teig und eine Tasse Tee. Dann wurden wir ins Gefängnisbüro gebracht und registriert. Gegen Abend wurde ich zu einer Zelle gebracht, in der eine Gruppe von Frauen war. Einige der Insassinnen hatten es geschafft, ein paar Habseligkeiten bei sich zu tragen, aber auch hier gab es keine Bettsachen. Leider war die Kleidung, die ich trug, bei meiner Verhaftung mein ganzer Besitz gewesen. Meine Chuba war mein Bett, den Ärmel benutzte ich als Kopfkissen. Als ich mich niederlegte, schaute ich mich um.

Der Raum, der ungefähr neun mal fünfzehn Fuß (ein Meter achtzig mal vier Meter fünfzig) maß, diente sechzehn Frauen als Zelle. Auf jeder Seite lagen acht Frauen, und jede hatte etwa eineinhalb Fuß (45 Zentimeter) Platz für sich, um zu schlafen. In der Mitte des Raumes stand ein hölzerner Toiletteneimer. Es gab keine Privatsphäre, ob man nun

urinieren oder den Darm entleeren wollte. Viele Gefangene, die an das armselige Essen nicht gewöhnt waren, hatten Durchfall; der Gestank war enorm. Als ich versuchte einzuschlafen, überfiel mich der mir nur zu vertraute Gestank, der typisch ist für solch strengen Gewahrsam. Ich richtete mich in dieser ersten Nacht auf meinem kleinen kalten Platz ein, und die Bilder der letzten vierundzwanzig Stunden tauchten vor mir auf; doch die Müdigkeit überwältigte meine zerstreuten Gedanken, und ich sank in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten und allen folgenden Morgen wurden die Gefangenen um sieben Uhr geweckt. Um acht bekamen wir eine kleine Tasse wäßrigen Haferschleim, um neun wurden wir im Hof versammelt und dann in Zweierreihen von Wärtern zur Arbeit eskortiert. Nach vier Stunden Arbeit bekamen wir in der Regel etwas zu essen. Nach dem Mittagsessen ruhten sich die meisten der Gefangenenwärter eine Stunde aus, und die Gefangenen arbeiteten weitere vier Stunden. Meine erste Aufgabe war es, Steine für den Bau neuer Zellen zu schleppen. Das Kloster war nicht groß genug, um die Hunderte von Gefangenen, die hierher gebracht wurden, unterzubringen. Ungefähr achthundert Männer waren in Ngachoe eingesperrt, die Zahl der weiblichen Gefangenen lag bei etwa dreihundert. Insgesamt waren Mitte des Sommers 1959 etwa 1200 Tibeter dort in Haft.

Wir schleppten die Steine ungefähr einen Kilometer weit vom Steinbruch zu den Bauplätzen beim Gefängnis. Sie wurden mit Hilfe einer Holzplanke transportiert, die mehrere Löcher für Riemen und eine hölzerne Unterlage hatte, auf die bis zu vier Steine gelegt werden konnten. Ein Riemen hielt das Brett fest, weitere Riemen waren für die Arme vorgesehen. An meinem ersten Tag im Steinbruch hatte ich keine Ahnung, wie man ein solches Gerät benutzt. Als ich es das erste Mal ausprobierte, nahm ich es verkehrt herum zur Hand. Sofort begannen die Wärter mich anzuschreien. Sie kamen zu mir

gerannt und fingen an, mich zu schlagen. Einige ohrfeigten mich und wollten wissen: „Warum hast du es verkehrt herum genommen? Es muß einen Grund dafür geben. Was bezweckst du damit?" Ich antwortete: „Ich habe so etwas noch nie zuvor gesehen. Ich habe solche Arbeit noch nie gemacht, woher soll ich denn wissen, wie das geht?"

Ich war relativ jung und gesund, und die Arbeit war deshalb keine zu große Belastung für mich; aber etwas anderes machte mir sehr zu schaffen: Jeden Tag mußten wir mitansehen, wie ältere Lamas gezwungen wurden, schwere Steine zu schleppen, während sie getreten und mit Gewehrkolben geschlagen wurden.

Mit der Einführung des Buddhismus in Tibet war den Tibetern zu Bewußtsein gekommen, daß es im Leben um viel mehr geht als um den Erwerb des täglichen Brotes. Wir strebten danach, die Einheit des Lebens zu begreifen, für das Wohlergehen und die Besserung aller zu beten und verdienstvolle Taten zu vollbringen. Unsere Lamas legten strenge Gelübde ab und widmeten sich dem ernsthaften Studium und der Kontemplation der Wahrheiten des Buddha. Sie verbrachten Jahre damit, die grundlegenden Lehren des Buddhismus auswendig zu lernen und lernten dann, wie diese Grundsätze in die Praxis umgesetzt wurden – geistig in gelehrten Gesprächen, und spirituell in Jahren der Meditation. Die von uns so verehrten Lamas wurden von den Chinesen jetzt so erniedrigend behandelt. Die anderen Gefangenen und mich erschütterte das sehr, zumal wir nichts tun konnten, um es zu verhindern.

Auch die tibetische Bevölkerung außerhalb des Gefängnisses wurde Zeuge hiervon, und sie weinten, wenn sie sahen, daß ihre Lamas so behandelt wurden. Wenn ich im Gefängnis Steine schleppte, konnte ich nach draußen schauen und Leute sehen, die frei waren. Ich erinnerte mich an meine Kindheit und all die glücklichen Zeiten, die ich mit meiner Familie

erlebt hatte, und ich fragte mich: Warum? Warum machten wir das jetzt durch? Ich weinte und fragte mich immer und immer wieder, wie solche Leiden und solche Greueltaten in dieser Welt geschehen konnten. Was war der Sinn von solcher Grausamkeit? Die Chinesen waren in unser Land einmarschiert und hatten uns unseren Besitz, unsere Angehörigen, unsere Art zu leben, unsere Religion, all unsere Hoffnungen und Träume genommen und zwangen uns nun, als Sklaven für sie zu arbeiten. Und dabei behaupteten sie, daß wir schlecht seien, weil wir uns ihnen widersetzten. Was konnten wir tun?

Meine Zellengenossinnen und ich wußten, daß es kein anderes Mittel gab, diese Leiden zu überleben, als zu Seiner Heiligkeit und zu den Gottheiten zu beten. Nachts konnte ich nur beten.

Im Laufe der Zeit fanden wir heraus, daß die meisten Statuen des Klosters und andere wertvolle Dinge bereits nach China gebracht worden waren. Standbilder aus Lehm waren zerbrochen, die Steinchorten des Klosters abgerissen, religiöse Gegenstände aus Holz und alle religiösen Texte verbrannt worden. Mönche und Lamas, die das Kloster kannten, und Gefangene, die früher hergekommen waren, erzählten den anderen Gefangenen leise, was geschehen war. Jeder hungerte nach Neuigkeiten und suchte fieberhaft nach Gelegenheiten, die eigenen Beobachtungen mit anderen auszutauschen.

Es gab Momente, in denen die Wärter nicht aufmerksam waren, während wir die Steine schleppten, und so konnten Bhumo Yalu und ich uns leise unterhalten. Wir teilten einander Informationen mit – was im Gefängnis von Karze geschehen war, wer kürzlich hingerichtet worden war – nur ein paar wenige Worte, dann mußten wir schon wieder aufpassen. Die meisten der Frauen waren sehr besorgt um das Wohlergehen ihrer Kinder, und wir fragten immer, ob eine irgendwo Kinder hatte. Frauen aus vielen verschiedenen Teilen Tibets waren da, aus allen Regionen von Kham, Gebieten von Amdo, und sogar

von so weit her wie Lhasa. Sie waren regelrecht in Lastwagen gestapelt und nach Golmud und Zilling transportiert worden, von wo sie mit Güterzügen nach Chengdu und dann wieder mit dem Lastwagen nach Dartsedo gebracht worden waren. Wir hatten große Mühe, die Dialekte der anderen zu verstehen. Eine Frau aus Amdo fragte leise nach Amdowas herum. Leute aus Lhasa und anderen Städten der Provinz U-Tsang schauten sich nach Menschen um, die vielleicht Neuigkeiten aus ihrer Region hätten, und die Nomaden taten das gleiche.

Die Arbeit, die wir verrichteten, war entsetzlich anstrengend, und jeder war vom Hunger geschwächt. Das Essen im Gefängnis war schlecht und dürftig. Wir waren es bald leid, zum Frühstück, Mittagessen und zum Abendessen immer das gleiche zu bekommen: eine kleine Tasse Schleimsuppe aus schlechter Gerste oder aus Hafer mit Maismehl. Nach einiger Zeit aßen sterbende Gefangene auch Gras und Wurzeln.

Ein paar Monate nach meiner Ankunft wurden wir im Hof des Klosters zu einer Abendversammlung zusammengetrieben. Ein Tibeter namens Thupten Dhargye wurde nach vorne gebracht und mußte auf den Boden knien. Der chinesische Arzt hatte den ausgehungerten Gefangenen bei dem Versuch ertappt, die Wade eines toten Gefangenen zu essen. Der Körper war kurz vorher in eine Hütte geworfen worden, die als Leichenhaus diente. Thupten Dhargye wurde geschlagen und öffentlich laut beschimpft. Als er aufgefordert wurde, über seine Tat Rechenschaft abzulegen, antwortete er: „Ich habe nichts gegessen, weil an dem ganzen Körper nichts als Haut und Knochen war; und ich bin zu schwach, als daß meine Zähne durch diese Haut hindurchbeißen könnten." Dann wurde bekannt gegeben, daß es Tibetern von nun an nicht mehr erlaubt war, dorthin zu gehen, wo die Leichen hingeworfen wurden, außer sie erhielten den ausdrücklichen Befehl dazu.

Wir kamen aus dieser Versammlung und konnten kaum glauben, was wir zu sehen bekommen hatten. „Es scheint, als

ob alle Dinge um uns herum langsam, ganz langsam geschehen, als ob wir uns bewegten und kein Gewicht, keine Substanz, keine Stimme hätten", flüsterte Bhumo, „wie kann das wahr sein?"

Bald danach fühlte ich mich an einem Nachmittag plötzlich sehr schwach. Offenbar wurde ich ohnmächtig, während ich Steine schleppte. Als ich vom Rauschen eines Flusses aufwachte, war es schon Morgen. Ich konnte mich nicht erinnern, wo ich war. Ich schaute auf und erblickte eine gewellte Zimmerdecke und Holzwände. Mein Kopf fühlte sich sehr schwer an, und ich hatte Schwierigkeiten, mich zu bewegen. Als ich mich umschaute, wurde mir klar, daß ich in die Hütte gebracht worden war, in der die Leichen der Gefangenen lagen.

Sofort hatte ich die Gesichter meiner Mutter und meiner Kinder vor Augen und fühlte einen leichten Anflug von Einsamkeit und Panik. Wenn man soviel gelitten hat, kommen einem nicht so leicht die Tränen, deshalb weinte ich nicht; aber der Anblick in dieser Hütte machte mir schreckliche Angst. Die Körper sahen wie Skelette aus: Die Augen hatten sich schwarz verfärbt, und die Wangenknochen traten hervor. Der widerliche Geruch von verfaulendem Fleisch überwältigte mich. Normalerweise liefen die Leute in der Umgebung der Hütte nur mit zugehaltener Nase herum. Für einige Momente hatte ich zu große Angst, um mich überhaupt zu bewegen oder zu schreien. Schließlich schaffte ich es doch, von dem Haufen von Körpern herunterzukommen, und kniete mich in eine Ecke. Nach einer Weile hörte ich die Stimmen derer, die die Leichen zu beseitigen hatten. Als sie die behelfsmäßige, knarzende Tür öffneten und Licht auf mein Gesicht fiel, waren sie recht erschrocken. „Was ist denn das? Wie lange bist du schon hier?" fragten sie. Ich konnte keine Antwort herausbringen. Aber ein Tibeter sagte zu seinen Freunden, „Sie muß mit dem letzten Haufen, den wir letzte Nacht gebracht haben, hier

hereingeworfen worden sein." Zwei der Männer halfen mir auf die Beine. Ein weiterer zeigte auf die Leichen und sagte leise: „Siehst du, wenn die Kleidung weg ist, sind die Knochen der Körper nur noch von Haut umgeben – und nur der Kopf sieht noch sehr groß aus." Obwohl die Männer an den Anblick gewöhnt waren, waren sie dennoch zutiefst niedergeschlagen von dieser Tätigkeit. Einer der Männer schaute mich an und sagte: „Komm. Bis der Wagen zurückkommt, kannst du dich genauso gut einfach dort drüben in die Sonne setzen."

Am Stadtrand von Dartsedo gibt es eine Stelle, an der sich drei Straßen kreuzen: die westliche Straße, Minyak Tago, die zu den Gebieten in Minyak Ra-nga gang führt; die östliche Straße, Gyayi Tago, die nach China führt; und die nördliche Straße, Yhagra Tago, die hinauf durch die Berge nach Karze führt. Auf allen drei Straßen gab es Militärposten, die es unmöglich machten, unbemerkt nach Dartsedo hinein oder aus der Stadt herauszukommen.

An der nördlichen Straße unweit vom Gefängnis hatte man Gefangene eine offene Grube ausheben lassen. Die Leichen der Gefangenen, die hingerichtet worden oder verhungert waren, wurden dort hineingekippt. Jeden Tag verhungerten mindestens zehn bis fünfzehn Gefangene, und alle vierundzwanzig Stunden transportierte ein Lastwagen eine Ladung Leichen zu dem offenen Grab. Wenn die Grube voll war, wurde sie abgedeckt, und man fing an, eine neue auszuheben.

Als ich mich nach ein paar Tagen wieder normal bewegen konnte, wurde ich zur Arbeit in den Schweinestall versetzt. Ich war froh darüber, daß sich meine körperliche Verfassung innerhalb einiger Tage verbesserte, weil ich einen Teil des Futters stehlen konnte, das für die Schweine bestimmt war. Die Chinesen liebten Schweinefleisch und hatten in jedem Gefängnis und in jedem Arbeitslager Schweineställe. Die Schweine wurden gut gefüttert und dann geschlachtet.

Ich sah damals viele Lamas im Gefängnis, die Hunger litten. Viele der älteren konnten die körperliche Arbeit, die von uns verlangt wurde, einfach nicht leisten. Schließlich wurden die ältesten Lamas in ihre Zellen eingeschlossen, und nur die jüngeren wurden zur Arbeit bestellt. Die Essensrationen der älteren Lamas wurden stark gekürzt. Ich begann, etwas vom Schweinefutter zu nehmen und es an einer Stelle zu lassen, die die Lamas beim Entleeren ihrer Toiletteneimer sehen würden. Ich gab ihnen Zeichen, wenn die Wärter weg waren, und sie nahmen das Essen mit und aßen es.

Unter diesen Umständen traf ich eines Tages unseren Familien-Lama Chomphel Gyamsto Rinpoche. Sein Verhältnis zu meinem Vater und Jughuma war sehr eng gewesen. Nach dem Tod meines Vaters hatte er unserer Familie geschrieben und uns gewarnt: Wir sollten uns daran erinnern, was Vater über die Zukunft unseres Landes gesagt hatte, und er gab uns den Rat, daß es vielleicht an der Zeit sei, Vorbereitungen zum Verlassen unserer Gegend zu treffen. Der Brief wurde uns von einem der Lamas des Day-tshal Klosters gebracht und vorgelesen. Als er uns erreichte, schien es jedoch leider schon zu spät für eine Flucht zu sein. Da wir unseren spirituellen Lehrer nicht in Schwierigkeiten bringen wollten, vernichteten wir den Brief und erwähnten ihn niemals außerhalb der Familie.

1957 wurden alle Lamas in Nyarong von den Chinesen angewiesen, einer Versammlung im Fort des Weiblichen Drachens beizuwohnen. Aus der versammelten Gruppe wählten die Chinesen die meistverehrten Lamas aus, zwangen sie, Frauenkleider anzuziehen und unterwarfen sie einer langen öffentlichen Thamzing-Sitzung. Chomphel Gyamtso war damals einer von ihnen. Es gab damals mehr als sechzig Klöster in Nyarong; sie wurden fast gleichzeitig umzingelt, und alle Mönche und Lamas wurden verhaftet. Die meisten von ihnen kamen ins Gefängnis und starben dort. Chomphel

Gyamtso wurde ein Jahr in Nyarong inhaftiert und dann nach Dartsedo überstellt.

Chomphel Gyamtso hatte ein ungewöhnliches Problem: Immer wenn er Handschellen angelegt bekam, lösten sie sich von alleine. Da er fürchtete, noch mehr geschlagen und von den Wärtern beschuldigt zu werden, daß er es irgendwie absichtlich täte, versuchte er, sie selbst wieder zu verschließen, aber es gelang ihm nicht. Er bat die Wärter, sie zu schließen, und sie öffneten sich sofort wieder. Schließlich mußte er keine Handschellen mehr tragen.

*

Bevor ein Gefangener einem Thamzing unterworfen wurde, wurde er verhört. Das Verhör begann immer damit, daß die Chinesen versuchten, den Befragten zum Narren zu halten, wie man es mit einem Kind machen würde. Sie sagten: „Wenn du zugibst, daß du das getan hast, kannst du morgen nach Hause gehen und bist bei deinen Kindern." Oder: „Wenn du uns die Namen von Tibetern gibst, die ihre Heimat verlassen wollen, und die sich der Kommunistischen Partei und Mao Zedong widersetzen, werden wir dich freilassen." Indem sie Vergünstigungen versprachen, brachten sie einige der Häftlinge dazu, im Gefängnis als Spitzel für sie zu arbeiten.

Irgendwann bemerkte ein tibetischer Spitzel, daß ich den Lamas zusätzliche Lebensmittel zukommen ließ, und zeigte mich an. Das war das erste Mal, daß ich im Kloster von Ngachoe zu Thamzing verurteilt wurde. Ich wurde vor eine große Gruppe von Gefangenen gebracht, und die Beamten ließen mich auf ein spitzes Stück Holz knien. Sie sagten mir, was mir vorgeworfen wurde und fragten mich, ob es wahr sei. Ich hatte nicht das Gefühl, etwas Falsches gemacht zu haben, aber mir war klar, daß sie meinen Standpunkt nie verstehen würden. Es schien mir das Beste zu sein, überhaupt nicht zu

reagieren. Ich blieb still. Sie fingen an, mich zu beschimpfen und zu schlagen, und der Übersetzer sagte etwas davon, daß ich Kriminellen helfen würde und eine Feindin Mao Zedongs sei.

Zum zweiten Mal wurde ich dem Thamzing unterzogen, nachdem ich mit neun anderen Gefangenen den Befehl erhalten hatte, eine Garage für Militärlastwagen sauber zu machen. Uns fiel auf, daß die Lastwagen mit religiösen Statuen und anderen heiligen Gegenständen beladen waren, die bald nach China gebracht werden sollten. Die meisten der Gefangenen hatten Angst, ihre Köpfe zu heben, aber einige von uns schauten sich so vorsichtig wie möglich um. Wir erzählten ein paar anderen Gefangenen, was wir gesehen hatten. Irgendwie erfuhren die Chinesen davon und unterwarfen uns dem Thamzing.

Der dritte Vorfall hatte mit zwei neu angekommenen Tibetern zu tun, die aus der Region Derge stammten. Sie waren im Kampf an den Beinen verletzt und deshalb zurückgelassen worden. Als ich eines Tages im Schweinestall arbeitete, hörte ich jemanden „Arro? Arro?" rufen. Im Dialekt der Khampa bedeutet das „Hallo". Ich schaute mich um und konnte zunächst nicht entdecken, woher dieser Laut kam. Dann hörte ich es wieder: „Arro? Arro?" Ich folgte der Stimme bis zu einem kleinen Fenster in dem Gebäude neben dem Schweinestall. Ich schaute hinein und sah zwei Männer mit dick bandagierten Beinen. Einer von ihnen fragte mich sofort: „Bist du die Schwester von Jughuma Tapontsang?" Mein Bruder und ich sahen uns sehr ähnlich, und die meisten Leute, die uns kennenlernten, vermuteten, daß wir verwandt waren. Angst durchzuckte mich, und ich fing an zu weinen, denn ich fürchtete, daß mein Bruder, für den ich dauernd betete, tot war.

Der Verletzte sagte: „Weine nicht. Seine Heiligkeit konnte unverletzt entkommen, und dein Bruder ist auch geflohen. Sie sind auf freiem Gebiet in Indien. Wir konnten ihnen leider nicht folgen, da wir in die Beine getroffen wurden, als die Chinesen die Grenze bombardierten. Die Chinesen haben uns

festgenommen und halten uns jetzt mit irgendwelchen Injektionen am Leben. Sie unternehmen nichts, um uns zu helfen, sondern nutzen diese Gelegenheit, uns zu verhören. Das ist der einzige Grund, warum sie uns am Leben lassen."

Die beiden Männer taten mir leid in ihrer hilflosen Lage, und so warf ich, wann immer ich die Gelegenheit dazu fand, Lebensmittel in ihren Raum. Ich mußte dabei mit der Nahrung auf ihre Brust oder irgendwohin in ihre Reichweite zielen.

Keiner der Tibeter im Gefängnis hatte etwas über den Verbleib Seiner Heiligkeit gewußt. Zu wissen, daß er entkommen war und daß auch mein Bruder frei war, machte mich überschwenglich glücklich. Wir alle hatten viel Zeit damit verbracht, uns über das Schicksal des Dalai Lama immer wieder Gedanken und Sorgen zu machen. Von den Gefangenen aus U-Tsang wußten wir nur, daß die Situation in Lhasa sich zunehmend verschlechtert hatte und immer unsicherer geworden war. Wir alle beteten zu den Göttern für seine Sicherheit.

Meinen Bruder hatte ich seit dem Spätjahr 1954 nicht mehr gesehen. Unser letzter Kontakt war ein Brief gewesen, der uns gerade noch vor der Verkündung der „Demokratischen Reformen" erreicht hatte. Mehrere Jahre lang hatte ich bei der Vorstellung, er könnte tot sein, große Angst ausgestanden. Der Gedanke, ihn eines Tages wiederzutreffen, war eine der Vorstellungen, die mir die Kraft gaben, die langen Tage und bitteren Nächte durchzustehen. Jetzt konnte ich mir sicher sein, daß mein Traum Wirklichkeit werden konnte.

Ich begann, ein bekanntes Sprichwort zu singen, das mein Vater mir beigebracht hatte: „Mach dir keine Sorgen, wenn heute viel Schnee fällt, denn nach schweren Schneefällen strahlt wieder die Sonne."

Ich hatte keine Möglichkeit, die wunderbare Neuigkeit, daß der Dalai Lama in Sicherheit war, gleich an die anderen Gefangenen weiterzugeben. Während ich die Schweine

fütterte, hielt ich deshalb ab und zu inne, um diese beiden Zeilen zu singen, und nahm dann meine Arbeit wieder auf. Sobald die Gefangenen das Lied hörten, versuchten sie in meine Nähe zu kommen, um den Text zu verstehen.

Einer der Gefangenen hatte sich leider von den Versprechungen der Chinesen – „wenn du uns Neuigkeiten bringst, entlassen wir dich" – beeinflussen lassen. Er meldete dem Personal im Gefängnisbüro: „Das Lied dieser Frau hat eine tiefe Bedeutung. Als die Gefangenen es hörten, wurden sie sehr froh; und es scheint, als hätten sie ein Geheimnis." Eine kleine Gruppe von Beamten und ein Wärter kamen daraufhin zu meinem Arbeitsplatz. Sie nahmen einen der kleinen Futtertröge und befahlen mir, daraufzuknien. Dann schlug ein Wärter mir auf die Ellbogen, um mich zu zwingen, meine Arme in die Luft zu strecken. Ich wurde in dieser Stellung verhört und schließlich gezwungen, vier Stunden lang so zu knien. Einer der Beamten sagte: „Erstens hast du, statt die Schweine zu füttern, ihr Futter an die Lamas verteilt. Zweitens hast du, statt zu arbeiten, als man dich zum Putzen in die Garagen schickte, nachgesehen, was in den Lastwagen war, und es dann den anderen Gefangenen gesagt. Drittens hast du mit deinem Lied versucht, den anderen Gefangenen Mut zu machen und sie zu mehr Entschlossenheit aufzufordern. Was bedeutet dieses Lied? Was für bessere Zeiten meinst du?"

Ich beteuerte, die Worte hätten keine Bedeutung, es sei nur ein altes Lied über die Natur, das mein Vater mir in meiner Kindheit beigebracht hätte. Ich fragte sie: „Was für bessere Zeiten kann es für uns schon geben, jetzt, wo alles verloren ist?" Der Beamte antwortete: „Du bist die schlimmste der Gefangenen. Du hast dich unseren Reformen am stursten widersetzt. Von allen Frauen hier im Gefängnis hast du die härteste Strafe; und wenn du dein Verhalten nicht änderst, wirst du hingerichtet werden müssen." Er riet mir, „gut zu überlegen", und dann wurde ich auf meine Beine gestellt und –

weil meine grün und blau angelaufenen und blutenden Knie mich nicht trugen – irgendwie zu einer kleinen Kabine geschleppt. Ich wurde gewarnt, die Konsequenzen meiner Taten gut zu bedenken und dann für mehrere Tage in Einzelhaft genommen.

Als ich zu meinen Zellengenossinnen zurückkam, redeten Bhumo Yalu und ich in freien Augenblicken miteinander. Ich versuchte, ihr Mut zu machen. Wir hatten von einem anderen Gefangenen Nachricht erhalten, daß Bhumos Ehemann entkommen war und in Nepal lebte. Ich sagte ihr, wir könnten auf bessere Zeiten hoffen, da Seine Heiligkeit der Dalai Lama entkommen war. Mit Unterstützung aus dem Ausland wären er und die Tibeter, die ihm gefolgt waren, vielleicht in der Lage, die Kommunisten aus dem Land zu vertreiben, und eines Tages würden wir vielleicht wieder in Frieden und Glück leben können wie zuvor. Wir diskutierten, auf welche Weise wir unser Land von den Chinesen zurückbekommen könnten. Chomphel Gyamtso Rinpoche versuchte mir Sicherheit zu geben und mich zu trösten. Einmal sagte er: „Was auch immer wir im Laufe dieser Erfahrung durchmachen, ist ein Ergebnis unseres Karmas; deshalb müssen wir es mit Würde ertragen und in dem Glauben, daß die Wahrheit unsere Zeugin ist."

*

Wir hatten alle schreckliche Angst vor den nächtlichen zweistündigen Umerziehungsversammlungen, in deren Verlauf Gefangene aus verschiedensten Gründen mißhandelt wurden: Vielleicht wurde ein Gefangener dabei ertappt, wie er ein paar Mantras sagte, oder jemand arbeitete nicht fleißig genug. Oft fanden auch „statistische Versammlungen" statt, in denen die Funktionäre verschiedene Arten von Bomben aufzählten, die sie erworben hätten. Sie sagten dann: „Amerika hat diese Waffen nicht. Nur wir haben sie." Wir konnten solche

Aussagen kaum glauben, da wir von der ungeheuren Verwüstung durch die auf Japan abgeworfenen Atombomben gehört hatten. Die Chinesen erzählten uns auch, ihre militärischen Einheiten hätten „dies erreicht" oder „jenes errichtet". So behaupteten sie zum Beispiel: „Wir haben eine neue Ölquelle gefunden, und das Öl fließt im Überfluß wie Wasser. Es gibt alles im Überfluß. Es gibt Vorräte im Überfluß."

Und sie sagten: „Wir haben so viele verschiedene Arten von Medizin in Tibet entdeckt. Wir können die Heilpflanzen brauchen und eure Leute Geld. Unsere Medikamente sind so bekannt, daß aus der ganzen Welt bei uns nachgefragt wird." Wir glaubten nicht, daß sie unseren Leuten Geld gaben. Sie erzählten, wieviel China durch Exporte verdiente und wie viele Bestellungen sie aus verschiedenen Ländern der Welt erhielten.

Der Sinn dieser Versammlungen war, die Gefangenen glauben zu machen, daß nichts auf der Welt dem China unter der Kommunistischen Partei gleichkäme – weder in politischer, noch in wirtschaftlicher oder militärischer Hinsicht. Es sollte der Eindruck erweckt werden, daß kein anderes Land mit den Chinesen mithalten könne. Das waren die Grundsätze der Indoktrination.

Der Gefängnisdirektor, Zhang Su-dui, war einer der wenigen kommunistischen Funktionäre, der fließend Tibetisch sprach. Er war der Sohn eines Guomindang-Trägers aus Sichuan, war aber nach der kommunistischen Besetzung irgendwie in die Position eines übergeordneten Offiziers aufgestiegen. Er war Ende Zwanzig, hatte ein rundes Gesicht und einen stechenden Blick. Er interessierte sich für junge und attraktive weibliche Gefangene. Sie wurden oft zu ihm gerufen, um seine Zimmer sauberzumachen und seine Wäsche zu waschen. Während dieser Arbeiten vergewaltigte er sie wiederholt.

Ich war eine dieser Frauen. Drei weitere wurden für diese Aufgabe ausgewählt: Nangtso Wangmo aus Lingkarshe, einem

Gebiet, das an den Lithang-Bezirk angrenzt, sowie Dolkar und Yangchen aus Chatring. Wir wurden abwechselnd gerufen und vergewaltigt. Um einer Schwangerschaft vorzubeugen, zwang er uns, sofort nach dem Verkehr Moschuswasser zu trinken. Wenn wir uns widersetzten, wurden wir mit schweren Strafen bedroht, sogar mit dem Tod. Uns blieb nichts als zu gehorchen und zu schweigen.

Dies war für uns die schlimmste Demütigung. Wir hatten alles verloren; wir wußten nichts über das Schicksal unserer Familien und unserer Kinder; unser Volk war zu Sklaven gemacht worden – aber dies gehörte zum Schwersten, was wir ertragen mußten. Wir waren machtlos. Wir begannen Zhang zu hassen. Er war immer grob und ordinär und machte absichtlich Bemerkungen, die Scham und der Hoffnungslosigkeit in uns wecken sollten. Obwohl eine Vergewaltigung nach den kommunistischen Militärgesetzen offiziell ungesetzlich war, gab es niemanden, der uns verteidigt hätte. Es stand gar nicht zur Debatte, die Sache bei höherer Stelle anzuzeigen; das einzige Ergebnis wäre gewesen, daß wir ohne Nahrung in unsere Zellen eingeschlossen worden wären. Außerdem war die oberste Stelle – Zhang Su-dui selbst.

Es gab nichts, was uns trösten konnte. Wenn eine von uns gerufen wurde, empfanden wir es als eine Art Hinrichtung. Und nachdem eine gerufen worden war, weinten die anderen über die beklagenswerte Situation, und wir versuchten, einander zu trösten so gut wir konnten. Nach einiger Zeit bekam Zhang Angst, daß wir irgend jemandem etwas verraten könnten. Wir stellten fest, daß er es nicht beachtete und wegsah, wenn er mitbekam, wie wir Gemüse stahlen. Über diese Vorgänge dachten wir nach, während wir in den abendlichen Unterrichtsstunden saßen, in denen die Chinesen uns erklärten, daß wir durch die fortschrittlichste und mächtigste Regierung befreit worden seien.

Um mich zu trösten, sagte Chomphel Gyamtso Rinpoche oft:

„Du mußt immer daran denken, daß Seine Heiligkeit der Dalai Lama entkommen konnte. Auch wenn wir sehr dunkle Zeiten durchleiden, wird es ihnen nicht möglich sein, unsere Religion und Kultur zu zerstören. Letztendlich wird sich die Lehre des Tibetischen Buddhismus durchsetzen."

Eines Tages passierte etwas Seltsames im Gefängnis: Sieben Rinpoches starben am gleichen Tag. Das geschah nicht als Folge äußerer Einwirkung. Es schien, als sei es eine bewußte Entscheidung ihrerseits gewesen. Die Chinesen waren von diesem Ereignis sehr überrascht. Unter denen, die an diesem Tag starben, waren auch Chomphel Gyamtso Rinpoche und Thongkhor Shabdrung aus den Bezirken Nyagye und Rongbatsa, in der Nähe des Distriktes Karze.

*

Eines Morgens im Herbst I960 wurde unsere Arbeit unterbrochen; Lastwagen fuhren auf den Hof, und viele Ärzte und ihr Mitarbeiterstab stiegen aus. Wir wurden zusammengetrieben und mußten in Reihen antreten, während sie Basisinformationen über uns notierten – aus welcher Region wir kamen und zu wievielen Jahren Haft wir verurteilt waren. Natürlich wußten sie das schon alles – es stand in den Aufzeichnungen, die sie vor sich hatten –, aber sie befragten uns, um zu sehen, ob wir die Wahrheit sagten. Jeden Tibeter, der verhaftet, verurteilt und eingesperrt wird, begleitet eine komplette Dokumentation in jedes Gefängnis oder Arbeitslager.

Am nächsten Morgen hatten die Ärzte und Beamten mit den Gefangenen geredet und ihre körperlichen Kräfte überprüft, und wir wurden alle auf den Hof gerufen. Sie riefen: *‚Ji kho lo!"*, das bedeutete, daß alle Gefangenen schnell kommen und sich versammeln mußten. Sie sagten uns: „Jede von euch, die mit Namen aufgerufen wird, muß auf diese Seite gehen." Von

den dreihundert Frauen gehörte ich zu den hundert, die man zur Seite rief.

Man sagte uns: „Ihr alle, deren Namen aufgerufen wurden, werdet an einen sehr heiteren Ort gehen. Dort wird euer Magen voll sein, auch wenn ihr nur Obst eßt. Man braucht dort gar keine andere Nahrung." Einige Gefangene glaubten die Geschichte und freuten sich darüber, aber ich sagte mir: „Es muß eine Lüge sein. Sie tun nichts anderes, als Greueltaten zu vollbringen." Ich glaubte ihnen kein Wort und schwieg einfach.

Nun, da wir von den anderen Gefangenen ausgesondert worden waren, durften wir keinen Kontakt mehr mit ihnen haben. Ich konnte nur noch einen schnellen Blick auf meine Freundin Bhumo Yalu werfen und wußte, wir würden uns nicht wiedertreffen. Wir trugen, was immer wir besaßen – keine hatte besonders viel, vielleicht nur ein paar Kleider, eine Schüssel oder eine Tasse –, und bereiteten uns auf den Abschied vor. Ich hatte nur einen Becher und die Kleider, die ich am Leibe trug.

Als wir Dartsedo verließen, wurden wir in Zweierreihen angeordnet, und auf beiden Seiten, vor und hinter uns, gingen Soldaten. Wir wurden in Gruppen von fünf, sechs oder sieben zusammengebunden. Keine Gefangene konnte aus der Reihe ausbrechen. Wir gingen den ganzen Tag, bis wir eine Brücke namens Chak Sum erreichten. Hier blieben wir zum Übernachten. Nach einiger Zeit brachten die Soldaten jeder eine Tasse dicke Schleimsuppe und ein Stück gedämpften Teig. Frierend und außerstande zu schlafen, verbrachte ich den größten Teil der Nacht im Gebet.

Mein einziger Wunsch war es, Selbstmord zu begehen und von der Brücke zu springen. Die Wachen hatten Befehl, jede, die einen solchen Versuch unternahm, zu erschießen. Die Seile waren sehr straff gezogen, und es gelang mir nicht, sie zu lockern. Natürlich war mir klar, daß es eigentlich unmöglich war, meinen Plan auszuführen, da ich die anderen, mit denen

ich zusammengebunden war, gefährdet hätte. Nachdem wir die Brücke überquert hatten, marschierten wir noch vier Tage weiter; auch über manche schwierigen Pässe, um unser Ziel – Gothang Gyalgo – zu erreichen. Es war nicht sehr weit, aber da wir keine ausreichende Nahrung bekamen, hatten wir nicht viel Kraft.

10
Gothang Gyalgo

Am vierten Tag stiegen wir in einiger Höhe langsam einen schmalen, steinigen Weg hinauf. Auf einmal deuteten die Wachen, in eine Richtung und riefen einander „Gothang Gyalgo!" zu. Während wir uns der Region näherten, waren wir vom Anblick der riesigen Bergmassive beeindruckt, die uns bald umgaben. Am späten Nachmittag begannen wir mit dem steilen Abstieg. Weit unter uns sahen wir schließlich das Arbeitslager, umgeben von drei Bergen, die es vom Rest der Welt abschlossen. Diese Berge ließen die ganze Gegend wild und ungeheuer abgeschieden wirken. Als wir unseren Abstieg begannen, kamen die Gefangenen des im Tal gelegenen Lagers in unser Blickfeld. Sie bewegten sich im Lager wie eine Armee von Ameisen. Schließlich waren wir angekommen und gingen durch das Tor.

Als ich mich umschaute, hatte ich den Eindruck, daß alle Häftlinge Tibeter waren. Später bemerkte ich, daß auch ungefähr vierhundert chinesische Gefangene hier waren.

Die Gesichter der Gefangenen sahen aus wie Totenschädel mit tief eingesunkenen Augen und scharf hervortretenden Wangenknochen. Alle bewegten sich ungewöhnlich langsam. Mein erster Gedanke war: „Oh, sie haben mich zum Sterben hierher verlegt. Diese Leute sehen aus, als ob sie aus einem Reich Hungergeister kämen."

Das Gefängnis war von einer hohen Betonmauer umgeben, auf der sich in regelmäßigen Abständen Türme befanden, in denen Wachen stationiert waren. Ich sah nicht, was mit den zweihundert Männern geschah, die in Dartsedo zu unserer Gruppe gestoßen waren, aber wir Frauen wurden zunächst alle zu einer Reihe von Hütten gebracht, die aus Holzplanken, Stroh und Ästen gebaut waren. Jede von uns fand eine kleine

Stelle, wo sie sich erschöpft niederlegte. Voller Angst und Unsicherheit fragten wir uns, wie lange es wohl dauern würde, bis wir den unglücklichen Bewohnern von Gothang Gyalgo ähneln würden. Die unglücklichen Erinnerungen an Dartsedo verblaßten angesichts der vor uns liegenden grausamen Wirklichkeit. Ich hatte nicht erwartet, daß unsere Verlegung uns irgendwelche Wohltaten bringen würde, aber die Härte unseres Schicksals betäubte mich.

Später an diesem Abend wurden wir in ein rechteckiges Betongebäude gebracht, in dem es Kabinen mit Gruppen von zehn oder zwanzig Gefangenen gab. Wir verbrachten die lange Nacht hungernd und frierend. Irgendwann fühlte ich meine schmerzenden Beine und das hohle Gefühl in meinem Magen nicht mehr, und ich sank in den Schlaf.

Am Morgen nach unserer Ankunft wurden wir geweckt und zu einem großen Raum gebracht, in dem wir eine Tasse sehr dünner Schleimsuppe aus Mais und Hafer bekamen. Das sollte während meines gesamten Aufenthaltes im Lager die Hauptnahrung sein, die uns gewährt wurde. Meine Freunde und ich fühlten uns seltsam desorientiert und schwach beim Anblick dessen, was uns umgab. Wohin wir auch entlang der langen Reihen sitzender Gefangener blickten, wir konnten keinen einzigen erkennen, der wie ein normaler Mensch aussah.

„Was ist das bloß für ein Ort?" fragte die Frau neben mir. Wir zögerten, den Versuch zu machen, mit der Gruppe teilnahmsloser Gefangener zu sprechen, die uns am nächsten, aber immer noch ein Stück entfernt saß. Die Vorstellung, eine von ihnen zu werden, war schwierig.

Zum Zeitpunkt unserer Ankunft war bereits eine große Anzahl Gefangener in dem Lager – ich schätze, zwischen zehn- und dreizehntausend; dabei bestand das Lager erst seit Anfang 1959.

Nach unserer schnellen Mahlzeit mußten wir uns aufstellen,

während ein chinesischer Funktionär zu uns sprach. Seine Worte wurden uns von einem tibetischen Wärter mit Megaphon übersetzt und erklärten uns unsere Pflichten im Lager. „Ihr Gefangenen seid in diese Mine gebracht worden, um euch Gelegenheit zu geben, euch von den Straftaten reinzuwaschen, die ihr gegen unseren Vorsitzenden Mao Zedong und die Volksrepublik China verübt habt. Ihr habt noch nicht verstanden, wie wichtig eure Befreiung vom Alten und Schlechten ist und daß das Alte zerstört werden muß, um dem Neuen Platz zu machen. Unter der Führung des Vorsitzenden Mao wird bald eine neue Weltordnung eingeführt werden. Und ihr werdet das Privileg haben, daran teilhaben zu dürfen. Nun wird euch durch die Arbeit in dieser Mine die Gelegenheit gegeben, euren Teil für die Volksrepublik zu leisten." Der Funktionär hielt einen Moment inne, schaute in die Gesichter der neuen Gefangenen, klatschte dann in die Hände und rief: „Versammelt euch!" Anschließend wurden wir von bewaffneten Wärtern in die direkte Umgebung der Mine gebracht. Gothang Gyalgo war eine Grenzregion unweit von Chengdu. Am Fuß des Berges, in dessen Nähe das Lager lag, war ein großer Stollen in den Berg gegraben worden. Dort wurde Bleierz abgebaut. In dem Stollen arbeiteten viele Gefangene. Meine Gruppe durfte nicht weiter als bis zum Eingang gehen. Gefangene im Stollen brachten die Bleierzbrocken in zwei Körben, die an einem Pfahl festgemacht waren und von einem Riemen auf ihren Schultern gehalten wurde, zu denen, die außerhalb des Stolleneingangs warteten. Man gab uns ähnliche Körbe und sagte uns, daß wir sie zu Gefangenen bringen sollten, die an verschiedenen Stellen unterhalb der Mine daran arbeiteten, das Blei vom Stein zu trennen. Während ich in der Nähe der Mine arbeitete, sah ich einige Gefangene Hammer und Eisenstangen mit in den Stollen nehmen: Diese Werkzeuge wurden dazu benutzt, das Erzgestein von den Wänden der Mine zu brechen. Niemals

hörte ich Maschinengeräusche aus der Mine dringen, aber da zwei tosende Flüsse in der Nähe waren, von denen einer direkt am Rand des Lagers entlangfloß, hätte man Maschinen auch kaum gehört. Wegen des Lärms der Flüsse mußte jeder in Gothang Gyalgo laut sprechen, um verstanden zu werden. Die ganze erste Woche über sprach ich mit niemandem, und keiner sprach mit mir, außer um mir Anweisungen zu geben.

In der darauffolgenden Woche wurde ich zum Arbeiten an eine Stelle etwa einen halben Kilometer unterhalb des Berges verlegt. Das Rohmaterial, das das blauschimmernde Blei enthielt, war sehr hart und schwer aufzubrechen. Wenn das Bleierz vom Berg heruntergebracht wurde, erhielten deshalb Gruppen von zehn Gefangenen den Auftrag, das Blei vom Stein zu trennen, indem sie mit dem Hammer solange auf die Steine schlugen, bis diese nur noch Pulver waren. Das gewonnene Blei wurde nach Chaksam Kha (chinesisch Lu Ching Qang) und von dort mit Lastwagen ins Innere Chinas gebracht.

Während der Arbeit unterhielten sich die Gefangenen nicht; sie sparten ihre Kräfte, um das gesetzte Soll für die Produktion reinen Bleis zu erreichen. Gefangene, die ihre Quote nicht schafften, bekamen nur die Hälfte der täglichen Nahrung oder auch überhaupt nichts. Die Funktionäre sagten dann immer: „Du bist mit deiner Arbeit nicht fertig geworden. Wie kannst du erwarten, daß du das Recht hast, etwas zu essen zu bekommen?"

Ich lernte bald, daß es zwei Hauptgruppen von Gefangenen gab: die Gesünderen und die, die bald sterben würden, weil ihre Gesundheit völlig zerrüttet war.

Während der Arbeitszeit mußten Gefangene, die sich erleichtern mußten *„Pao gao jie shou!"* rufen und dann darauf warten, daß ein Gefängniswärter in ihre Richtung sah. Der Name des Wärters durfte nicht ausgesprochen werden, dadurch sollte uns Gefangenen eingeprägt werden, daß wir

minderwertige Ausgestoßene waren. Wenn der Wärter dem Gefangenen seine Aufmerksamkeit schenkte, konnte er oder sie gehen. Ansonsten mußte man an Ort und Stelle warten, bis sich der Wärter um einen kümmerte. Manchmal, wenn ich aus diesem Grund Aufmerksamkeit suchte und ignoriert wurde, erleichterte ich mich einfach in der Nähe des Wachpostens. Die vorherrschende Einstellung, ein solch grundlegendes körperliches Bedürfnis willkürlich zu ignorieren, machte mich wütend, und so neigte ich dazu, die Vorschriften zu mißachten.

Der Stundenplan des Arbeitslagers sah vier Stunden Arbeit am Morgen und vier Stunden Arbeit nach dem Mittagessen vor und jeden Abend eine zweistündige Umerziehungsversammlung, in deren Verlauf uns üblicherweise gesagt wurde: „Mao Zedong ist der Vater von allen." Sie nannten ihn einen „Vater", weil er den Bettlern und den Armen geholfen habe. Sie sagten: „Es gibt keinen anderen Führer auf der Welt, der so etwas täte. Die Menschen auf der ganzen Welt rufen: ‚Wir wollen auch Führer wie Mao Zedong. Die Volksrepublik China ist das fortschrittlichste Land der Erde.'

Deshalb mögen Amerika und Rußland China nicht. Vielleicht denken einige von euch, daß der Dalai Lama von außerhalb des Landes Hilfe holen kann, aber das wird nicht im Traum passieren. Der Dalai Lama hat keine weiteren Mittel und bittet die Amerikaner um Hilfe; aber die Vereinigten Staaten, das ist nur ein Name. Amerika ist in Wirklichkeit ein Papiertiger: Wenn man sich die Zeichnung ansieht, erscheint sie sehr furchterregend, aber wenn man sie ins Wasser wirft, löst sie sich auf. Die Farbe ist weg.

Wenn ihr Gefangenen glücklich sein wollt, müßt ihr dem folgen, was die Kommunistische Partei sagt. Wenn ihr Haß und Groll gegenüber der Kommunistischen Partei von China empfindet, dann ist das, als ob ihr euch einen Stein auf den eigenen Fuß werft." Das waren die wesentlichen Punkte, mit

denen sie ständig versuchten, die Leute zu indoktrinieren.

Neben unseren abendlichen Lektionen in kommunistischer Ideologie wurden wir auch oft gedemütigt. Viele wurden zu Thamzing-Sitzungen gezwungen. Die Chinesen faßten die politischen Gefangenen sehr hart an, kümmerten sich dagegen jedoch eigentlich nicht darum, was die wirklich Kriminellen taten. In einer Versammlung während meines ersten Monats in diesem Gefängnis griffen sie sich einen solchen tibetischen Gefangenen heraus und sagten: „Dieser Mann hat eine Straftat nur zu seinem eigenen Nutzen begangen, aber nun hat er seine Schuld eingesehen, ist durch und durch geläutert und widersetzt sich nicht länger dem Fortschritt des Kommunismus. Außerdem hat er zugesichert, gegen schlechte Elemente und schädliche Handlungen zu kämpfen und uns Informationen darüber gegeben, was die konterrevolutionären Gefangenen in ihren Zellen besprechen. Deshalb lassen wir ihn frei." Anschließend wurde dieser Kriminelle tatsächlich vor den Augen aller anderen freigelassen.

*

Während meiner Inhaftierung versuchte ich immer, zu meiner Schutzgottheit – Dolma, der Beschützerin – zu beten, aber im Laufe der Zeit fand ich es immer schwieriger, mich auf das lange Gebet mit seinen einundzwanzig Versen, die mein Vater mir beigebracht hatte, zu konzentrieren. Ich bemerkte, daß meine Erinnerung mich an einigen Stellen des Gebets im Stich ließ – vielleicht beeinträchtigte das Hungern meine geistigen Fähigkeiten. Ich konnte mich einfach nicht erinnern. Das war sehr entmutigend. Außerdem war es unmöglich, in meiner freien Zeit zu beten, ohne von Wärtern oder anderen Gefangenen gestört zu werden.

Einmal ergab sich die Gelegenheit, einen der inhaftierten Lamas wegen dieses Problems um Rat zu fragen. Kathong Situ

Rinpoche war ein Nyingma Lama, der ursprünglich aus Kathong Gonpa, einem Kloster zwischen Chamdo und Derge, stammte. Er hatte seine Studien in Lhasa fortgesetzt und war dort verhaftet worden. Ich beobachtete ihn oft aus der Ferne, wenn er arbeitete, und die Gelassenheit, mit der er die Situation hinnahm, wirkte beruhigend auf mich. Er trug noch immer sein Mönchsgewand, aber inzwischen war es schmutzig und hatte Flecken. Dennoch hatte allein sein Anblick etwas Tröstliches. Manchmal sah ich, wie er den Umgang der anderen Gefangenen miteinander beobachtete; und aus seinem Blick gewann ich den Eindruck, daß er für sie betete. Seine Augen wirkten – im Unterschied zu dem gewöhnlichen, teilnahmslosen Blick der anderen Gefangenen – ruhig und tief wie der Blick eines Hirsches und umfing das, was sich ihm in seiner Umgebung bot, mit Interesse und Mitgefühl. Zunächst traute ich mich nicht, zu ihm zu gehen, aber dann wurde mir klar, daß es ihn wohl nicht stören würde. Er schien ziemlich bewegt, als er von meinem Problem hörte. Schließlich nahm er meine Hand, schaute mir in die Augen und sagte sanft: „In dieser Situation steht uns keine Zeit zur Verfügung, die wir der traditionellen Ausübung unseres Glaubens widmen könnten. Deshalb werde ich dir ein kürzeres Gebet beibringen, und du kannst es mit der gleichen Hingabe aufsagen. Es macht mich froh, zu wissen, daß dir die spirituelle Praxis gerade hier ein solches Anliegen ist." Dann lehrte er mich ein gekürztes Gebet von neun Versen an Dolma. In allen zukünftigen Zeiten der Bedrängnis und der Einsamkeit sollte es meine Zuflucht werden.

Nachdem ich monatelang gearbeitet hatte und immer schwächer geworden war, schlief ich einmal eine ganze Woche durch. Ich hatte den Eindruck, das System sei so eingerichtet, daß man arbeiten mußte und dabei so wenig zu essen bekam, daß man sehr wahrscheinlich verhungerte. Ich glaubte deshalb, daß ich nichts zu verlieren hätte. Schließlich kam ein

Gefängniswärter mit einem Gewehr in meine Zelle und sagte: „Was tust du da? Alle anderen gehen arbeiten. Warum gehst du nicht?"

Ich antwortete: „Ich kann nicht. Ich habe keine Kraft. Mein Magen ist leer, und deshalb ist es mir unmöglich, zu arbeiten."

Er versuchte, mich an den Haaren zur Zellentür zu zerren, fing an, mir zu drohen und griff nach seinem Gewehr. In der Sekunde, in der er es hochnahm, durchfuhr mich der Gedanke: „Meine Zeit ist um." Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon schreckliches Leid erfahren: Die Hinrichtung meines Schwagers direkt vor meinen Augen, die Haft und die Folterungen in Karze und Dartsedo; und mir wurde in diesem Moment klar: „Es ist besser, wenn sie mich umbringen, als daß sie mich weiter diesen Greueltaten aussetzen." Ich riß das Oberteil meiner Chuba auf, zeigte auf meinen Brustkorb und rief: „Ja, bitte! Erschieß mich."' Der Beamte war verblüfft und drückte deshalb nicht den Abzug. Statt dessen schlug er mich zu Boden und trat mich mit seinen Stiefeln in Hüften und Schenkel. Ich rollte mich zu einer Kugel zusammen und wartete, ohne auch nur ein Wort zu sagen, bis es vorbei war. Nach einem letzten Tritt trat Ruhe ein. Ein paar Sekunden stand er da und schaute auf mich herab, bevor er aus der Zelle ging und die Tür zuschlug.

Ich beschloß, trotzdem nicht zu arbeiten; da sowieso alle verhungerten, schien es sinnlos. Mein einziger Gedanke war: „Ich werde hier sterben", und so riß ich einen Streifen Stoff vom Saum meiner Bluse ab und machte einen Rosenkranz daraus, indem ich einhundertundacht Knoten hinein knüpfte. Ich glaubte, daß die Ausübung meines Glaubens alles wäre, was mir noch zu tun bliebe. Während dieser Zeit der Einzelhaft sagte ich das Dolma-Gebet so lange auf, wie ich dafür Kraft hatte.

Ich sprach das Gebet und wurde ohnmächtig. Dann wachte ich wieder auf und versuchte zu gehen, ich rezitierte das

Mantra und fiel hin.

Von diesem Zeitpunkt an bis zu meinem Entschluß, wieder zu versuchen zu arbeiten, gaben sie mir nichts zu essen. Sie sagten zu mir: „Nur wenn du arbeitest, werden wir dir etwas zu essen geben." Schließlich bekam ich eines Tages das Gefühl, daß ich nicht versuchen sollte, das Ende meiner Misere herbeizuzwingen. Ich erinnerte mich an die anderen im Lager, die in der gleichen Situation waren, und ich dachte an meine Familie und wie sehr ich befürchtet hatte, sie nie wieder zu sehen, als ich damals in Dartsedo zu den Toten geworfen worden war. Also entschied ich mich, wieder zurück an die Arbeit zu gehen. Es gab keinen anderen Weg.

Es gab im Lager noch einen anderen tibetischen Gefangenen aus meiner Gegend von Nyarong. Dieser Gefangene wußte, daß ich den Gefängniswärter gereizt hatte, mich zu töten. Und eines Tages, bevor ich noch aus dem Arrest entlassen worden war, beschloß auch er, mit dem Arbeiten aufzuhören. Er bat um Erlaubnis, sich erleichtern zu dürfen. Die Wache drehte sich nicht nach ihm um, da sie annahm, daß es sich um einen normalen Gefangenen handelte und nicht um einen, der bekannt dafür war, schwierig zu sein. Abwesend erteilte sie ihm die Erlaubnis. Der Tibeter trat leise hinter die Stelle, an der die Wache stationiert war. Statt sich zu erleichtern, schlug er mit einem spitzen Stein auf die Wache ein und entledigte sich sofort seiner Chuba. Er griff sich das Gewehr des Soldaten, zog dessen Uniform an und schaffte es, anschließend zu entkommen.

Es wurden viele Suchtrupps ausgeschickt, aber sie konnten ihn nicht finden. Sie beriefen eine Versammlung ein, und ein Funktionär beschuldigte mich, den Mann angestiftet zu haben. „Sie hat sich geweigert, zur Arbeit zu gehen, und dann wollte sie, daß wir sie erschießen. Sie ist eine sehr schlechte Frau, aber wir werden sie nicht töten, denn sie ist hierher gebracht worden, um zu leiden", sagte er. Dann verkündete einer der

Beamten: „Wir haben den Gefangenen schon gefunden und getötet." Aber wir wußten, daß sie logen denn, wenn sie einen entflohenen Gefangenen fanden, brachten sie den toten Körper normalerweise mit und zeigten ihn allen.

Allmählich lernte ich ein paar Häftlinge kennen, die nicht völlig aufgegeben hatten und die sich auch darauf einließen, mit mir zu sprechen – vielleicht zum Teil auch deswegen, weil sich herumgesprochen hatte, daß ich für meine Arbeitsverweigerung bestraft worden war. Da die Chinesen mich als eine besonders schwer zu bestrafende Gefangene ansahen, mußte ich bei jedem Kontakt und überall vorsichtig sein. Wenn neue Gefangene ankamen, brauchte ich jedes Mal mindestens zwei bis vier Wochen, um herauszufinden, woher sie kamen und was die Hintergründe ihrer Inhaftierung waren, um dann zu entscheiden, ob sie vertrauenswürdig genug waren, daß ich mit ihnen reden konnte.

Eine besonders glückliche Bekanntschaft war die mit einer chinesischen Gefangenen, die sich mit mir anfreundete. Ihr Name war Xi. Sie kam aus Chengdu und gehörte einer sehr wohlhabenden Familie an, die sich den Guomindang angeschlossen hatte. Sie war eine seltsame Frau und von einer gewissen Schroffheit, aber vielleicht war sie nicht immer so gewesen. Sie war voller Bitterkeit. Ich konnte nur versuchen, mir vorzustellen, wie es sein mußte, von den eigenen Leuten eingesperrt zu werden. Bevor Xi verhaftet worden war, war es ihrem Bruder – der die Kommunisten offen kritisiert hatte und daraufhin als „ideologischer Reaktionär" eingestuft worden war – gelungen, nach Taiwan zu fliehen. Die Kommunisten nahmen an, daß alle Familienmitglieder Reaktionäre der schlimmsten Art wären; bald danach wurden sie alle verhaftet und ihr gesamter Besitz eingezogen. Schließlich wurden sie als „Konterrevolutionäre der kapitalistischen Klasse" verurteilt. Als ich Xi zum ersten Mal traf, war sie ziemlich dick; später waren wir natürlich alle gleich abgemagert. Sie sagte mir

immer: „Früher, als ich kräftig war, haben die Leute mich immer ‚Dickerchen' genannt; aber jetzt bin ich nur noch Haut und Knochen."

Xis Interesse an mir wurde geweckt, weil ich niemals auf Anweisungen hörte. Eines Tages nahm sie meinen Arm und sagte mir mit der Hilfe eines chinesisch sprechenden Tibeters: „Als du den Wärter damals gebeten hast, dich zu töten, war er äußerst verwirrt, denn sie hatten den Befehl, daß du lange leiden sollst. Es tat einfach mal gut, solch eine Verwirrung bei einem von ihnen zu beobachten. Das Gesicht des Wärters war ganz rot, als er aus deiner Zelle kam, und er trat wütend an die Wand des Gebäudes. Ich war froh, daß ich ihm damals nicht im Weg war."

Wir wurden recht gute Freundinnen. Auf ihre Art war Xi sehr nett. Sie war sehr hilfsbereit und brachte mir die chinesische Sprache bei. Sie zeigte bei der Arbeit auf irgendwelche Gegenstände und sagte das chinesische Wort dafür – so zeigte sie beispielsweise auf einen Eimer und sagte dazu, ich solle ihn ihr bringen. Diese Lektionen setzten sich auch während unserer Inhaftierung in zwei anderen Arbeitslagern fort, nachdem wir Gothang Gyalgo verlassen hatten. Sie sollten sich noch als sehr nützlich erweisen.

Xi bezog immer Opposition gegen die Kommunisten. Eines Tages erfuhren die Gefangenen, daß China und die Sowjetunion sich verfeindet hatten. Obwohl die Länder einst sehr enge Verbindungen gehabt hatten, hatten sich Unterschiede in der Verbreitung der kommunistischen Doktrin entwickelt. Vielleicht hatten die beiden Länder damals auch unterschiedliche Vorstellungen, wie die Welt durch den Kommunismus zu beherrschen sei. Schließlich wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen ihnen ganz abgebrochen. Die chinesischen Kommunisten nannten die Russen „Revisionisten", weil die Russen auf einmal glaubten, daß es andere Mittel als Gewalt gab, um die Revolution zu

erreichen. Diese Neuigkeiten gab den Guomindang-Gefangenen viel neuen Mut, da sie hofften, die Kraft der Kommunisten würde irgendwie geschwächt.

*

Eines Tages wurden etwa dreißig von uns Gefangenen noch vor Tagesanbruch versammelt, und man teilte uns mit, wir würden ein Stückweit entfernt arbeiten gehen. Mit einer Eskorte von ungefähr fünfzig Soldaten verließen wir das Lager bei Morgengrauen und marschierten in die Berge. Auf dem hochgelegenen schmalen Weg drohten uns die Soldaten mit dem Tod für den Fall, daß wir aus der Reihe ausscherten. Zum Glück waren wir nicht aneinandergebunden. Während des Marsches trotteten Xi und ich still nebeneinander her. Ich fragte mich, ob wir auf dem Weg wohl irgendwelche anderen Tibeter treffen würden und was sie bei unserem Anblick empfinden würden. Doch obwohl wir in der Ferne entlang der Strecke mehrere Häuser ausmachen konnten, sahen wir niemanden herauskommen. Unser Ziel war ein großes Kloster, das wir unter dem Namen Gothang Gonpa kannten. Ein unheimliches Gefühl empfand ich, als wir das Gelände des Klosters betraten, das trotz seines guten Erhaltungszustandes die ureigenste Eigenschaft eines Klosters nicht aufwies: Man sah keinen einzigen Mönch. Die Gebäude waren völlig verlassen. Das Kloster wurde von einer örtlichen Kommune als Lagerhaus für die Kornernte benutzt.

Unsere Gruppe war die erste und letzte, die geschickt wurde, um Korn für das Arbeitslager zu beschaffen. Der Grund dafür war, daß wir unseren Hunger nicht mehr beherrschen konnten und während der Arbeit in aller Stille das rohe Getreide zu essen begannen. Die Wärter bemerkten, daß wir aßen, und schimpften: „Ihr stehlt, anstatt zu arbeiten!" Mit Rufen und gelegentlichen Schlägen zwangen sie uns auf die Beine und

versammelten uns zum Abmarsch – mit soviel Korn, wie wir hatten aufsammeln können. Xi war wütend. Sie spuckte auf den Boden, fluchte und erklärte: „Wenn jemand unter der kommunistischen Regierung leben soll, ist es besser, als Schwein geboren zu werden. Wir alle werden sterben, aber den Tieren werfen sie wenigstens ein bißchen Getreide hin." Wir schafften es, bis zum Abend im Lager zurück zu sein. Da wir aber nicht gewohnt waren, so weit zu gehen, hatten wir sehr viel Wasser getrunken; und weil wir außerdem das rohe Getreide gegessen hatten, waren unsere Bäuche angeschwollen, was das Gehen und das Tragen der schweren Kornsäcke sehr mühsam machte. Viele von uns litten in den nächsten Tagen unter Durchfall. In der ersten Nacht hielt ich meinen verkrampften Bauch, nachdem ich versucht hatte einzuschlafen, und versuchte, mich zu entspannen. Ich schloß meine Augen und sank in einen Traum, in dem ich alleine durch die Tore eines Klosters ging und nach jemandem rief. Da ich keine Antwort bekam, lief ich durch die verdunkelten Tempel, die Versammlungshalle, die Küche und über den Hof. Als Antwort auf meine Rufe bemerkte ich nur eine sich ausbreitende Stille, und ich fragte mich, wo die Bewohner wohl hingegangen waren und was aus ihnen geworden war.

Auf unserem Weg zum Kloster hatte eine junge Nonne namens Yigha, die aus der Region Tawo in Kham stammte, mein Interesse geweckt. Sie hatte während der gesamten Expedition kein Wort gesprochen. Überhaupt blieb sie meistens sehr still und beobachtete nur traurig, was um sie herum geschah. Ich hatte immer den Wunsch, mit ihr zu sprechen, ihr irgendwie zu helfen, aber was konnte ich schon sagen? In diesen Zeiten schien jede Ermutigung gefühllos zu sein und lächerlich zu klingen. Jeder von uns mußte mit seinen inneren Stärken und Schwächen alleine zurechtkommen. Wir erlitten dieselben Qualen, aber jeder mußte für sich allein einen Grund finden, durchzuhalten. Yigha hatte den Auftrag erhalten,

die Steine aus dem Gemüsegarten zu lesen. Das war zu einer Zeit, als ich nicht mehr in der Verfassung war zu arbeiten, aber manchmal in den Gemüsegarten geschickt wurde, um dort zu helfen. Da ich zu schwach war, um umherzugehen, saß ich einfach nur da. Manchmal beobachtete ich Yigha aus der Entfernung.

Die Nonne versuchte immer, den Wärtern aus dem Weg zu gehen und in die Ecke des Gartens zu gelangen, die sehr nahe am Fluß lag. Wenn die Wärter sie anschauten, beugte sie den Kopf und gab vor, sich auf das Steineauslesen zu konzentrieren. Das ging ungefähr eine Woche lang so. Einmal gelang es ihr, ganz nahe an den Fluß heranzukommen, während die Wärter so weit von ihr entfernt waren, daß sie sie nicht würden erreichen können. Mit einem letzten kurzen Blick erst in meine Richtung, dann zu den Wärtern, rannte sie los und sprang in die schnelle Strömung. Ich saß da und sah zu, wie ihr Körper weggetragen wurde.

Wie jeder andere Gefangene war sie tief deprimiert gewesen, weil die Chinesen die tibetische Religion verurteilten und die Mönche und Nonnen besonders hart angriffen. Dazu kam natürlich der Hunger. Auch wenn unser Glaube uns lehrt, daß es ein großes Geschenk ist, in einem menschlichen Körper geboren zu werden und daß Selbstmord eine der schlimmsten Sünden ist, dachte sie wohl, es sei unter diesen Bedingungen das Beste, sich das Leben zu nehmen.

In dieser Zeit konnten ihr die anderen Gefangenen nur zustimmen. Die Jahre von 1960 bis 1962 waren die härtesten. Keiner von uns hätte sich je vorstellen können, daß Menschen so leben könnten. Wir hatten gehört, daß Hungersnot herrschte, aber man sagte uns nichts über ihre Ursachen, und wir fragten uns, was aus den zusätzlichen Ernten geworden war, die in Tibet als Ergebnis der chinesischen Agrarpolitik erzielt wurden.

*

In der Küche von Gothang Gyalgo wurde das Essen aus einem großen Holzgefäß ausgeteilt. Wir Gefangenen waren so schwach, daß wir uns beim Gehen auf Stöcke stützen mußten, deshalb tranken wir unsere Portion sofort aus, sobald wir sie bekommen hatten. Wenn wir versuchten, mit unseren Tassen wegzugehen, wurde das Essen unausweichlich verschüttet. Beim Versuch, es zu balancieren, fielen wir hin, und es war weg. Wenn man die Gefangenen hin und her schwanken und taumeln sah beim Versuch, sich aufrecht zu halten, mußte man denken, man beobachte einen Totentanz.

Nachdem das Essen ausgeteilt war, stieß der Koch den Topf in die Mitte des Bereiches, in dem die Gefangenen saßen. Die Gefangenen, die am besten bei Gesundheit waren, kamen sofort nach vorne, um sich das restliche Essen zu schnappen. Manche steckten ihre ganze Hand in das Gefäß, um so viel wie möglich zu bekommen, und leckten es sich dann von der Hand. Andere benutzten nur ihre Finger.

Der Topf wurde dabei von einigen Gefangenen zur einen, von anderen zur anderen Seite gezogen. Sie kämpften miteinander und versuchten, die letzten kleinen Reste vom Essen zu bekommen, während das Personal lachend und spottend dabeistand. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon zu schwach, um zu versuchen, etwas von dem zusätzlichen Essen zu bekommen, und ich beobachtete diese Szenen nur. Es machte mich wütend, aber ich konnte nichts tun.

Damals hatten die meisten bereits das Leder von den Sohlen ihrer Schuhe gegessen. Die Sohlen bestanden nur aus einer Lage Leder. Wir schlugen mit einem Stein solange auf einen Schuh, bis sich die Naht löste, und klopften dann das Leder, um es weich zu machen. Wann immer sich die Gelegenheit bot, kauten wir das Leder. Das gab uns das Gefühl, etwas Festes zu essen zu haben. Die verschiedenen Stücke wurden geteilt und

von einem zum nächsten Gefangenen weitergegeben. Schließlich war es weich genug, daß man es schlucken konnte.

Die vielleicht schwierigste Herausforderung, die wir in Gothang Gyalgo bestehen mußten, war, wenn das Gefängnispersonal anfing, sich auf Kosten der Gefangenen zu amüsieren. Manchmal schütteten die Wärter und Funktionäre Teeblätter zu einem Haufen auf den Boden. Darumherum verstreuten sie noch mehr Tee. Da jeder Gefangene am Verhungern war, versuchte beinahe jeder, ein paar von den Teeblättern zu ergattern. Weil sie keine Kraft hatten, stürzten sie, wenn sie versuchten, nach dem Tee zu greifen, und dann kämpften sie miteinander. Schließlich erreichte einer doch den Haufen, und man konnte beobachten, wie sein Gesicht und sein Mund sich von den Teeblättern schwarz färbte. Die Funktionäre und Wärter standen klatschend dabei und feuerten den einen oder anderen Gefangenen an. Sie lachten und jubelten, stießen einander an und deuteten auf die Szene.

Es gab einen tibetischen Gefängniswärter, der als Tenzin Tuta bekannt war. „Tuta" ist ein Titel etwa im Rang eines Leutnants. Bevor er der Volksbefreiungsarmee beitrat, war er Bettler in der Bathang-Region von Kham gewesen. Tenzin war sehr hilfsbereit gegenüber den Insassen.

Wenn wir Gemüse oder das Schweinefutter stahlen, gab er immer vor nicht zu sehen, was wir taten. Wenn die Chinesen sich auf Kosten der Gefangenen amüsierten, stand er alleine abseits und machte einen ärgerlichen Eindruck. Sein Ärger zeigte sich in seinem Gesicht, während er dastand und seine Hände zu Fäusten ballte. Ich fragte mich, was er wohl denken mochte, denn er war offensichtlich kein herzloser Mensch. Er hatte eine komfortable und sichere Stelle erhalten, aber er wurde dennoch dauernd an das Leiden seiner Landsleute erinnert, aus denen er herausgehoben war. Tenzin Tuta stand alleine da, ein hilfloser Zeuge der Ergebnisse der „Befreiungs"-Versprechen, die die kommunistischen Chinesen gemacht

hatten. Ich beneidete ihn nicht.

*

Die wenigen chinesischen Gefangenen im Lager gruben zwei verschiedene Arten von Würmern aus, die man im Boden finden konnte, und aßen sie. Es gab auch immer eine große Menge Kakerlaken, die recht schwierig zu fangen waren; aber viele Gefangene versuchten, sich diese Tiere zu schnappen, knackten sie dann und schluckten sie. Ich konnte mich nie überwinden, das zu tun, aber ich pflückte jede kleine grüne Pflanze und steckte sie in den Mund, ohne mich darum zu kümmern, ob sie möglicherweise giftig sein könnte. Der Garten wurde gut bewacht, und so konnte man dort nur gelegentlich etwas erwischen. Der nagende Hunger machte einen verrückt. Nur während der paar Stunden ruhelosen Schlafes konnte man ihn vergessen. Doch selbst dann träumten wir von Essen. Nachts konnte man oft sterbende Gefangene im Delirium schreien hören: „Könnte ich nicht ein bißchen gutes Tsampa zum Essen bekommen? Bitte gebt mir ein Stück Brot, nur eine Tasse Tee." Sie riefen auch nach Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama und baten in ihren letzten Augenblicken um seinen Segen.

Zuerst hatten wir große Angst vor der Lethargie und der Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, die der Mangel an Nahrung unweigerlich mit sich brachte. Es war schwierig, sich im Lager zu unterhalten; und nach einer Weile waren wir selbst dann, wenn sich die Gelegenheit bot, zu schwach und fanden es nützlicher, still zu bleiben, um unsere Kräfte zu schonen. Schließlich stumpfte durch das unaufhörlichen Beißen des Hungers und der daraus folgenden Schwäche selbst das Denken ab, und wir konnten nur noch über ganz wenige Dinge nachdenken: wie wir stehen könnten, ohne umzufallen, wie wir es anstellen könnten, einen Schritt zu machen, wie wir der

eiskalten Unbequemlichkeit der Nacht in den Schlaf entkommen könnten. Oft wachte ich am Morgen auf und bemerkte, daß die Gefangene neben mir, deren Körper ein gewisses Maß an Wärme gewährleistet hatte, im Schlaf gestorben war.

Ein Mittel, mit dem ich mich zwang, durchzuhalten, war, mir kleine Ziele zu stecken: Ich machte mir eine Matratze, indem ich das Innenfutter meiner Chuba zerriß. Tagsüber suchte ich nach kleinen Grasbüscheln und allem, was vielleicht ein bißchen weich wäre und das ich hineinstopfen könnte, um so eine dünne Isolierung gegen die Kälte zu bekommen.

*

Meine Freunde und meine Familie hatten mich seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Sie fanden schließlich heraus, daß ich nach Gothang Gyalgo geschickt worden war und ermutigten meinen Bruder Nyima, den Versuch zu machen, mich zu besuchen. Er unternahm die Reise allein. Am Eingang des Arbeitslagers sagten ihm die Wärter, daß er nicht hineindürfe, da den Gefangenen keine Besucher gestattet waren.

Doch es gab einen chinesischen Guomindang-Arzt im Arbeitslager, der ein sehr netter Mann war. Aus irgendeinem Grund hatte er Interesse an meinem Wohlergehen. Als er hörte, daß mein Bruder gekommen war, arrangierte er es irgendwie für mich, daß ich an das Tor gehen und Nyima für ein paar Augenblicke sehen konnte. Als Nyima mich so sah, begann er zu weinen. Es tat mir so leid, daß er mich in einem solchen Zustand sehen mußte, denn ich wußte, wenn er nach Hause zurückkehrte und den Leuten in meinem Dorf meine Lebensbedingungen beschrieb, würden sie nicht mehr länger hoffen können, daß ich überlebte.

Es machte mich traurig, daß seine vielleicht letzte Erinnerung an seine Schwester die an eine kaum zu erkennende

Kreatur sein sollte, verhungernd und schon halb tot. Einen Moment lang hielt ich seine Hand und schaute ihn nur an. Ich war davor gewarnt worden, etwas über die Zustände im Arbeitslager zu sagen; aber natürlich konnte er für sich selbst sehen. Dann war es Zeit für ihn zu gehen.

Obwohl es Tibetern eigentlich nicht erlaubt war, Gefangene zu besuchen, kamen doch manchmal welche und ließen Essensspenden für uns da. Manchmal erhielten die Gefangenen, für die sie bestimmt waren, einen kleinen Teil davon; aber genauso oft bekamen sie nichts. Die Funktionäre wollten mir nicht erlauben, das Essen, das Nyima für mich gebracht hatte, zu behalten. Da schritt der Arzt ein und sagte: „Ich werde das Essen aufbewahren und es Adhe nach und nach geben." Er rief mich in sein Büro und sagte: „Du beruhigst dich jetzt besser und hörst auf, mit den Funktionären und Gefängniswärtern zu streiten. Du mußt eine ganz einfache Gefangene bleiben, dann kann ich dir vielleicht helfen. Wenn du darauf bestehst, weiterhin mit ihnen zu streiten, kann ich gar nichts machen."

Zuerst gab er mir nur ein bißchen Tsampa mit Butter. Er erklärte mir: „Wenn du jetzt zuviel auf einmal ißt, kannst du daran sterben. Ich gebe dir das Essen, das dein Bruder mitgebracht hat, nach und nach." Als ich wieder zu den anderen Gefangenen kam, sagten sie: „Oh, Adhe duftet nach Tsampa." Mehr Gefangene kamen und fragten mich: „Was hast du bekommen? Was hat dein Bruder dir gebracht?" Ich bekam das Gefühl, sehr selbstsüchtig zu sein. Nach diesen Bemerkungen war ich wirklich verstört, weil ich wußte, daß jeder Gefangene einen brennenden Hunger hatte; und wohin ich ging, alle schauten mir nach.

Ich kam zu dem Schluß, daß das einzige, was ich tun konnte, war, zum Arzt zu gehen und ihm zu sagen, daß mit meinem Essen für alle Gefangenen etwas zubereitet werden sollte. „Wie soll das möglich sein?" fragte er. „Die Menge an Essen, die für

dich gebracht wurde, ist nicht besonders groß." Es gab kleine Beutel mit Tsampa, Butter, kleine Stücke Fleisch, etwas Käse und Teeblätter. Ich sagte ihm: „Ich möchte alle diese Sachen zusammennehmen und eine dicke Suppe für alle machen."

Und er fragte: „Bist du wirklich sicher, daß du alles hergeben willst?" Ich antwortete, ich sei mir sicher; und er fing an, die Vorbereitungen für die Zubereitung des Essens zu treffen. Ich weiß nicht, welche Mittel und Wege er fand, um mir zu helfen, aber er war der Chef der Ärzte und von den Chinesen aufgrund seiner Kenntnisse sehr respektiert. Er organisierte beim Koch einen großen Topf, und er selbst half mir beim Kochen. Die Mahlzeit wurde in der Gefangenenküche verteilt. Der Arzt stand in seinem Medizinerkittel dabei und schaute still zu, wie ich jedem Gefangenen eine Tasse Suppe reichte. Alle Gefangenen waren so froh darüber, daß sie die Suppe auf der Stelle tranken, obwohl sie noch sehr heiß war. Ihre Gesichter glühten rot. Manche leckten die Tassen aus, gossen dann Wasser hinein, schwenkten sie und tranken sie aus. Sie alle kamen zu mir, um mir zu danken. Manche küßten meine Hand. Sie sagten: „So haben wir wenigstens noch einmal unser gewohntes Essen bekommen, bevor wir sterben. Das hast du uns gegeben."

Viele Lamas aus der Gegend von Lhasa waren in Gothang Gyalgo. Kathong Situ Rinpoche, der mir das Dolma-Gebet beigebracht hatte, war einer von ihnen, und auch er war dabei, als die Suppe verteilt wurde. Er sagte: „Als Tibet noch unabhängig war, war es Sitte, daß viele reiche Familien Spenden, Mahlzeiten und Tee in den großen Klöstern opferten. Der große Reichtum dieser Familien machte es ihnen gut möglich. Aber daß du heute dein Essen mit allen geteilt hast, hat weit mehr Bedeutung. Deine Tat ist sehr verdienstvoll, und du wirst leben. Aber für uns gibt es nur den Tod. Es gibt keinen Weg, diesem Greuel zu entkommen."

Es gab einen Tibeter im Lager, der in Lhasa verhaftet und

erst in ein Arbeitslager nach Amdo und dann nach Gothang Gyalgo gebracht worden war. Wann immer man ihn sah, trug er einen bestimmten Hut. Zu der Zeit, in der ich ihn kannte, war er so schwach, daß er nicht mehr richtig stehen oder gehen konnte. Aus irgendeinem Grund schaute er mich immer an. Meine Kleider waren damals nur noch Lumpen. Ich stolperte dauernd und trat mit meinen Schuhen vorne auf meine Chuba, deshalb war der Saum meines Kleides vorne zerrissen. Die Sohlen meiner Schuhe waren schon lange aufgegessen.

Auch dieser Mann war unter den Gefangenen, die etwas von der Suppe abbekamen. Er hatte kaum die Kraft, seine Hand an seinen Hut zu fuhren, aber er versuchte langsam, ihn zu fassen zu bekommen. Schließlich nahm er ihn ab und reichte ihn mir mit zum Gebet gefalteten Händen. Ich dachte, der Hut hätte vielleicht einem Lama gehört und war sehr glücklich. Ich fühlte, daß der Hut irgendwie gesegnet war, und setzte ihn auf. Später an diesem Abend spürte ich etwas Hartes, wie einen Knopf, in der Mitte des Hutes. Ich nahm ihn ab, untersuchte ihn sorgfältig und sah, daß es ein aufgerolltes und mit Faden befestigtes Stück Papier war. Als ich es ausrollte, erkannte ich, daß es ein Portrait Seiner Heiligkeit des Dalai Lamas war. Von nun an trug ich diesen Hut immer. Ich machte ihn absichtlich ein bißchen schmutzig, damit die Wachen ihn nicht möglicherweise haben wollten. Wenn sie gesehen hätten, daß ich einen schönen, warmen Hut besaß, hätten sie ihn mir sonst wahrscheinlich weggenommen. Dieses höchst wertvolle Geschenk gab mir Hoffnung.

*

Der Gefängnisdirektor von Gothang Gyalgo war Ma Kuchang. Er hatte sowohl den Oberbefehl über die Militärpolizei als auch über das Personal des Arbeitslagers. Immer, wenn Ma Kuchang auftauchte, machte er ein Aufhebens, als sei er der letzte

übriggebliebene Führer dieser Welt. Er schien sich für den Kaiser über diese sterbende und hungernde Bevölkerung zu halten. Er hatte ein volles, eher dickes, leuchtendes Gesicht; sein Aussehen stand in drastischem Gegensatz zu dem der Tibeter, die wie Skelette aussahen. Vom Hunger gezeichnet, erschienen unsere Gesichter nicht mehr menschlich. Zudem waren sie von der Gelbsucht verfärbt. Nirgends im Arbeitslager bot sich eine Möglichkeit, zu waschen, oder irgendein Weg, neue Kleidung zu bekommen, und so rochen alle schlecht. Wenn Ma Kuchang vorbei kam, bedeckte er seine Nase und seinen Mund immer mit einem parfümierten Tuch.

1962 sollte Ma Kuchang versetzt werden. Der Mann, der seine Stelle einnehmen sollte, hieß Pei. Unter den verschiedenen Dokumenten, die die beiden gemeinsam durchgingen, war auch eine Liste der Gefangenen. Ma informierte Pei darüber, daß in drei Jahren 12019 Gefangene gestorben waren. Tenzin Tuta konnte ihre Unterhaltung zufällig mithören und ging zum Arzt, um ihm diese Information weiterzugeben. Beide waren über die Zahl entsetzt. Andere Gefangene hörten ihr Gespräch, denn Tenzin hatte den Arzt angesprochen, während dieser seine Runde machte.

Wenig später erfuhren wir eines Tages, daß Kathong Situ Rinpoche gestorben war. Insassen, die seine Zelle teilten, erzählten, daß er in einer Gebetshaltung gestorben war. Sein Körper war früh am Morgen in einer Meditationshaltung sitzend gefunden worden, seine Hände formten eine *Mudra*, eine rituelle Handgeste. Der Körper sah aus wie eine Statue.

Als ich die Nachricht hörte, mußte ich sofort an seine schönen Augen denken und die Freundlichkeit, die er mir gezeigt hatte. Ich dachte an den Klang seiner Stimme und die Ermutigung, die er mir hatte zuteil werden lassen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das, was er gesagt hatte, wahr sein konnte: Daß ich irgendwie überleben würde. Was wir erlebten,

schien keine Ordnung, keine Gerechtigkeit und keinen Sinn zu haben. Aber ich war sicher, daß ich ihn und die ruhige Sicherheit in den Worten, die er gesprochen hatte, mein ganzes Leben lang nicht vergessen würde.

*

Während meiner gesamten Inhaftierung in Gothang Gyalgo kreisten meine Gedanken immer um drei Themen: Ich dachte über Seine Heiligkeit und die Tibeter im Exil nach und fragte mich, ob es ihnen gelingen würde, Unterstützung zu finden und Tibets Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Ich dachte über meine Inhaftierung und all die Gefangenen nach, die starben. Ich dachte an meine Verwandten, die zurückgeblieben waren, und an meine Kinder. Würde ich sie jemals wiedersehen? Wie würde es ihnen ergehen, während ihre Mutter in einem der Gefängnisse hungerte? Gleichzeitig hoffte ich, daß eine bessere Zeit kommen würde und daß ich eines Tages in der Lage sein würde, das Gefängnis als freier Mensch zu verlassen und bei meinen Kindern zu sein. Aber wenn ich mir dann die Freiheit vorgestellt hatte, fühlte ich, daß die Chance, sie zu erleben, nicht sehr groß war, denn um mich herum starben alle, und vielleicht würde auch ich hier sterben. Zu dem Zeitpunkt, als ich wieder verlegt wurde, waren nur noch ungefähr sechzig Gefangene in Gothang Gyalgo am Leben.

Eines Tages im Jahr 1963 wurden die restlichen Gefangenen zusammengerufen, und man sagte ihnen: „Ihr werdet jetzt nach Dartsedo zurückgehen müssen. Packt eure Sachen und bereitet euch auf den Abmarsch vor." Von den hundert Frauen, die mit mir 1960 hierher verlegt worden waren, hatten mit mir nur vier überlebt. Die lokalen Behörden sahen, daß die Gefangenen zu schwach waren und zu schnell starben, so daß die Mine nicht mehr profitabel war.

Als wir uns versammelten und auf das Zeichen der Wärter

zum steilen Aufstieg aus dem Tal warteten, lehnten wir uns schwer auf unsere Stöcke, und das Tosen der Flüsse erfüllte unsere Ohren. Der Befehl zum Abmarsch wurde uns zugerufen, und wir gingen in Zweierreihen los. Jeder von uns hatte nur eine kleine Tasche zu tragen. Langsam gingen wir durch die Gräberfelder all der Gefangenen und mir wurde klar, wie leicht auch meine sterblichen Überreste hier hätten begraben sein können. Als wir an den Gräbern vorbeigingen, sprach ich leise zu meinen toten Mitgefangenen: „Wenn ihr nur ein bißchen länger durchgehalten hättet, dann würdet ihr heute mit uns gehen." Ich betete zu allen Gottheiten Tibets für ihre Seelen.

Wenn ein Tibeter stirbt, werden normalerweise bestimmte Riten für den Verstorbenen durchgeführt, die sich über einen Zeitraum von neunundvierzig Tagen erstrecken. In unserer Kultur wird ein ordentliches Begräbnis als äußerst wichtig angesehen, um die Seele von den Verwirrungen und Bindungen der Erde zu befreien. Während wir gingen, betete ich für eine gute Wiedergeburt der Verstorbenen und schwor, daß ich mein Leben lang für sie beten wollte. Es war, als ob die eigenen Verwandten hier beerdigt lägen, da wir alle die gleichen Leiden ertragen hatten. Alle Tibeter, die hier vorbeigingen, waren tief bewegt – sie waren Zeugen dieses unglücklichen Sterbens. Ich ging durch die kahlen trostlosen Gräberfelder und konnte nicht anders als weinen.

Nachdem ich den Weg eine Weile hinaufgestiegen war, drehte ich mich um und blickte hinter mich. Das Lager war nun völlig verlassen. Die anderen Überlebenden und ich mußten nun auf den Ungewissen Wegen, die unsere Bestimmung uns zuweisen würde, weitergehen. Beim Nachdenken über den schnellen Verfall menschlichen Lebens bereitete sich eine Leere in meinem Herzen aus; und daß die Stimmen, denen ich noch kurz zuvor zugehört hatte, plötzlich verstummt waren, ließ mich an Gebete aus der *Essenz des Nektars* des großen Lamas Tsongkhapa denken. Diese Gebete sprechen vom Weg

der Buddhaschaft:

> Wenn ich die Wesen, hohe und niedere, die in der Vergangenheit gelebt haben, sorgfältig betrachte, merke ich, daß nun nichts als ihre Namen bleiben. Und von allen Wesen, die jetzt leben, wird jedes eines Tages sterben.
>
> Da alles, mein jetziger Status, mein Haus, meine Verwandten, meine Freunde, mein Besitz und selbst dieser Körper vergehen muß, woran hänge ich in dieser traumartigen Gegenwart?
>
> Ein gutes Leben, das wahrhaft bedeutungsvoll ist, ist immer schwer zu finden. Und selbst wenn man es findet, so ist es doch unbeständig und wird schnell zerstört, wie ein Tautropfen, der an einem Grashalm haftet.

Unsere Lehrer hatten die Natur der Unbeständigkeit dieser Welt und die Zerbrechlichkeit eines einzelnen Lebens intensiv erörtert, und unsere Leute hatten es immer als wichtig angesehen, etwas von diesen Belehrungen zu lernen – je nach den Fähigkeiten des einzelnen. Obwohl ich mir nie eine Vorstellung davon hätte machen können, wie sehr solches Leid und solche betäubenden Verluste einen auf die Probe stellen, fuhr ich fort, über unsere Gebete zu meditieren und die Gottheiten Tibets um Kraft und Leitung für mich und andere zu bitten. Obwohl ich diese Übungen machte, war mein Herz schwer in diesen Zeiten der Drangsal, des Leidens und des grausamen Verlustes so vieler Menschen aus Gründen, die immer noch schwer zu verstehen sind. Mögen ihre Seelen den Frieden finden, der ihnen während ihres Lebens auf dieser Welt nicht vergönnt war.

TEIL DREI

LOTUS IM SEE

11
Wasser auf einen Stein gießen

Für kurze Zeit war ich gemeinsam mit den drei anderen weiblichen Überlebenden aus Gothang Gyalgo und ungefähr sechzig bis siebzig anderen tibetischen Frauen im Ngachoe Kloster inhaftiert. Dort erfuhren wir, daß die meisten der Lamas, die hier eingesperrt gewesen waren, gestorben waren. Neue Gefangene waren hier, und der Gefängniskomplex hatte sich vergrößert. Wir hörten, daß im Jahr 1962 unser früherer Gefängnisdirektor Zhang durch einen neuen Mann ersetzt worden war. Bei der Übergabe der Stelle erhielt dieser eine Liste, nach der es zu dieser Zeit 2319 Gefangene hier gab. Das erfuhr ein Gefangener namens Tenzin Sangpo aus Lithang von einem chinesischen Beamten, der es gut mit ihm meinte. Tenzin Sangpo wiederum reichte die Nachricht dann an die anderen Gefangenen weiter.

Einem Freund gelang es, eine zweite Chuba für mich zu bekommen. Ich hatte meine Kleidung fünf Jahre lang nicht gewechselt. Von nun an hob ich die alte für die Tage meiner Menstruation auf und trug die neue Kleidung in der übrigen Zeit. Ich hatte sehr großes Glück gehabt, diese neue Chuba zu bekommen; meine alte bestand inzwischen nur noch aus Fetzen.

Nach einer kurzen Neugruppierung im Kloster-Gefängnis in Dartsedo wurden wir in das Shimacha-Arbeitslager in Chethok in der Nähe von Minyak Ra-nga gang gebracht. Minyak Ra-nga gang ist einer der fünf Unterbezirke oder Qus, die der Verwaltung in Dartsedo unterstehen. Dieses Gebiet, das jetzt unter seinem chinesischen Namen, Xing-duqiao, bekannt ist, erreicht man von Dartsedo aus nach einer ungefähr vierstündigen Fahrt in Richtung Westen. Gyu la ist der wichtigste Gebirgspaß zwischen den beiden Regionen.

Innerhalb von Minyak Ra-nga khar gab es in einundzwanzig Orten Gefängnisse und Arbeitslager. Das Shimacha-Arbeitslager lag direkt unterhalb des Gyu la, ungefähr einen Kilometer östlich von Minyak. Es lag auf einer Ebene sehr nahe an einem Militärflughafen, dem letzten Ort in Tibet, den Seine Heiligkeit der Dalai Lama auf seinem Weg nach China im Jahr 1954 besucht hatte. Vor der kommunistischen Invasion war diese Region für die Tibeter eine schöne Gegend gewesen. Es waren dort oft Picknicks, Pferderennen und andere Veranstaltungen während der Zeit der Feste veranstaltet worden. Nun säumten sechs Arbeitslager – Shimacha, Nu Fan Dui, Xaya Dui, Wa Da Dui, Mian Fen Chang und Qen Yu Gai Zo – beide Seiten der Straße zwischen dem Flugplatz und der Kreuzung, an der die Straße nach Norden und nach Süden in Richtung Karze und nach Lithang abzweigte. Sie alle gehörten zum Xingduqiao-Gefängnis.

Als wir in Shimacha ankamen, waren schon ungefähr fünfzig weibliche Gefangene vor allem aus Lhasa und Jyekundo, einer Region im Süden von Amdo, im Lager. Wir sahen auf den ersten Blick, daß die Zustände hier sehr viel besser waren als in Gothang Gyalgo. Dort waren die Gefangenen gezwungen gewesen, so nahe aneinander zu schlafen, daß es noch nicht einmal genug Platz gab, sich umzudrehen. Wenn etwa die Gefangene neben einem während der Nacht starb, mußte man bis zum nächsten Morgen neben dem Körper liegenbleiben. Während die Stunden verstrichen, konnte man fühlen, wie die Wärme des lebenden Körpers langsam abnahm. In Shimacha gab es zumindest genügend Platz, um sich im Schlaf zu bewegen.

Damals war die Kleidung beinahe jedes Gefangenen voll von Flicken in verschiedenen Farben. Auf tibetisch nannten wir das *tata*, was soviel wie „wie ein Zebra" bedeutet. Wenn wir zur Arbeit gezwungen wurden, wurde unsere Kleidung oft von Dornen zerrissen; immer, wenn wir zufällig ein Stück Stoff in

einem Busch sahen, holten wir es uns deshalb, nahmen es mit in unsere Zelle und nähten es auf unsere Kleider.

Im Shimacha-Arbeitslager waren mit meiner Gruppe der Neuankömmlinge ungefähr sechzig Frauen und einhundert Männer. In unserer Abteilung gab es nur weibliche Gefangene, von denen ich ein paar bereits kannte. Die gesunden Gefangenen mußten im Gemüsegarten arbeiten. Diejenigen, die aus Altersgründen oder wegen einer Krankheit bettlägrig waren, mußten immer in ihren verschlossenen Zellen bleiben und Wolle zu Garn spinnen, indem sie die Wolle auf Spindeln mit der Hand drehten.

Im Arbeitslager arbeiteten auch einige Guomindang-Chinesen, die früher Gefangene gewesen waren. Nachdem sie ihre Strafen abgeleistet hatten, hatten sie kein Zuhause, in das sie hätten zurückkehren können. Deshalb arbeiteten sie als Angestellte weiter, die kommen und gehen konnten, wie sie wollten. Eine ihrer Aufgaben war es, draußen Mist für die Gärten des Arbeitslagers zu holen. Wenn diese Leute in unsere Nähe kamen, versuchten wir, sie dazu zu überreden, uns zu helfen, Sachen von den Märkten zu bekommen. Wir baten sie, uns solche Dinge wie ein kleines Stück Butter, etwas Melasse oder vielleicht eine Nadel zu kaufen. Im Austausch gaben wir ihnen, was immer wir gerade hatten – ein Stück Kleidung oder irgendwelche kleinen Dinge.

Irgendwie fand mein Bruder Nyima heraus, daß ich hierher versetzt worden war, und brachte mir ein bißchen Geld. Ein Zehntel davon nutzte ich, um eine Nadel zu bezahlen, die eines meiner wertvollsten Besitztümer wurde.

Wenn wir im Gemüsegarten arbeiteten, konnten wir Gemüse stehlen und es essen. Es war uns gelungen, versteckte Taschen in den unteren Vorderteil unserer Chubas zu nähen, und wenn die Gefängniswärter nicht hinsahen, steckten wir Gemüse in diese Taschen. Am Ende des Arbeitstages machten die Gefängniswärter eine Sicherheitskontrolle, um zu sehen, ob wir

Gemüse gestohlen hätten, aber unsere versteckten Taschen bemerkten sie nie. Wenn wir in unsere Zellen zurückkamen, gaben wir das Gemüse den Gefangenen, die bettlägrig waren und außer dem mageren Gefängnisessen nichts bekamen.

Vor meiner Festnahme kannte ich nur wenige der Frauen, mit denen ich eingesperrt war; aber als wir dann alle zusammen waren, wurde uns deutlich, daß wir Verständnis füreinander hatten, weil wir die Erfahrungen vieler Greueltaten teilten. Wir vertrugen uns schnell immer besser – bis dahin, daß wir einander als Schwestern betrachteten.

Wenn eine Gefangene sich krank fühlte und im Bett bleiben mußte, während man sie immer noch zwang, Wollgarn zu spinnen, wußte sie immer: „Meine Freundin wird mir heute etwas mitbringen." Und die Frauen im Gemüsegarten, denen es gelang, sich etwas zu horten und es zu essen, sagten sich: „Meine Freundin wartet in der Zelle auf mich; ich muß ihr etwas bringen. Sie hofft darauf, und wenn ich ihr nichts mitbringen kann, wird sie traurig sein." So eng war die Beziehung zueinander dort.

Die Frauen waren in einem Gebäude mit fünf Zellen eingesperrt. Wieder einmal schliefen wir auf kalten, harten Betonböden. Hier gelang es mir nun, mit der Herstellung einer echten Matratze zu beginnen. Die Gefangenen richteten beim Gehen immer den Blick auf den Boden, um zu sehen, ob sie wohl zufällig etwas Nützliches finden würden. Wenn ein Gefangener starb, teilten wir uns auch die Kleidungsstücke des Toten. In diesen Tagen hatte keine von uns die Zeit, in solchen Dingen abergläubisch zu sein. Die kleinsten Teile normalerweise unbedeutender Sachen wurden unsere Schätze. Mit dieser Methode des Stoffsammelns arbeitete ich an meiner Matratze. Von Gothang Gyalgo hatte ich den Rest dessen mitgebracht, was einmal das Futter meiner Chuba gewesen war. Ich benutzte jeden kleinen Stoffetzen, den ich finden konnte: Zuerst vergrößerte ich die Hülle meiner Matratze, und

dann stopfte ich sie damit und auch mit Stroh aus und machte so aus ihr einen Schutz gegen die kriechende Kälte des harten Bodens.

Drei Jahre war ich im Shimacha-Arbeitslager inhaftiert. Anders als in Gothang Gyalgo verhungerten hier keine Gefangenen. In den drei Jahren besserte sich meine Gesundheit sehr, weil ich mir frisches Gemüse beschaffen konnte.

Meine chinesische Freundin Xi wurde auch nach Shimacha verlegt.

Wir wunderten uns beide darüber, daß wir noch am Leben waren und unsere Gesundheit sich kontinuierlich verbesserte. Obwohl Xi weiterhin murrte und sich im stillen über die Handlungen der Kommunisten beschwerte, fand auch sie immer mehr Hinweise, daß sich die Dinge in unserem Leben zum Besseren hin entwickelten. Nach und nach ertappte ich sie immer häufiger bei einem Lächeln, vor allem dann, wenn wir die Wärter mit unseren versteckten Taschen hereingelegt hatten.

Meine beste Freundin hier war Yeshi Dolma, und eine weitere sehr enge Beziehung hatte ich zu einer Frau namens Tsering Yuden. Sie waren völlig vertrauenswürdig. Wir fühlten uns absolut sicher, wenn wir einander alles anvertrauten, was wir – auch gegen die Gefängnisregeln – taten. Wir waren sicher, daß die Wärter uns niemals dazu bringen würden, gegeneinander auszusagen, wenn die eine oder andere erwischt würde, egal, was für eine Strafe oder was für eine Folter wir würden erdulden müssen.

Yeshi Dolma kam aus einer Gegend nördlich von Dartsedo. Sie war die Frau von zwei Brüdern. Beide waren unter den Tibetern gewesen, die sich der kommunistischen Politik zwischen 1955 und 1956 nach der Zerstörung des Shapten-Klosters – dem größten in der Gegend von Dartsedo – und der Festnahme seiner Mönche und Lamas widersetzten. Yeshi Dolmas Ehemänner taten sich mit anderen Männern aus der

Gegend zusammen und beteiligten sich an heftigen und verzweifelten Kämpfen in den Bergen. So wie ich und meine Freundinnen es getan hatten, ging auch sie hinauf in die Wälder, wo die Männer sich versteckten, und brachte ihnen Nahrung und Informationen. Aus diesen Gründen war sie festgenommen und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Tsering Yudens Eltern waren beide im Gefängnis verhungert. Eines Tages, kurz nachdem sie von ihrem Schicksal erfahren hatte, ging Tsering Yuden alleine hinaus und hütete das Vieh der Familie am Rand des Waldes. Sie fragte sich plötzlich, ob ihr Vieh wohl bald von der Volksbefreiungsarmee konfisziert würde, und ihr wurde klar, daß nichts von ihrem Familienbesitz und ihrem Eigentum ihr Überleben sichern würde, denn sie hatte keinerlei Mittel, ihr Eigentum zu verteidigen. Tsering beschloß damals, die ganze Herde den Männern zu geben, die sich versteckten und gegen die Chinesen kämpften. Sie traf Vorbereitungen mit jemandem, der mit den Männern in Kontakt war; und als das Vieh dorthingebracht worden war, fühlte sie sich erleichtert in dem Wissen, daß die Männer wenigstens für eine Weile nicht zu hungern brauchten. Sobald das Verschwinden ihrer Herde bemerkt wurde, wurde sie verdächtigt. Im Verhör gestand sie ihre Tat und wurde zu neun Jahren Reform durch Zwangsarbeit verurteilt.

Wir drei teilten die gleiche Zelle. Yeshi Dolma war sehr alt, und deshalb wurde sie nie nach draußen zum Arbeiten geschickt. Den ganzen Tag lang spann sie – eingesperrt in ihrer Zelle – Wolle zu Garn und wiederholte still das Gebet von Chenrezig. Tsering und mir wurde dagegen immer aufgetragen, draußen in den Gemüsegärten zu arbeiten.

Während des Kartoffelsteckens gelang es uns, für jede gepflanzte Kartoffel eine zu stehlen. Als die Kartoffeln groß waren, konnte ich von jeder Pflanze heimlich einige nehmen,

aber roh waren sie sehr schwer zu verdauen. Als Folge davon, daß ich in Dartsedo das Schweinefutter und dann dieses rohe Gemüse gegessen hatte, bekam ich Probleme mit meinen Nieren. Beim Essen hatte ich immer Schmerzen.

Die Gefangenen bekamen normales Gemüse, also Rettich, Salat und Kartoffeln und ein Stück gedämpften Teig zu essen. Tsering und ich verbrauchten nur die Hälfte der Mahlzeiten, da wir ja an die Gartenernte herankommen konnten, und so teilten wir das, was übrig war, mit Yeshi Dolma.

Da außer uns dreien noch mehr Frauen in der Zelle lebten, führten wir alles, was wir gemeinsam taten, im stillen durch. Die Wärter drängten die Gefangenen ständig, Unterhaltungen ihrer Mitgefangenen zu belauschen und zu melden, wer sich mit wem angefreundet hatte. Dennoch fanden wir manchmal Zeit, über persönliche Dinge zu reden. Ich werde mich immer daran erinnern, wie ich meinen Freundinnen schwor: „Eines Tages, wenn es soweit ist, werde ich all das, was wir unter den Chinesen durchgemacht haben, erzählen. Wenn wir hier herauskommen, verspreche ich, daß ich dafür sorgen werde, daß diese Dinge bekannt werden."

Die Besserung meiner Gesundheit machte mir nach den schrecklichen Jahren im Gefängnis und den beiden Lagern sehr viel Mut. Ich konnte nun den Gürtel meiner Chuba mit Leichtigkeit selbst binden. Ich mußte nicht mehr mit einem Stock gehen, um mich aufrecht zu halten, und ich konnte leicht aufstehen und mich hinsetzen. Noch weniger als ein Jahr zuvor waren mir solche Dinge beinahe unmöglich erschienen.

*

Manchmal betranken sich die Gefängniswärter und Funktionäre und beschimpften dann die Gefangenen. Ein Funktionär saß dann auf einem Tisch mit einem Drink in der Hand und schrie uns an. Wir durften unsere Köpfe nie heben,

sondern mußten sie, während sie redeten, gesenkt halten. Oft wählten sie die hübscheren der Gefangenen aus: Diese Frauen wurden aufgefordert, sich um die Wäsche der Funktionäre zu kümmern; und natürlich wurden sie dabei mißbraucht. In den ersten paar Monaten, in denen ich in Simacha war, wurden zwei Frauen schwanger. Danach wurde beschlossen, die männlichen Gefängniswärter und Funktionäre zu verlegen und sie durch Frauen zu ersetzen. Von diesem Zeitpunkt an waren es Frauen, die uns beschimpften und uns bei der Arbeit auf die Finger schauten.

In jedem Gefängnis, in dem ich eingesperrt war – außer in Gothang Gyalgo –, mußten die Gefangenen vor jeder Mahlzeit ein Propaganda-Lied singen. Eines dieser Lieder hieß *Slang Shi Li Fu.* Li Fu war der Name eines chinesischen Soldaten, der in den Schlachten viele Tibeter getötet hatte. Wir mußten seine Taten nacherzählen und sie mit dem Lied preisen. Der Text eines anderen Liedes ging: „Alle Völker der Welt, die sich gegen die kommunistische Partei von China stellen, sind nichts weiter als zerknittertes Papier." Ich war völlig gegen diese Übung und murmelte nur, wenn sie diese langweiligen Lieder sangen. Aber erst, wenn wir gesungen hatten, wurde uns unser Essen ausgeteilt.

Ich war von Anfang an entschlossen, mir in meinem Inneren alles genau zu merken, was ich vom Leiden der Tibeter unter den Chinesen beobachtete. Angesichts meiner vielen, oft unerträglichen Erinnerungen war mein einziger Weg die Opposition gegen die Chinesen. Deshalb war es mir absolut unmöglich, mich daran zu beteiligen, wenn die Gefangenen die Propaganda wiederholen mußten.

In Versammlungen erwartete man von uns, daß wir begeistert den Reden über die Bedeutung von Maos Worten für unser Leben und die Zukunft Tibets zuhörten. Nach einem langen Arbeitstag galt unsere größte Anstrengung natürlich der Bemühung, wach und aufmerksam zu wirken und die Steifheit

in unseren Muskeln und Gelenken zu ignorieren, damit die häufige Bewegung unserer Körper nicht als Respektlosigkeit gegenüber der Botschaft des Abends aufgefaßt würde.

*

Im Jahr 1966 wurde ich – zusammen mit Yeshi Dolma und Tsering Yuden – nach Nu Fan Dui, der größten Fraueneinheit des Xingduqiao-Arbeitslagers in Minyak Ra-nga gang, verlegt. Während meiner gesamten Inhaftierung war meine Akte aus Karze mir gefolgt – nach Dartsedo, Gothang Gyalgo, Simacha und nun nach Nu Fan Dui – und so wußten sie, daß ich an allen Orten gegen die Regeln verstoßen hatte. Jedes Mal, wenn ich verlegt wurde, dachte ich: „Oh, vielleicht kennen sie mich an diesem neuen Ort noch nicht." Aber die Obrigkeit bekam immer Kenntnis von meiner Akte und machte es sich zur Aufgabe, ein Exempel an mir zu statuieren. Im Rückblick scheint es, daß das dauernde Beharren auf diesen Details einem positiven Zweck gedient hat: Die Schwierigkeiten, denen ich meines Verhaltens wegen begegnete, sollten als Warnung für die anderen Gefangenen dienen, doch statt dessen schienen sie andere zu stärken. Sie gaben ihnen wieder neue Entschiedenheit, einander zu helfen und sich nicht von Behauptungen unterkriegen zu lassen, die uns dauernd als Untermenschen bezeichneten, bestraft für ihre Weigerung, die kommunistischen Ideologie zu akzeptieren.

Die Einheit in Nu Fan Dui hatte acht Zellen mit jeweils zehn weiblichen Gefangenen. Alle Gefangenen, die dazu in der Lage waren, mußten im Gemüsegarten arbeiten. Vorgeschrieben waren vier Stunden Arbeit am Morgen und vier Stunden nach dem Mittagessen. Abends gab es eine zweistündige Versammlung. Die Ernährungslage verbesserte sich im Vergleich zu Shimacha sogar noch ein bißchen weiter: Wir bekamen ein etwas größeres Stück gedämpften Teig.

Nachdem sie sich Zeit genommen hatten, aufzustehen, sich zu waschen und zu frühstücken, brachten uns die Wärter am Morgen für unsere erste Schicht auf die Felder. Zuerst gab es einen Anwesenheitsappell, bei dem sich alle Gefangenen in eine Reihe stellen mußten, um gezählt zu werden. Jedes Mal, wenn wir hinausgingen, wurde aufgezeichnet, wie viele Gefangene zur Arbeit gingen und wie viele Wachen uns begleiteten. Bei unserer Rückkehr wurden der gleiche Anwesenheitsappell und die gleiche Kontrolle vorgenommen. In der Männerabteilung waren viele Gefangene erschossen worden, weil sie versucht hatten zu entkommen, aber bei den Frauen war das noch nicht vorgekommen.

Nach der morgendlichen Arbeit kamen wir für die Mittagspause zurück, und das Gefängnispersonal schlief eine Stunde. Wir nutzten diese Zeit, um uns um unsere eigenen Arbeiten zu kümmern, wie zum Beispiel an unserer Kleidung oder unseren Matratzen zu nähen oder nach neuem Stroh und Stoff für unsere Schlafstelle zu suchen. Was wir hatten, teilten wir miteinander: Jemandem, der keinen Stoff hatte, wurde etwa ein Flicken gegeben, oder den Älteren wurde bei dem geholfen, was sie brauchten. Ich besuchte dann oft Yeshi Dolma, um zu sehen, ob sie meine Hilfe brauchte.

Um zwei gingen wir wieder auf die Felder. Die Arbeit war in Abschnitte aufgeteilt: Für einen Teil des Gartens wurden drei Stunden Arbeit veranschlagt, für einen anderen vielleicht zwei. Wenn jedoch aus irgendeinem Grund die Arbeit in einem Teil nicht beendet war, durften wir nicht gehen, bevor sie erledigt war.

Sonntags unternahm das Gefängnispersonal Ausflüge, deshalb bekamen wir unsere Mahlzeiten um zehn am Morgen und um fünf am Abend. Die Hälfte des gedämpften Teiges hoben wir uns auf, um ihn zwischendurch zu essen. Bei toten Gefangenen fand man häufig noch getrocknete Stücke davon in den Taschen, und die Lebenden verzehrten sie eilig.

Wenn sich uns die Gelegenheit dazu bot, diskutierten Yeshi Dolma, Tsering und ich, was im Gefängnis geschah. Tsering war eine sehr ängstliche Frau. Yeshi Dolma aber war tapfer und hatte in ihrem Leben viele Risiken auf sich genommen, doch im Gefängnis machte sie den Mund nie auf. Beide glaubten, daß ich die einzige sei, der sie trauen konnten. Sie stritten zwar nie mit der Obrigkeit über die Ungerechtigkeiten, die im Gefängnis vorkamen, aber sie informierten mich immer über solche Vorfälle.

Nach der abendlichen Maisschleimsuppe wurden die Gefangenen aufgefordert, sich für zwei Stunden zur Indoktrination zu versammeln. Manchmal schlugen die Funktionäre mich und sagten, daß sich meine Einstellung wohl niemals ändern und mich niemals jemand mögen würde. Zu den anderen Gefangenen sagten sie dann: „Wenn ihr aber eure Einstellung ändert, könnt ihr ein zufriedenes Leben als Bürger des kommunistischen China führen." Die beiden Leute, die die Verantwortung für die Versammlungen hatten, waren ein Vorgesetzter des Gefängnispersonals und eine Frau namens Nu Kasu. Sie nannten uns nie bei unseren Namen, sondern redeten von uns als *niu gui she sheng*, was soviel bedeutet wie „Kuhdämonen" oder „Schlangengeister". In der alten chinesischen Tradition beteten die Leute die Geister von Wesen an, die man ursprünglich als wohlwollend ansah. Später bezeichneten diese Ausdrücke schließlich Dämonen, die eine menschliche Form annehmen, die aber, wenn sie erkannt werden, zu ihrer ursprünglichen Identität eines bösen Geistes zurückkehren. Mao benutzte diese Worte, um damit Feinde der Volksrepublik China zu bezeichnen. In Tibet bezogen sie sich auf Klassenfeinde: frühere Grundbesitzer, vermögende Bauern, Konterrevolutionäre, imperialistische Feinde wie zum Beispiel Amerika und andere schlechte Elemente.

Man erwartete von uns, daß wir eine bestimmte Zeit jeden Tag damit verbrachten, Verse oder Sprichwörter aus dem

Roten Buch von Mao auswendig zu lernen. Diejenigen, die nicht lesen und schreiben konnten, ließ man kürzere Sätze auswendig lernen, wie zum Beispiel „Wir sind Teufel", „Mao Zedong ist der größte Führer der Welt", „Alle konterrevolutionären Elemente sind nichts weiter als Papier" und „Mao Zedong ist unser Vater". Wir sollten jederzeit bereit sein, aufzuspringen und eine lange Liste davon aufzusagen. Während der Jahre, die ich dort im Gefängnis verbrachte, wurde ich hunderte Male zum Rezitieren aufgefordert, aber ich sagte immer nur: „Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie man diese Dinge aufsagt." Darauf antworteten sie mir: „Es ist unentschuldbar, daß du keinen einzigen Vers aus dem Roten Buch zitieren kannst. Das zeigt uns, daß du nach all der Zeit, die du in der Umerziehung zugebracht hast, immer noch reaktionäres Gedankengut hegst. Du hast einen Kopf aus Stein, denn noch immer denkst du, wenn du ein Messer hättest, würdest du die Chinesen töten."

Während der Ruhezeiten sollten die Gefangenen den Inhalt des Roten Buches mit einem Lehrer aus ihren Reihen studieren, aber ich spuckte oft darauf und schob es mir zum Sitzen unter. Einmal, als eine Gruppe von zehn Gefangenen zusammensaß, hörte Zhao Shaoyi, eine chinesische Guomindang-Gefangene Mitte Dreißig, wie ich anderen Häftlingen anvertraute, daß ich, selbst wenn sie mich erschießen würden, nicht lernen würde, das Rote Buch zu lesen. „Was werden sie mir antun?" fragte ich sie. „Und außerdem, wie können sie es von jemandem erwarten, der nie lesen gelernt hat?" Am nächsten Tag trafen sich Zhaos Blick mit meinem, als ich mich auf das Buch setzte und meine Augen schloß, um zu beten. Sie meldete die Sache anschließend sofort der Obrigkeit. Dadurch entdeckten wir, daß sie ein Spitzel war, wie es sie unter den Gefangenen in Nu Fan Dui eben viele gab.

Drei Tage später beriefen sie eine Versammlung ein, bei der verschiedene Gefängniswärter, die anderen neun Gefangenen

und ich anwesend waren; ich wurde beschimpft und mußte zwei Stunden lang knien. Ich stritt rundweg ab, so etwas getan zu haben und sagte: „Ich werde das nicht hinnehmen. Ihr könnt alle Gefangenen fragen, und wenn alle sagen, daß ich das getan habe, wessen ihr mich beschuldigt, dann werde ich es zugeben. Aber solange nur eine etwas anderes sagt, kann ich diese lächerliche Anschuldigung unmöglich hinnehmen." Natürlich zeigte mich keine der anderen Gefangenen an, weil sie mich alle respektierten und ich mich mit allen vertrug. Selbst dann sagte Zhao Shaoyi noch: „Adhe mag Mao nicht und haßt die Chinesen." Ich aber antwortete: „Ich lache über Zhao Shaoyi und nicht über eure Führer. Ich habe so etwas nie gesagt; außerdem streiten auch alle meine Zellengenossinnen eine solche Tat von mir ab."

Eine der Gefängniswärterinnen war eine Tibeterin, Thangu Tuta. Bevor die Kommunisten in ihre Gegend gekommen waren, war sie sehr arm gewesen, aber nun gehörte sie zum Personal. Die Chinesen wurden ermutigt, tibetische Frauen zu heiraten, und auch Thangu hatte einen chinesischen Ehemann. Diejenigen, die sich auf eine solche Verbindung einließen, erhielten besondere Vergünstigungen: besseres Essen, bessere Wohnungen, mehr Geld und andere Annehmlichkeiten. Es gab noch verschiedene andere tibetischen Frauen beim Personal des Arbeitslagers, die chinesische Männer geheiratet hatten, aber sie versuchten trotzdem, uns zu helfen und schauten weg, wenn wir Gemüse stahlen. Wenn jedoch ihre Vorgesetzten dabei waren, verhielten sie sich sehr streng.

Thangu glaubte, daß ich unschuldig war, was die Anschuldigung Zhao Shaoyis betraf. Sie befragte die anderen Gefangenen und ging dann zu den Funktionären, um ihnen zu melden, daß alle gesagt hätten, sie wüßten nicht, wovon die Anklägerin spräche. Thangu Tuta sagte: „Da wir Frau Adhe immer streng verurteilen, glaube ich, daß die Gefangene lügt. Vor allem, weil Adhe die Anschuldigung abstreitet. Ich glaube,

sie erfindet diese Geschichte nur, um sich bei uns einzuschmeicheln." Da es keine Beweise für die Behauptung Zhaos gab, wurde die Anklage gegen mich fallengelassen.

Xao Dolma, eine Frau, die eine tibetische Mutter und einen chinesischen Vater hatte, war in Haft, weil sie ihren Ehemann mit Hilfe ihres neuen Geliebten umgebracht hatte. Sie entpuppte sich als unser lästigster Spitzel. Immer, wenn sie in der Nähe war, waren meine Freundinnen und ich sehr vorsichtig. Sie beobachtete, was wir machten, und wenn jemand nur ein kleines Stück Gemüse nahm, zeigte sie es sofort an. Es war sehr ärgerlich für alle, und da sie für ihre Spitzeldienste immer großzügiger belohnt wurde, wuchs ihr Gefühl, Macht über uns zu haben. Schließlich gab es keinen Augenblick mehr Frieden. So dachten wir uns einen Plan aus, mit dem wir versuchen wollten, Xao Dolma in Mißkredit zu bringen. Ein paar Frauen schafften es, die Obrigkeit davon zu überzeugen, daß sie ein Doppelleben führte. Dann taten wir uns alle zusammen und sagten zu den Funktionären: „Wir haben gesehen, wie sie Gemüse gestohlen hat" oder „Wir haben gehört, wie sie die Chinesen kritisiert hat". Danach bedachten die Funktionäre ihre Worte zweimal, wenn sie meldete, dieser und jener Gefangene habe etwas gesagt, was Nachforschungen rechtfertigte. Letzten Endes konnte sie nicht mehr erhobenen Hauptes umhergehen. Es war bedauerlich, aber unter diesen Umständen war das Leben schon schwierig genug, und ein Spitzel, der mit seinem Einfluß prahlte, war unerträglich.

Nicht jeder Gefängnisspitzel arbeitete so offensichtlich. Die Tatsache, daß meiner chinesischen Freundin Xi dies nicht klar war, führte zu ihrem bedauerlichen Tod. Xi hatte sich mit zwei Guomindang-Häftlingen angefreundet. Die drei, zerfressen vom Haß auf die Kommunisten, sprachen immer darüber, wie es wäre, wenn sich ihnen eine Gelegenheit zur Rache böte: „Wir werden eines Tages die Funktionäre, die uns so vielen Folterungen und Demütigungen unterworfen haben, häuten wie

geschlachtete Tiere." Sie sagten: „Jetzt, wo sich Chinas Verhältnis zu Rußland verschlechtert hat, ist die Zeit unserer Rache gekommen." Obwohl die Wahrscheinlichkeit, diese Phantasien in die Tat umzusetzen, gleich null war, fand Xi Trost in der Vorstellung und diskutierte diese Ideen manchmal offen und freudig. Ihre Worte wurden angezeigt.

Wie üblich berief die Obrigkeit eine große Versammlung ein. Xi mußte sich mit erhobenen Armen niederknien. Nach einer Weile wurde es ihr unmöglich, ihre Arme oben zu halten, und als sie sie sinken ließ, schlugen die Wärter sie mit ihren Gewehrkolben auf die Ellbogen. Xis Arme wurden bald sehr schwach und begannen zu zittern; ihr Gesicht nahm eine fahle Farbe an, und Tränen rollten über ihre Wangen. Man sagte ihr: „Morgen wirst du uns sagen müssen, was du für Pläne hattest und wie du vorhattest, uns zu häuten." In der folgenden Nacht beging sie Selbstmord, indem sie sich mit einem Gürtel erhängte. Sie war damals etwa vierzig Jahre alt.

In dieser Zeit, Anfang 1966, und noch mehrere Male in diesem Jahr zwang man uns, die Innenwände von Holzhäusern mit einem Verputz zu bedecken, der aus wertvollen religiösen tibetischen Schriften hergestellt wurde. Die Schriftstücke waren sehr alt und mit goldener und silberner Tinte geschrieben. In einem der Gebäude im Lager gab es einen Raum, der mit riesigen Stapeln von alten Schriften angefüllt war. Wir mußten die Schriften zerreißen, sie in Wasser einweichen und dann das Papier in großen Blechbehältern mit Schlamm und Stroh mischen. Diese Mischung wurde benutzt, um die Lücken zwischen den Holzplanken auf der Innenseite der Häuser zu füllen. Obwohl weder Tsering noch ich lesen konnten, empfanden wir und die anderen Gefangenen, die mit dieser Arbeit zu tun hatten, jedes Mal eine schreckliche Schuld, wenn wir ein Schriftstück zerrissen. Keiner konnte sich normal unterhalten, während das Geräusch des reißenden Papiers zu hören war, und wir fragten uns, ob solch seltene Dokumente

jemals würden ersetzt werden können. Tsering sagte: „Ich bin sicher, daß wir eine Sünde begehen. Wir werfen den heiligen Namen Sangyes, des Buddhas, in den Schlamm."

*

Im Jahr 1967 kamen eines Tages Ärzte in das Gefängnis und nahmen eine Untersuchung der weiblichen Gefangenen vor. Sie wählten zwanzig der kräftigsten aus, darunter auch mich. Dann wurden wir ungefähr einen Kilometer weit zu einem Gebäude gebracht, das zum Krankenhaus für das Gefängnispersonal und die Beamten gehörte. Sie ließen uns in einem großen Raum mit einer starken Heizung in der Mitte warten. Zwei Krankenpfleger kamen mit Krügen und Gläsern herein, und wir mußten Glas um Glas eines süßen Getränkes trinken, das eine große Menge Zucker enthielt. Während wir warteten, fragten wir einander: „Warum sind wir hier in diesem komfortablen Raum? Es macht keinen Sinn, daß die Chinesen auf einmal so fürsorglich sind." Der Raum war sehr warm, und das Getränk entfaltete seine Wirkung auf uns: Unsere Gesichter fingen an, rot zu leuchten, und die Venen in unseren Armen traten auf einmal hervor. Plötzlich betrat eine Gruppe von Ärzten den Raum und untersuchte unsere Arme. Sie holten Packungen mit Nadeln und Spritzen hervor, und nahmen systematisch jeder von uns viel Blut ab. Anschließend ließ man uns zum Ausruhen alleine. Keine fand Worte, um über das, was da gerade geschehen war, zu sprechen. Benommen saßen wir da, blickten den Schatten an der Wand nach und betrachteten von Zeit zu Zeit unsere Arme. Nach kurzer Zeit kamen die Krankenpfleger wieder mit ihren Krügen, füllten unsere Gläser und befahlen uns, weiter zu trinken. Innerhalb weniger Augenblicke heizten sich unsere Körper wieder auf. Erneut kamen die Ärzte und nahmen uns wieder die gleiche Menge Blut ab. Eine kalte Welle der Sorge breitete sich bei uns

allen aus, denn wir erkannten, daß wir unser Blut in einer Situation verloren, in der wir es selbst dringend brauchten. Danach wurden wir in unsere Quartiere zurückgebracht.

Keine der Frauen erkrankte unmittelbar nach der Blutentnahme oder starb, aber einen Monat später bemerkten wir plötzlich, daß unsere Gesichter alle verhärmt aussahen und wir uns seltsam steif fühlten. Bei einer angemessenen Ernährung hätten unsere Körper das Blut vielleicht ersetzen können, aber unsere Lebensmittel versorgten uns nicht einmal mit dem Nötigsten und konnten in keinster Weise den Verlust ausgleichen oder Kraft für die Genesung liefern.

Ganz allmählich wurde jede von uns mit jedem Tag schwächer. Eine Frau aus Chatring in Kham namens Rinchen Dolma starb noch im gleichen Jahr, genau wie Yundrung Pelmo aus Nyarong. In der Zeit zwischen den Blutentnahmen und ihrem Tod behandelte kein Arzt eine dieser Frauen oder eine von uns anderen. Tsering Lhamo aus Karze starb im zweiten Jahr genau wie eine Frau aus der Tawo Region von Kham.

Eine Frau namens Rekho aus der Nyagchuka-Region von Kham stürzte häufig und verletzte sich dabei einmal schwer am Kopf. Nach den Blutentnahmen hatte sie immer ein Schwindelgefühl und keine Kraft, länger als eine kurze Zeit zu arbeiten. Ich selbst leide seit dieser Zeit und bis heute unter Schwindel- und Ohnmachtsanfällen, und häufig habe ich Muskelzittern und -krämpfe.

Ein paar Monate später kamen eines Morgens die Wärter und öffneten unsere Zellen. Wir wurden draußen zusammengerufen und dann zu einer großen Halle gebracht. Ich hatte Angst, daß sie uns wieder Blut abnehmen würden. Zuerst ging ich nicht hinein, sondern schaute nur durch die Tür. Ich sah, wie zwei Angehörige des Gefängnispersonals mit Scheren kamen; als sie durch die Tür traten, zogen sie mich mit in die Halle. Dann befahlen sie den Gefangenen, sich in eine

Reihe zu stellen, und jeder wurden systematisch die Haare geschnitten. Sie trennten unsere langen Zöpfe unter den Ohren ab. Anschließend wurden weite, formlose blaue Hosen und Hemden und blaue krempenlose Kappen mit seitlichen Klappen und einem Knopf vorne ausgegeben. Sie nahmen dann unsere ganze zerlumpte tibetische Kleidung an sich, um sie zu verbrennen. Das bedeutete, daß ich den Rosenkranz verlor, den ich mir aus Stoff gemacht hatte und den ich seit Gothang Gyalgo hatte bei mir tragen können. Glücklicherweise hatte ich zuvor bereits einen sicheren Ort für das Bild des Dalai Lama gefunden, das ich einige Jahre vorher von einem Mitgefangenen in einem Hut versteckt bekommen hatte. Bald nachdem ich in Simacha angekommen war, hatte ich eines Tages vorgegeben, nach draußen zu gehen, um zu urinieren, und das Foto an einem sauberen Platz auf dem Berg gelassen, wo es nicht von den Chinesen entweiht werden konnte.

Danach sagte man uns: „Von heute an ist es keinem von euch erlaubt, tibetisch zu sprechen. Ihr müßt immer chinesisch reden. Von heute an werdet ihr bestraft werden, wenn ihr ein tibetisches Wort äußert oder ein einziges Gebet murmelt."

Damals war ich schon so lange im Gefängnis, daß ich chinesisch gelernt hatte. In den ersten drei oder vier Jahren nach meiner Festnahme hatte ich kein einziges Wort dieser Sprache verstanden, aber nach und nach, mit Xis Hilfe und indem ich immer zuhörte und beobachtete, kam ich soweit, daß ich den meisten Unterhaltungen folgen konnte. Es gab natürlich auch Gefangene, die neu waren und kein Chinesisch verstanden. Und für sie gab es auch keine Möglichkeit, es so schnell zu lernen. Diese Leute mußten einfach stumm bleiben, für mehrere Jahre unfähig, ein einziges Wort zu äußern.

*

Im Jahr 1968 wurde die Entscheidung getroffen, daß alle

Gefangenen, die nicht körperlich arbeiteten, und die schwierigen Gefangenen, die sich dem Kommunismus immer noch widersetzten, zusammengefaßt und einem intensiven Studium der Werte der kommunistischen Ideologie ausgesetzt werden sollten. Tsering Yuden, Yeshi Dolma und ich gehörten zu der Gruppe, die nach Qen Yu Gai Zo verlegt wurde; dort wurden Haftstrafen von 25 Jahren bis lebenslänglich verbüßt; es war auch unter dem Namen „Gedankenkorrekturzentrum" bekannt. Von den fünf Einheiten des Xingduqiao-Arbeitslagers war Qen Yu Gai Zo das Gefängnis mit den schärfsten Restriktionen; es lag ebenfalls in Minyak Ra-nga gang, auf der Südseite der Straße in der Nähe eines Armeehauptquartiers und eines Krankenhauses.

Der sehr große Gefängniskomplex war von hohen Mauern umgeben, auf denen in bestimmten Abständen Wachen stationiert waren. Er diente auch als Arbeitslager, und die Insassen wurden mit Arbeit in verschiedenen Abteilungen beauftragt: Schreinerei, Schmiede, Schneiderei, Bauhandwerk und Mechanikwerkstatt. In der Schreinerei wurden Regale, Kisten, Stühle, Tische und Betten für den späteren Verkauf in China hergestellt. Die chinesische Regierung gab den Befehl verschiedene Artikel herzustellen, die auf chinesischen Märkten gebraucht wurden.

Die meisten der weiblichen Gefangenen arbeiteten im Gemüsegarten, aber Yeshi Dolma, Tsering und ich wurden der Abteilung zugeteilt, in der die schwerverurteilten politischen Gefangenen untergebracht waren; und so verbrachten wir den größten Teil unserer Zeit im Jahr 1968 im Indoktrinationsunterricht. Wir waren beinahe immer drinnen. Das Essen wurde aus einem anderen Arbeitslager gebracht. Ständig wurden wir ermahnt, weil wir uns selbst nicht ordentlich umerzogen.

Ein sehr unbeliebter kommunistischer Funktionär namens Lie Tanda war der leitende Ausbilder, der für den Unterricht

verantwortlich war. Während des Tages nahmen wir an drei zweistündigen Veranstaltungen mit kommunistischer Propaganda teil. Dabei mußten einzelne aufstehen und Aussagen zu ihrer Person und ihren Fehlern machen. Selbstkritik wurde als sehr wichtig für die Umerziehung angesehen.

Ich fand das gesamte Vorgehen extrem unangenehm. Sie behandelten Erwachsene grundsätzlich wie ungezogene Kinder. Alle Gefangenen strebten nach einer Balance zwischen der Bemühung, etwas zu finden, was man gestehen konnte und was als ernsthafter Besserungsversuch anerkannt würde, und dem Verschweigen von Gedanken, die noch mehr Ärger einbrächten, wenn man sie aussprechen würde.

Manchmal überflogen die Ausbilder die Zeitung, um uns über Vorgänge draußen zu informieren. Die Artikel sagten grundsätzlich aus: „Das kommunistische China ist allen anderen Staaten der Welt überlegen. Verglichen mit uns sind alle anderen Staaten winzige Mächte."

Die Ausbilder sprachen immer von der Stärke der Volksrepublik China, welche Länder sie besetzten, wer die Konterrevolutionäre in der Welt seien, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis das „kapitalistische Lager" zerschlagen würde, und wie China sich in den Bereichen der Industrie und Landwirtschaft weiterentwickelt hätte. Es wurde ein sehr strahlendes Bild von der Volksrepublik China als unvergleichliche Weltmacht gezeichnet. Sie berichteten von Fortschritten irgendwo in Tibet. Sie erwähnten einzelne Tibeter, die den Fortschritt behinderten, und sie versuchten, uns einzuschüchtern, indem sie uns Einzelheiten darüber berichteten, wie diese Leute gefoltert oder hingerichtet worden waren und uns Fotos von Gefangenen aus den Wäldern zeigten.

An allen Wänden des Raumes wurden Propagandaplakate zur Schau gestellt, die lächelnde Industriearbeiter, Bauern und neue Traktoren zeigten und mit Parolen über die Produktion

beschriftet waren. Und natürlich hing da auch ein großes Portrait eines wohlwollend lächelnden Mao Zedongs. Sie sagten uns: „Der Dalai Lama ist allein und hat keine Hilfe in der Welt draußen. Er ist an Amerika und andere fremde Länder herangetreten – aber Amerika ist schwach und wird von den Regierungen der Welt nicht respektiert."

Lie Tanda sagte uns: „Daran zu glauben, daß Hilfe von draußen kommen wird, ist wie ein leerer Traum. Ich verspreche euch, daß ihr bald sehen werdet, daß der Kommunismus ein viel besseres System ist als eure alten Traditionen. Dann werdet ihr in der Gemeinschaft des Kommunismus willkommen sein, die Glück in euer Leben bringen wird." Er sagte auch: „Wenn ihr immer noch daran glaubt, daß in der Religion irgendein Wert liegt, gibt es nur einen Ausweg für euch."

Obwohl Lie und die anderen Ausbilder eine ungeheure Menge an Zeit und Mühe – ihrer und unserer – für den Zweck der Umerziehung aufwendeten, funktionierten ihre Methoden einfach nicht. Wenn es während der Versammlungen eine Pause gab, sagten Yeshi Dolma, Tsenng und ich, daß ihre Vorgehensweise demjenigen ähnelt, der Wasser auf einen Stein gießt: Der Stein wird innen nicht naß. Genauso konnte durch diese ermüdende Vorführung weder unsere Einstellung verändert werden, noch wurden wir dazu gebracht, die Praxis des buddhistischen Glaubens zu vergessen. Selbst wenn wir dies mehr als ein Leben lang ertragen müßten, sagten wir, würden sie niemals Erfolg haben. Warum sollten wir unseren Geist, unsere Kultur, unsere Religion, alles, was uns zu dem machte, was wir waren, gegen einen Traktor und für eine Ernte eintauschen, die wahrscheinlich beschlagnahmt würde oder doch zumindest stark besteuert?

Ein paar Augenblicke lang scherzten wir untereinander und benutzten die Propaganda der Kommunisten als Gegenstand unserer Witze. Inmitten der Indoktrination war Sinn für Humor

ein unschätzbares Mittel, um uns an unsere Menschlichkeit und unsere Individiualität zu erinnern. An regnerischen Tagen erkundigten wir uns gegenseitig scherzhaft nach dem Ergehen des „Papiertigers", als ob er durch das unfreundliche Wetter ernsthaft angegriffen worden wäre.

Zurück im Unterricht, sagte uns Lie: „In Tibet gab es keine Fahrzeuge oder Flugzeuge, bevor wir kamen. Heute gibt es Straßen, wo nie zuvor welche waren, und es gibt Flugplätze. Ihr hattet nie zuvor eine Lokomotive gesehen. Als wir am Anfang nach Tibet kamen, seid ihr vor unseren Fahrzeugen weggelaufen." Diese Reden konnte ich nie ertragen, denn der Zweck der von ihnen gebauten Straßen war es, die Reichtümer Tibets auszuplündern und ihre militärische Stärke ganz bis an die Grenzen der Himalayastaaten und nach Indien auszudehnen. Von Gefangenen, die aus U-Tsang gebracht worden waren, hatten wir vom Ausbau der Straßen gehört. Immer, wenn sie dieses Thema berührten, regte ich mich auf, wurde wütend und hörte überhaupt nicht mehr zu. Ich selbst hatte gesehen, wie sie die Reichtümer aus den Klöstern abtransportiert hatten. Wie wichtig sie auch vor den Gefangenen taten, ich wurde nie berührt von ihren Worten, in denen sich immer mehr Lügen aneinanderreihten.

Lie sagte oft: „Der Teufel und die Gottheit sind das gleiche." Er und seine Assistenten nannten uns „schwarze Krähen", und betonten, daß „die ganze Welt mit Steinen nach schwarzen Krähen wirft". Man sagte uns, daß unsere Nachkommen wie Wölfe seien, da alle Wolfsjungen, wenn sie groß werden, andere Tiere angreifen. Sie behaupteten, daß unsere zukünftigen Generationen die gleiche Haltung gegenüber den Chinesen haben würden, aber daß es ihnen nichts helfen würde, da kein Staat willens sei, sich gegen China zu stellen.

Obwohl wir die Indoktrination niemals akzeptierten, wiederholten sich die Worte in unseren Köpfen in der Nacht, wenn wir versuchten zu schlafen. Bilder gefangener Tibeter,

Statistiken, verführerische Worte, herabsetzende Kommentare und der eintönige Klang der Stimme des Ausbilders hallten in unseren Köpfen wider. Es gab keinen äußeren Reiz, der diesem unerbittlichen Drill entgegenwirkte, der die langen, endlos scheinenden Stunden des Tages füllte. Wir hatten keine Ahnung, wie lange der Indoktrinationsprozeß noch weitergehen würde. Nachts versuchte ich, die Bilder aus dem Unterricht mit Gebeten zu bekämpfen.

*

Unser Kurs war 1969 beendet, und wir wurden nach Nu Fan Dui zurückgebracht. Es war eine enorme Erleichterung, wieder saubere Luft zu atmen und nicht gezwungen zu sein, jemandem zuzuhören, der Stunde um Stunde und Tag für Tag all seine Energie darauf verwandte, uns von etwas zu überzeugen, das wir niemals annehmen konnten.

Im Laufe der Jahre war Thangu Tuta, die tibetische Gefängniswärterin, schließlich irgendwie dahin gekommen, mich zu respektieren, und half mir in kleinen Dingen. Sie überzeugte die Funktionäre davon, daß ich eine sehr ordentliche und tüchtige Arbeiterin war. Eines Tages kam sie zu mir und sagte: „Ich habe für dich arrangiert, daß du als Helferin in der Gefangenenküche arbeiten kannst. Wenn du dort bist, bekommst du zumindest genug zu essen; und da sie dir Blut entnommen haben, wirst du dort die Gelegenheit haben, wieder zu Kräften zu kommen. Wenn du natürlich versuchst, mit den Funktionären zu diskutieren und zu streiten, werden sie dich von dort wieder wegholen, und du hast Pech gehabt."

In der Küche war ich für das Gemüse verantwortlich. Wenn mir aufgetragen wurde, zwanzig Kilo zu kochen, schaffte ich es, dreißig oder vierzig zu kochen. Die Gefangenen sollten eine Ration von einer halben Tasse bekommen, aber ich machte ihre

Tassen ganz voll: und sie waren sehr froh, daß ich diese neue Beschäftigung bekommen hatte. Die Chefköchin in der Küche war eine Guomindang-Gefangene namens Lie Hu Yie. Sie unterstützte die kommunistischen Funktionäre in fast allem und verbeugte sich dauernd vor ihnen. Sie paßte sehr gut zu Nu Kasu, der Chefgefängnisaufseherin der Frauenabteilung, deren Lieblingszeitvertreib es war, so oft wie möglich gutzubereitete Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Weil Lie Hu Yie diese Aufseherin auf vielerlei Weise umschmeichelte, hatte man ihr die Verantwortung für die Lebensmittelvorräte übertragen.

Lie Hu Yie schimpfte immer mit den Gefangenen. Sie und die Gefängnisaufseherin hatten eine so ungewöhnlich enge Beziehung entwickelt, daß sie manchmal wie eine Person erschienen. Lie machte sich nicht die Mühe, bestimmte Dinge, die gegen die Regeln verstießen, zu verbergen. Wenn kleine Fleischstücke für das Essen der Gefangenen kamen, gab sie sofort Nu Kasu einen Teil davon.

Einmal wurden in der Gefangenenküche zwanzig Stücke Schweinefleisch für das Personal geräuchert. Eines Tages kurz vor Arbeitsbeginn nahm Tsering Yuden meinen Arm und flüsterte: „Adhe, ich denke, die Köchin versucht, einen Teil des Fleisches für Nu Kasu zu stehlen. Wenn man bemerkt, daß das Fleisch fehlt, werden sie den Gefangenen die Schuld geben." Als ich in die Küche kam, sah ich, wie Lie Hu Yie einen der Körbe hatte, wie Frauen sie auf ihren Rücken tragen. Sie sah meinen fragenden Blick und verkündete: „Was schaust du so? Ich gehe Feuerholz sammeln." Zufällig war sie die einzige aus der Küche, die die Erlaubnis hatte, nach draußen zu gehen, um das Holz zu suchen, das wir für den Ofen brauchten. Ich schaute mir den Korb an und sah, daß bereits etwas darin lag, das mit einem Tuch abgedeckt war.

Ich war meiner Sache sicher, hob das Tuch an und fand tatsächlich das Schweinefleisch. Ich fing an, mit der Köchin zu kämpfen, um das Schweinefleisch zurückzubekommen. Sie

wand sich plötzlich schnell von einer zur anderen Seite, um den Korb außerhalb meiner Reichweite zu halten und schrie: „Hilfe, helft mir doch! Die Gefangene Adhe versucht, mich zu töten!" Tsering Yuden war in der Nähe, und da sie die wahren Umstände nicht kannte, schlug sie mich zweimal in den Rücken und flüsterte besorgt: „Adhe, was hast du getan? Das wird dein Ende sein." Wärter, die draußen an den vier Ecken des Gebäudes stationiert waren, hörten den Tumult und riefen nach dem Gefängnispersonal, und alle, die in Hörweite waren und irgendeine Autorität besaßen, strömten zusammen. Als der Raum sich füllte, schnappte ich mir den Korb von Lie Hu Yie und hielt ihn beharrlich fest, als die Wärter uns auseinanderzerrten.

Auch Nu Kasu kam dazu, und wie immer nannte sie mich die „kriminelle Adhe" oder die „verurteilte Adhe". Ich fing an, mit ihr zu streiten und sagte: „Ich bin zwar verurteilt, aber bin ich die Kriminelle? Lie Hu Yie stiehlt das beste Schweinefleisch. Morgen wird man uns dafür die Schuld geben; und dann werden wir vielleicht mißhandelt, geschlagen und in die kleinen Räume in Einzelhaft gesteckt." In diesem Moment hob ich das Tuch und zeigte allen das Schweinefleisch. Alle waren bestürzt. Im nachhinein sagte mir Thangu Tuta: „Du hast richtig gehandelt, aber du kannst nicht mit ihr mithalten; und das nächste Mal, wenn Schweinefleisch fehlt, findet sie vielleicht eine Möglichkeit, dir und den anderen Gefangenen die Schuld zuzuschieben." Thangu erinnerte sich noch einige Zeit später oft an diese Sache, wenn wir allein waren, lächelte und brach in Gelächter aus bei der Erinnerung, wie peinlich es Nu Kasu gewesen war.

Ungefähr sechs Monate nach dem Vorfall mit dem Schweinefleisch und kurz vor dem tibetischen Neujahrsfest 1970 waren alle Gefangenen sehr aufgeregt, denn man hatte ihnen mitgeteilt, daß sie zum Fest in diesem Jahr endlich eine gute Mahlzeit bekommen sollten. Es gab eine Abteilung, in der

das beschlagnahmte Vieh der Nomaden, das zur Ernährung des Gefängnispersonals diente, gehalten wurde. Eine Anzahl Yaks sollte geschlachtet werden, und es war beschlossen worden, daß den Gefangenen etwas von dem Yakfleisch zugeteilt werden sollte, damit sie den Feiertag begehen konnten. Die Frauenabteilung sollte fünf Yakköpfe bekommen. Die Gefangenen sprachen von ihrem großen Glück und waren sehr froh, daß ich die Yakköpfe für sie zubereiten würde.

Wenn man Yakfleisch zubereitet, muß man es zunächst ein bißchen anbrennen lassen und dann reinigen. Am Tag vor Losar, dem tibetischen Neujahrsfest, säuberte ich alle fünf Köpfe und ließ sie auf dem Tisch liegen. Lie Hu Yie hackte die Köpfe dann auseinander. Ich bemerkte, daß sie die Zungen, nachdem sie sie gekocht hatte, zur Seite legte. Es gab auch noch andere Helferinnen in der Küche, die ihr Tun zwar sehr genau beobachteten, von dieser Frau aber zu sehr eingeschüchtert waren. Wir fragten uns alle, was sie wohl mit den Zungen vorhatte; denn die Zunge des Yaks ist in Tibet eine große Delikatesse, es ist das beste Stück Fleisch und wird als sehr wertvoll angesehen.

Ich dachte: „Oh, sie hat vor, die Zungen Nu Kasu zu bringen", und dann dachte ich an all die Gefangenen, die auf diese gute Mahlzeit warteten. Wenn die Zungen aus den Yakköpfen herausgenommen würden, was würde dann außer Haut und Knochen für die Gefangenen bleiben? Ich beschloß abzuwarten, was die Köchin vorhatte. Sie wickelte die Zungen in ein weißes Tuch und legte sie in eine Tasche. Ich fragte sie sofort auf chinesisch: „Was tust du da?" Die Köchin antwortete: „Du hast kein Recht zu sprechen, ganz zu schweigen davon, mich zu befragen. Das ist für Nu Kasu." Ich sagte: „Du kannst das nicht nehmen; es ist für die Gefangenen zu Losar bestimmt. Du weißt, daß du die Zungen nicht nehmen sollst." Aber die Köchin ging nur seelenruhig zur Küchentür. Wieder folgte ich Lie Hu Yie und griff nach ihr. Wieder fing

sie an zu schreien.

Das erweckte die Aufmerksamkeit von Nu Kasu, die in die Küche eilte und sich im Versuch, mich zur Ruhe zu bringen, in den Kampf warf. Als Nu Kasu nach meinem Mund griff, fing ich an, aus Leibeskräften zu schreien: „Diese beiden Frauen stehlen das Essen, das für die Feier der Gefangenen gedacht war. Wie kann so etwas erlaubt sein!" Thangu-Tuta kam, um zu sehen, was passierte und fragte Nu Kasu, warum sie den Gefangenen das Essen wegnahm. „Stellst du dich jetzt auf die Seite von Adhe?" fragte Nu Kasu Thangu mit erregter Stimme. In diesem Moment zog ich an Nu Kasus Haaren, trat sie vors Schienbein und schlug sie zu Boden. Ich war völlig außer mir. Weitere Angehörige des Personals kamen herbeigerannt, und Nu Kasu fing an zu heulen und sagte, ich hätte nicht nur sie, sondern auch die Chefköchin geschlagen. Schließlich bekamen die Gefangenen zwei Yakzungen – und ich wurde mit einem Seil gefesselt und vorbei an vielen neugierigen Tibetern zu einer anderen Abteilung des Gefängnisses gebracht und in einen der kleinen fensterlosen Räume gesteckt, die für die Einzelhaft benutzt wurden.

Ein paar Stunden später kam Thangu, ohne daß jemand es bemerkte, schloß die Tür auf und betrat meinen Raum. Einen Moment stand sie da und schaute sich um. Als ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie mich und kniete sich neben mich. Sie flüsterte: „Adhe, ich verspreche, daß ich melden werde, daß Nu Kasu das Fleisch für die Gefangenen zu ihrem eigenen Gebrauch gestohlen hat. Ich werde tun, was ich kann, um dir zu helfen, aber dir muß klar sein, daß meine Vorgesetzten jetzt sehr wütend sind."

Nach drei unbequemen Tagen, die ich alleine in der fensterlosen Kabine gesessen hatte, kam ein Funktionär, um mich zu dem Vorfall zu befragen. Ich wiederholte die Geschichte und sagte ihm, wieviel dieses Essen den Gefangenen bedeutete – zu einer Festzeit, in der sie glücklich

sein sollten; und daß Nu Kasu niemals ohne eine gute Menge Essen hatte auskommen müssen.

Der Funktionär erklärte, daß die Anzeige des Diebstahls der Yakzungen eine Sache sei, daß ich aber sowohl die Gefängnisaufseherin als auch die Chefköchin körperlich angegriffen hätte. Er sagte: „Adhe Tapontsang, in zwölf Jahren Haft hast du dich nicht einen Tag lang ordentlich verhalten. Sei lieber vorsichtig und ändere deine Einstellung. Wenn du noch einen Angehörigen des Gefängnispersonals anfaßt, wird das deine Hinrichtung zur Folge haben."

Als ich aus der Einzelhaft zurückkam, wurde ich von meiner Stelle in der Küche abgezogen.

Kurz danach verbesserte sich unsere Ernährung soweit, daß wir manchmal ein kleines Stück Fleisch in unserem Essen erhielten. Aber die Chefköchin machte es den Gefangenen weiterhin schwer, ihre rechtmäßige Menge zu bekommen. Wenn zum Beispiel fünf Kilo Fleisch für die Gefangenen zur Verfügung standen, nahm sie sofort zwei Kilo für Nu Kasu, steckte das Fleisch in aller Stille in eine Tasche und brachte es zu ihrem Wohnhaus. Manche der Gefangenen sahen das und sagten es mir. Ich fragte dann: „Warum habt ihr sie nicht aufgehalten?" Und sie sagten: „Du mußt das verstehen, wir sind nicht so stark wie du. Wir haben einfach nicht den Mut, das gleiche zu tun, was du getan hast."

Nu Kasu war eine kleine, kräftig gebaute Frau mit ganz kurz geschnittenem Haar. Sie hatte einen grausamen Zug an sich, der sich vor allem darin äußerte, daß sie alles, was uns wertvoll war, genüßlich erniedrigte. Eine ihrer täglichen Aufgaben war es, die Gefangenen zu beschimpfen und zu versuchen, sie zu demütigen. Manchmal, wenn sie den Raum betrat, um mit ihren Verunglimpfungen zu beginnen, hatte sie eine Thangka aus einem der Klöster bei sich, die sie dann als Kissen für ihren Platz benutzte. Als loyales Mitglied der kommunistischen Partei lehnte sie Religion gänzlich ab und machte sich darüber

lustig. Ihre persönliche Einstellung war es, Tibeter, vor allem die Gefangenen, als ihre Feinde zu betrachten, deren Stolz gebrochen und die gezwungen werden mußten, ihre Köpfe vor ihr zu beugen.

Thangu Tutas Haltung stand in völligem Kontrast dazu. Obwohl sie aus einer armen Familie stammte, so vertraute sie mir an, fühlte sie mehr für die Tibeter als für die Chinesen; und unauffällig praktizierte sie selbst ihren Glauben. Sie war eine sehr ergebene und sensible Frau. In aller Stille versuchte sie mit allen möglichen Mitteln den Gefangenen zu helfen. Einmal sagte sie zu mir. „Egal, was die Funktionäre nach außen hin tun, wenn du es nicht zuläßt, können sie nicht in dein Herz gelangen."

Nachdem ich meinen Küchenjob verloren hatte, wurde ich zur Arbeit mit den anderen Gefangenen in den Gemüsegarten geschickt. Der Garten lag recht nahe an einer Hauptstraße. In den Jahren der Kulturrevolution gab es einen ständigen Verkehr auf der Straße in Richtung China. Die Lastwagen hatten Holz, geraubte Statuen und andere Dinge aus den Klöstern, Kräuter, Wolle und Mineralien geladen. Wenn die Lastwagen nach Tibet zurückkehrten, hatten sie die Frauen, Kinder, Väter und Mütter der Angehörigen des Personals der Gefängnisse und Arbeitslager dabei. In China war nicht viel Land zu bekommen, währendes in Tibet Land im Überfluß gab und viele natürliche Ressourcen genutzt werden konnten. Die Chinesen bekamen Land zugeteilt, um Häuser darauf zu bauen; und so ging der Verkehr vierundzwanzig Stunden am Tag weiter und transportierte Zivilisten, die hofften, sich ein bequemeres Leben einrichten zu können. Sie führten billige Waren mit sich, die sie verkaufen wollten; und sobald neue Lastwagenladungen ankamen, holten sie ihre Waren hervor und stellten sie an der Straßenseite auf. Die Chinesen reservierten ihre qualitativ hochwertigsten Waren immer für den Export und versuchten so, sich einen Namen auf den

internationalen Märkten zu machen. Die schlechteste Qualität wurde in Tibet verkauft.

Während unserer Arbeit konnten wir Tibeter manchmal beobachten, daß viele Lastwagen überlebensgroße Statuen abtransportierten, die aus den Klöstern geraubt worden waren. Ich hatte das auch schon in Dartsedo gesehen, aber damals waren die Statuen viel kleiner gewesen. Manchmal hielten die Lastwagen für kurze Zeit ganz in der Nähe unserer Arbeitsorte, und wir konnten sehen, was sie geladen hatten. Die Statuen waren durch Axtspuren an den Köpfen und den Seiten entweiht worden. Ihre Hände waren beschädigt und ihre Gesichter völlig unkenntlich. Immer, wenn eine von uns von ihrer Arbeit aufschaute und Lastwagen sah, die Statuen transportierten, machte sie die anderen darauf aufmerksam. Wir standen still in den Feldern, Tränen rannen uns über die Wangen, und wir fragten uns, was aus den Klöstern geworden war, aus denen sie gestohlen worden waren. Wir betrachteten die wertvollen goldenen und silbernen Bildnisse, wie sie in der Sonne glitzerten, während die Lastwagen an uns vorbei und nach China fuhren.

Außerhalb des Lagers konnten wir sehen, wie männliche Gefangene beim Bau von Häusern für die chinesischen Siedler mitarbeiteten. Die früheren Häuser der Tibeter in diesem Gebiet waren konfisziert und abgerissen worden. Die vertriebenen Familien erhielten als Ausgleich eine sehr geringe Geldsumme.

Jeden Abend während der zweistündigen Versammlungen schüchterte Nu Kasu uns absichtlich ein und versuchte, uns zu schwächen, indem sie uns psychologisch angriff. Eines Tages, als wir wieder einmal mitangesehen hatten, wie Statuen abtransportiert wurden, betrat sie den Raum und setzte sich mit einer kleinen schwungvollen Bewegung auf eine Thangka. Sie stellte ihre Füße auf einen kleinen Tisch und schaute von einem zum anderen durch den Raum. Mit einem Ausdruck der

Befriedigung im Gesicht sagte sie: „Heute habt ihr gesehen, wie die Statuen halbiert und beschädigt wegtransportiert wurden. Und ihr habt auch gesehen, wie die Schriften zum Bekleben der Wände benutzt werden. Ich selbst sitze hier auf dieser Thangka, und es geschieht mir nichts Böses. Eure Götter können ihre Bildnisse nicht beschützen. Von heute an müßt ihr also zugeben, daß es keine Gottheiten und keine Religion gibt."

Nach der Veranstaltung sammelten sich einige der Gefangenen, allen voran Tsering Yuden und Yeshi Dolma, um mich. Yeshi Dolma bemerkte: „Oh Adhe, jetzt können wir wirklich einschätzen, was es für dich bedeutet hat, gegen Nu Kasu zu kämpfen. Denn als wir ihr heute abend zugehört haben, haben wir schließlich durchschaut, was für eine Art Mensch unsere Gefängnisaufseherin ist: Sie ist grob und furchtbar und macht uns unser Leben absichtlich schwer." Sie und die anderen dankten mir in der folgenden Woche mehrfach. Manchmal begannen sie zu sprechen und konnten am Ende beim Bedenken unserer unglücklichen Situation nur noch weinen. Die Gefangenen fingen an, Nu Kasu „die Teufelsfrau" zu nennen.

Ein paar Monate später wurden Tsering, die eine neunjährige Strafe abgeleistet hatte, und Yeshi Dolma, die für zehn Jahre in Haft gewesen war, entlassen. Tserings gesamte Familie – ihr Vater, ihre Mutter und ihre Brüder – war von den Kommunisten getötet worden. Da sie niemanden hatte, mit dem sie leben konnte, ging sie in ein Lager, in dem ehemalige Gefangene ohne Familien bleiben konnten. Tsering sagte mir: „Du solltest nicht mehr mit dem Personal und Nu Kasu streiten und kämpfen, denn wenn deine Strafe eines Tages vorbei ist, werden sie dich nicht gehen lassen, sondern die Gelegenheit nutzen, dich noch schlechter zu behandeln. – Wenn es möglich ist, Adhe, werde ich Wege finden, dir Sachen ins Gefängnis zu schicken."

Yeshi Dolam hatte noch zwei Kinder zu Hause und so konnte sie dorthin zurückkehren. Auch sie warnte mich: „Wir können die Chinesen nicht mit unseren Fäusten bekämpfen. Deshalb paß bitte auf dich auf und wiederhole nicht, was du schon einmal getan hast, denn ich glaube, sie werden dich sonst nicht freilassen, wenn deine Strafe vorbei ist." Sie versprach ebenfalls, mir Sachen ins Gefängnis zu schicken, wenn sich ihre Lage verbessern würde. Es war sehr traurig, meine besten Freundinnen, denen ich am meisten vertraut hatte und die soviel mit mir geteilt hatten, fortgehen zu sehen und wieder auf ihren eigenen Wegen zu wissen. Ich fragte mich, was ihnen ihr neues Leben bringen würde.

Im Jahr 1972 gehörte ich zu einer Gruppe von männlichen und weiblichen Gefangenen, die nach Nyagchuka geschickt wurden, an die Grenze von Lithang und Minyak Ra-nga gang. Dort mußten wir Bäume fällen, die als Bauholz benutzt wurden. Wir mußten Baumstämme von minderwertiger Qualität transportieren und auf Lastwagen laden. Diese Baumstämme, die für den Markt nicht gut genug waren, wurden in den Gefängnissen als Feuerholz verwendet. In einem Gebiet in der Nähe waren Tibeter damit beschäftigt, Holzkohle herzustellen.

Wohin wir sahen, überall gab es Holzstapel. Der ganze Wald wurde abgeholzt. Ins Gefängnis zurückgekehrt mußten wir das Holz mit einer Axt und einem Keil in kleinere Stücke hacken. Das härteste an dieser Arbeit war, daß meine Hände sofort von Blasen bedeckt waren; es war fast unerträglich, die Axt auch nur zu halten. Bevor unser Soll erreicht war, wurden uns jedoch keine Pausen erlaubt. Die Wunden wurden zu Abszessen, aus denen eine Flüssigkeit rann, und sie konnten nie richtig heilen.

Eines Tages während ich diese Arbeit verrichtete, merkte ich, daß mich einer der männlichen Gefangenen ansah. Es war Aghey, der als Junge vom Schlachtfeld in Bu na thang

mitgenommen worden war. Er schien bei schlechter Gesundheit zu sein, und seine Kleider waren recht schmutzig, was ihm das Aussehen eines Bettlers gab. Er war damals einunddreißig Jahre alt. Dort in der Waldregion von Minyak erzählte er mir die Geschichte, wie es seiner Familie ergangen war und wie er damals festgenommen worden war. Aghey war ein sehr sensibler Junge gewesen und hatte sich seine Herzensgüte durch die Jahre der Inhaftierung erhalten. Er zeigte großes Mitgefühl für meine Situation und die Schwierigkeiten, die ich erfahren hatte. Ich war um seine Gesundheit besorgt; aber er versicherte mir: „Du mußt dir klarmachen, daß ich im Gefängnis bin, seit ich fünfzehn war und jetzt schon zwei Jahre länger in Haft bin, als ich Jahre in meinem früheren Leben hatte. Da ich bis heute überlebt habe, bin ich sicher, daß wir uns eines Tages in Freiheit treffen."

Im Winter 1974 wurde ich in die Hauptabteilung des Frauenarbeitslagers zurückgebracht. Eines Tages rief Nu Kasu mich in ihr Büro und fing an, mich zu beschimpfen. Sie sagte: „Jetzt hast du also deine Strafe hinter dir; aber anders als andere Gefangene werden wir dich nicht entlassen, denn wenn wir uns deine Akte anschauen, sehen wir, daß du dich uns von Karze bis zum Frauenarbeitslager immer widersetzt hast. Aus diesem Grund wirst du weiterhin in Haft gehalten werden. Deine Einstellung und dein Verhalten waren, als hättest du dir einen Stein auf deinen eigenen Fuß geworfen. All die Jahre warst du diejenige, die gelitten hat; die kommunistische Partei hat keinen Schaden genommen. Letzten Endes stehst du als Verliererin da. Von jetzt an wirst du, wenn du nicht aufpaßt und dich nicht benimmst, keinerlei Rechte mehr haben. Du wirst kein Recht haben, dich frei zu bewegen. Alle werden darauf achten, was Frau Adhe tut und was Frau Adhe sagt." Doch Thangu Tuta sagte zu mir: „Du bist eine sehr entschlossene Tibeterin, und ich unterstütze dich. Die Chinesen suchen immer weiter nach Gründen, um dir allerhand Greuel

anzutun, damit du wirklich leidest; aber du darfst nie den Mut verlieren."

12
Wiederbegegnungen

Im späten Frühling des Jahres 1974 wurde ich nach Mian Fen Chang verlegt, einer Getreidemühle, die an der gleichen Straße wie die anderen Gefängnisse in Minyak lag. Am Morgen meiner Abreise kamen zwei Wärter und brachten mich in das Büro des Gefängnisdirektors von Nu Fan Dui, wo meine Papiere gestempelt und für den Transfer übergeben wurden. Dann gingen wir hinaus zu einem geparkten Auto. Einer der Männer öffnete die Tür und wies mich an, mich nach hinten zu setzen. Als der Fahrer den Motor anließ, drehte er sich um, schaute mich kurz an und lenkte dann das Fahrzeug aus dem Gebäudekomplex. Er fuhr nach Westen in Richtung der Straße nach Karze. Auf der nördlichen Seite der Straße hinter dem Gefängnislager konnte ich einen kleinen Fluß sehen, der in der Sonne wie ein Silberstrom glänzte. Innerhalb weniger Minuten passierten wir das Armeehauptquartier und das hochgesicherte Qen Yu, das „Gedankenkorrekturzentrum" auf der Südseite der Straße. Ich drückte mich tiefer in den Sitz und schloß meine Augen, da ich mich nicht an das Jahr erinnern wollte, das meine Freunde und ich dort hatten verbringen müssen. Kurz hinter einem Militärhospital fuhren wir nach Süden hin von der Straße ab und in das Lager von Mian Fen Chang hinein. Die Fahrt hatte nicht länger als fünfzehn Minuten gedauert.

Nachdem die Anmeldeformalitäten erledigt waren, ließ mich der Wärter eine Weile in der mir zugewiesenen Zelle allein. Ich setzte mich und erinnerte mich an den Tag, an dem meine ursprüngliche Strafe von sechzehn Jahren verhängt worden war. Wie konnte soviel Zeit vergangen sein? Kurz danach kam ein anderer Wärter, um mir meine Arbeit zu zeigen. Während wir gingen, erklärte er mir: „Diese Getreidemühle versorgt alle zweiundzwanzig Gefängnisse im Bezirk. Sie deckt die

Bedürfnisse der Angestellten, des militärischen Personals, der Polizisten und der Gefangenen. Das Mehl wird auch in andere Gebiete der Präfektur Karze verschickt."

Die Mühle war eine riesige automatisierte Fabrik. Ich hatte eine solche Maschinerie noch nie gesehen und fühlte mich, während wir durch die verschiedene Abteilungen der Fabrik gingen, angesichts ihres Lärms und ihrer Größe wie ein Zwerg. Ich wurde dorthin eingeteilt, wo das Tsampa gemahlen wurde. „Schau", erklärte mir die Wärter, „deine Arbeit ist es, einen Sack zu nehmen und ihn aufzuhalten, solange das Mehl hineinfließt und bis er voll ist. Dann machst du ihn zu und stapelst ihn auf eines dieser Regale." Der Wärter ging weg und ließ mich ein paar Stunden zum Arbeiten alleine. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Von nun an konnte ich die ganze Zeit bei der Arbeit Tsampa essen. Da ich danach satt war, gab es keinen Grund, die normalen Mahlzeiten einzunehmen, und so fing ich an, meine Essensmarken an die anderen Gefangenen zu verteilen. Vom Tsampa-Essen wurde mein Körper innerhalb von zwei Wochen recht kräftig.

Während eines Abendessens wurde eine Frau aus der Versandabteilung auf mich aufmerksam, als ich dasaß und eine Tasse Tee trank. „Du bist Packerin. Du siehst besser aus als bei deiner Ankunft. Ist gar nicht schlecht hier, oder? Meine Arbeit ist es, das Tsampa- und das Weizenmehl zu kontrollieren. Es wird in verschiedene Grade eingeteilt und danach den einzelnen Empfängern zugeordnet. Die beste Qualität geht an das Personal und das Militär. Die zweitbeste Qualität geht an zivile chinesische Angestellte aus Bereichen wie dem Bauwesen und an die Familienangehörigen des Gefängnispersonals. Die schlechteste Qualität wird natürlich verwendet für den gedämpften Teig, den alle Gefängnisse an ihre Gefangenen austeilen. Die übriggebliebene Spreu wird an die Schweine verfüttert. Du siehst also, wir sind hier sehr effizient."

Ich war überrascht, festzustellen, daß es einige wesentliche Unterschiede zwischen der Mühle und meinen vorhergehenden Gefängnissen gab: Es gab keine bewaffneten Wachen, die Zellentüren wurden nicht mehr abgeschlossen, und es war nicht mehr länger nötig, sich in der Zelle zu erleichtern.

Den Gefangenen in der Mühle war es erlaubt, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Jeder von uns erhielt neunundzwanzig Yuan im Monat. Ein Teil dieses Geldes wurde für Essensmarken ausgegeben, die in der Küche in Mahlzeiten umgesetzt wurden. Wenn ein Gefangener seine Ernährung nicht sorgfältig im Blick hatte, waren alle Essensmarken nach ungefähr fünfzehn Tagen aufgebraucht. Die Männer hatten dieses Problem häufiger als die Frauen; wir ernährten uns normalerweise sehr regelmäßig. Manchmal hatten wir Marken übrig, aber die Männer blieben hungrig. Die übrigen Yuan mußten die Kosten für unsere Kleidung und alle anderen Grundbedürfnisse decken.

Sonntags fanden Versammlungen mit der chinesischen Gefängnisverwaltung statt, in denen die Funktionäre die Gefangenen fragten, was sie über die vergangene Woche gedacht hatten. Natürlich hatte ich nichts zu sagen und antwortete meistens: „Heute habe ich eine gute Leistung bei der Arbeit in der Mühle vollbracht. Eigentlich habe ich die ganze Woche hart gearbeitet. Sonst habe ich euch nichts zu sagen." Dann fragten sie die anderen Gefangenen: „Wie war das Verhalten von Frau Adhe? Was hat sie zu euch gesagt? Worüber habt ihr gesprochen?" Und sie sagten allen Gefangenen: „Paßt gut auf Frau Adhe auf!"

Ich vertraute damals keinem der Gefangenen etwas Persönliches an. Keiner wußte, was ich innerlich empfand. Zum Glück sagte keiner der Insassen irgend etwas gegen mich, obwohl ich keine engen Freunde hatte. Manchmal standen sie auf und sagten: „Frau Adhe hat heute sehr hart gearbeitet", nur um die Funktionäre zufriedenzustellen.

*

Es war eine schöne Überraschung, eines Tages zu entdecken, daß Phurba, der Ehemann meiner Schwester Sera Ma, auch in Mian Fen Chang inhaftiert war und Arbeit in der gleichen Abteilung der Mühle zugeteilt bekam. Da mein Schwager sehr alt war, hatte er die Aufgabe, die Säcke zu flicken. Weil es keine bewaffneten Wachen gab, sondern nur einzelne Beamte mit Pistolen, konnten wir uns während der Arbeitszeit leise unterhalten. Meistens sprachen wir von den Grausamkeiten, die uns beiden widerfahren waren. Wir redeten über andere Insassen und deren Gefängniserfahrungen, um über das, was um uns vorging, auf dem laufenden zu bleiben. Manchmal tauschten wir Erinnerungen an unsere Familie aus. Da Phurba seine Haftstrafe hauptsächlich mit älteren Tibetern verbracht hatte, hatte er nie gelernt, chinesisch zu sprechen. Wenn ein Beamter ihn anschrie, kam der arme Phurba durcheinander und fragte mich leise, um was es ging.

Eines Tages wurde ich in das Büro gerufen, wo ein Beamter mir erklärte, daß ich, obwohl ich meine sechzehn Jahre im Gefängnis hinter mir hätte, als „politischer Außenseiter" eingestuft worden sei. Während ich dasaß und auf den Boden schaute, fuhr er fort: „Obwohl du jetzt keine Gefangene mehr bist, hast du dich keiner ordentlichen innerlichen Veränderung unterzogen. Du bleibst stur wie ein Fels. Da du immer noch darauf bestehst, dich uns zu widersetzen, wirst du nicht nach Hause zurückkehren können." Ich hob den Kopf und schaute ihm in die Augen. Dann kam ein Wärter und eskortierte mich aus dem Raum.

*

Im Jahr 1975 wurde mir befohlen, in der Ziegelfabrik des Wa Da Dui-Arbeitslagers zu arbeiten, wo mir ein Schwarzhut, oder

shi lei fen zi aufgesetzt wurde. Damit wurden vier Kategorien von Menschen bezeichnet: die Landbesitzer, die Reichen, die Konterrevolutionäre und die schlechten Elemente. Sie werden als politische und soziale Außenseiter angesehen. Wir mußten immer am Ende einer Reihe sitzen und am Ende jeder Schlange stehen. Wir durften andere nicht oberhalb der Taille anschauen. Wir durften uns nicht mit anderen unterhalten oder bestimmte Versammlungen besuchen. Gefangene mit Schwarzem Hut wurden gezwungen, wöchentliche Berichte über ihr Verhalten und ihre Gefühle zu erstellen. Außerdem konnten wir jederzeit zur Arbeit gerufen werden.

Es schien, als habe meine Inhaftierung kein Ende, doch ich tröstete mich ein wenig damit, daß die Bedingungen sich über die Jahre merklich verbessert hatten. Ich vermißte die Gesellschaft meiner Freundinnen und das Vertrauen, das wir zueinander hatten. Doch ich hatte einen Angehörigen meiner eigenen Familie im Gefängnis getroffen. In all diesen Jahren lernte ich in mir selbst zu leben und still zu sein, wenn es nötig war. Ich konnte nur weiterbeten und abwarten, was jeder neue Tag bringen würde. Es war tröstlich zu erfahren, daß Phurba an den gleichen Ort verlegt worden war.

*

Wa Da Dui lag in der Nähe des Ortes, wo die Nordstraße, die entlang der Sichuan-Lhasa-Hauptstraße verlief, nach Karze abzweigte. In diesem Gebiet gab es viel roten Lehm. Eine Gruppe von Gefangenen war immer damit beschäftigt, den Lehm abzugraben. Sechs angeschirrte Yaks liefen im Kreis und stampften den Lehm. Der bedauernswerte Gefangene, der die Yaks führte, mußte das barfuß tun, selbst im tiefsten Winter.

Meine erste Aufgabe war es, mich den Gefangenen anzuschließen, die Dachziegel herstellten. Ein Gefangener zeigte mir, wie man den Lehm in einen Rahmen drückte, der

aus dünnen Holzstäben gemacht war, und vier Ziegel erhielt. Während wir arbeiteten, saßen wir in der Nähe eines großen runden Brennofens, der von einer Feuerstelle darunter beheizt wurde und ein kleines Loch hatte, in das man das Feuerholz legte. Gefangene bedeckten das Oberteil mit einer großen Menge Erde, um es zu beschweren, und gossen Wasser auf die Erdschicht, um die Temperatur zu regeln. Wenn die Lehmziegel trockneten, fielen die Rahmen ab. Ziegel wurden auch in anderen Holzrahmen hergestellt, aus denen man die Ziegel mit einem Stück Holz herausstoßen mußte. Nach einer Woche im Brennofen waren die Ziegel fertig. Die meisten wurden dann eingesammelt und für den Transport nach China verladen.

Das Arbeitstempo war eine unwahrscheinliche Belastung – vor allem deshalb, weil wir so viel Zeit hockend in einer Stellung zubringen mußten, um die Holzformen zu füllen. Man erwartete von jedem von uns, daß wir zwölfhundert Ziegel pro Tag herstellten. Um dieses Soll zu erreichen, mußten die Gefangenen von morgens um fünf Uhr bis abends um sieben Uhr arbeiten. Weil wir uns bemühten, das Soll zu erreichen, arbeiteten wir die meiste Zeit schweigend. Was die Tage voneinander unterschied, war nur das Wetter: in der Sommerhitze rückten wir vom Brennofen ab, und wenn die Herbstwinde durch unsere Kleider fuhren, näher heran. Im Winter schließlich war es unmöglich, den Lehm richtig zu mischen. Unsere Hände waren nicht mehr beweglich genug, um die Ziegel handhaben zu können, ohne sie zu zerbrechen.

So arbeiten zu müssen, war grausam. Die Zukunft war ungewiß und brachte keinen Trost. Die Vergänglichkeit unserer Existenz war allen Gefangenen bewußt. Wir arbeiteten draußen – aber ein Geräusch, das uns früher immer beruhigt hatte, nämlich das Singen der Vögel, wurde immer seltener. Wie sollte man die Veränderungen verstehen, die so schnell vor sich gingen, und alles, was uns vertraut war, auswischten? Wie den

Plan verstehen, nach dem unser Leben im Gefängnis einem einzigen Zweck dienen sollte? Um die Stunden der bedrängenden Monotonie zu überleben, stumpfte jeder von uns bis zu einem gewissen Grad ab. In den Zeiten jedoch, in denen wir die Kraft fühlten, uns neben unserer Aufgabe noch auf etwas anderes zu konzentrieren, fing einer der Gefangenen leise an, das Gebet an Chenrezig und Seine Heiligkeit aufzusagen, und bald schlossen sich andere an. Ich war fünf Jahre in Wu Da Dui eingesperrt, und in dieser Zeit grub ich Lehm und stellte Ziegel her, schleppte Steine, pflügte Felder und fällte Bäume.

Einige Gefangene wurden zum Holzfällen in die Waldregion von Lho Kho Sung Dhu geschickt. Wir mußten jeden Tag zwanzig Kilometer zum Holzschlagplatz auf dem Kushi Lago Berg gehen, jede Strecke dauerte ungefähr vier Stunden. Damals wurde die ganze Gegend dort abgeholzt. Gefangene mußten acht Stunden harte Arbeit leisten und vor allem die kleinen Bäume fällen und Zweige abschneiden, die dazu benutzt wurden, die Brennöfen in der Ziegelfabrik zu befeuern. Eine Gruppe von Wärtern, die mit Pistolen bewaffnet waren, wurde zur Begleitung der Gefangenen mitgeschickt; wo wir auch arbeiteten, wir wurden von allen Seiten bewacht. Nachdem das Holz geschlagen war, mußte es zu Bündeln verschnürt und auf Wagen verladen werden. Mit Hilfe von Seilen zogen die Gefangenen die Wagen, die bis zu fünfhundert Kilo Holz geladen haben konnten, den ganzen Weg zurück bis zum Lager.

Wegen meiner bisherigen „schlechten Führung" war ich für gewöhnlich die einzige Frau, die mitgeschickt wurde. Ich mußte eine Sichel benutzen und hatte große Schwierigkeiten, sie zu handhaben. Ein männlicher Gefangener konnte einen Baum mit drei oder vier Schlägen fällen, aber ich kam nicht durch das Holz, egal, wie oft ich auf den Baum einschlug. Die Männer schärften ihre Sicheln, bevor sie sie benutzten, doch in

der ersten Zeit begriff ich die Technik nicht richtig, durfte aber mit niemandem sprechen. Zudem rutschte ich dauernd aus und fiel hin. Die Männer dagegen wußten, wie sie im Zickzack an der Steilwand hinauf und herunterkamen und das Gleichgewicht halten konnten, während sie die Bäume schlugen. Da ich immer ein wenig von ihnen entfernt gehalten wurde, dauerte es eine Weile, bis ich den Vorteil dieses Systems erkannte, und ich war schnell erschöpft von dem Versuch, den Berg in gerader Linie zu erklettern.

Bevor wir am Morgen in die Berge gingen, erhielten wir ein Stück gedämpften Teig, das den ganzen Tag genügen mußte. Mein Schwager Phurba, der schon älter war, wurde ebenfalls mit uns mitgeschickt. Da er nicht stark genug war, um mit den jüngeren Männern Holz zu schlagen, kochte er den Tee für das Holzfällerlager und war außerdem dafür verantwortlich, das Mittagessen für das Personal aufzuwärmen.

Jeden Tag mußte jeder Gefangene sechshundert *gyama* Holz schlagen, das entspricht dreihundert Kilo. Jeder von uns mußte seinen eigenen Wagen ziehen, was sehr schwierig war, da wir einen steilen Berg hinauf und hinunter mußten. Beim Hinaufziehen zog das Gewicht mich zu Tal, und es fühlte sich an, als ob ich nicht von der Stelle käme. Obwohl es praktisch unmöglich schien, wurde ich gezwungen, meinen Wagen alleine zu ziehen, nachdem ich ihn soweit füllen mußte, daß ich ihn gerade noch bewegen konnte. Die Wärter lachten mich aus, während ich mich abmühte und bei dem Versuch, an den Seilen zu ziehen, ausrutschte.

Wenn wir zum Arbeitslager zurückkamen, wurde das Holz gewogen. Hatte ein Gefangener sein Soll nicht erfüllt, fragte der Hauptgefängnisaufseher in der abendlichen Versammlung: „Warum hast du deinen Teil nicht getan?" Natürlich war in der Regel ich diejenige, die herausgegriffen wurde. Der Gefängnisaufseher sagte: „An keinem Ort, an dem du eine Zeit verbracht hast, hast du dich ordentlich aufgeführt. Es ist nicht

so, daß du nicht kannst; du bist eigentlich ganz gut beieinander" – das lag an meinem Körperbau – „es liegt daran, daß du dich uns widersetzt und nicht arbeiten willst."

Ich werde nie vergessen, daß die Kommunisten mich einerseits immer als den schlechtesten Menschen der Welt ansahen, der es verdiente, wie ein Lasttier behandelt zu werden – und eigentlich noch schlimmer, denn zumindest würden sie ein Tier, das nicht mehr arbeiten kann, erschießen und sein Leiden nicht verlängern. Und auf der anderen Seite betrachteten mich die Insassen als eine patriotische Tibeterin, die ihr Leben für unser Volk opferte. Aus diesem Grund war ich letztlich zufrieden mit meinem Verhältnis zu meinen Mitgefangenen. Es gab immer jemanden, der versuchte, mir zu helfen. Trotz all der Demütigungen, die ich in meiner Haftzeit erfahren habe, geschah irgendwie immer etwas, das mir die Stärke gab, weiterzumachen. Damals bekam ich Kraft, als ich feststellte, daß Rinchen Samdup, einer meiner angeheirateten Verwandten, auch in Wa Da Dui inhaftiert war und ebenfalls Bäume für den Brennofen schlagen mußte. Ohne daß es die Wachen bemerkten, half mir Rinchen, mein Soll zu erfüllen und brachte auch andere dazu, mir zu helfen. Da Rinchen und Phurba bei mir waren, hatte ich das Glück, wieder Vertrauen und Gesellschaft zu genießen.

Wenn Rinchen versuchte, mir mit dem Wagen zu helfen, schimpften die Wärter manchmal mit ihm und sagten: „Wenn sie so viele Straftaten begehen kann, wieso kann sie dann den Wagen nicht ziehen? Du darfst ihn nicht für sie ziehen."

Rinchen stritt dann mit ihnen: „Wenn sie offensichtlich nicht die Kraft hat, ihn zu ziehen, wieso zwingt ihr sie? Wenn ich ihr nicht helfe, wird sich der Wagen nicht von der Stelle bewegen, und sie wird ihre Arbeit nicht schaffen."

Ich sagte dann immer: „Ihr erschießt mich besser gleich hier auf der Stelle. Ich kann den Wagen einfach nicht ziehen, deshalb ist es besser, mich zu erschießen, als all die Zeit zu

verschwenden."

Aber sie taten es nicht und machten zwei endlos scheinende Jahre so weiter. Ich weiß nicht, ob sie den Befehl bekamen, mich so zu behandeln; aber offen gesagt, kann ich nicht nachvollziehen, wieso sie ihr Verhalten mir gegenüber als eine solch dauernde Quelle der Belustigung empfinden konnten. Doch man muß bedenken, daß sie indoktriniert worden waren, zu glauben, daß ich eine unbestimmte Ursache des Übels sei, eine Bedrohung für die Macht und den Respekt, den die kommunistische Partei ihnen gegeben hatte. Meine dauernde Opposition gegen die Verherrlichung der kommunistischen Doktrin erinnerte sie an ihre eigene Verletzlichkeit. Sie waren wirklich davon überzeugt, daß ich einer ihrer schlimmsten Feinde war.

Manche der Gebiete, in denen wir schufteten, lagen sehr nah an bewohnten Gegenden. So sahen jeden Tag Leute meine Probleme und mein Leid. Sie schickten manchmal eine Gruppe von Mädchen zwischen fünfzehn und zwanzig, die die Wärter neckten. Die Mädchen lächelten und spielten mit ihnen, während die Leute sich beeilten, meinen Wagen ein Stück den Berg hinaufzuschieben. Die Wärter merkten nichts oder hielten es zumindest nicht für nötig, etwas zu sagen, denn sie lächelten weiter und genossen die Aufmerksamkeit der Mädchen.

Ich hatte eine ungeheure öffentliche Unterstützung von außen, da alle in der Gemeinschaft von mir gehört und viele meine Schwierigkeiten beobachtet hatten. Wenn die Mädchen kamen, um mir zu helfen, schoben sie manchmal flink Tsampa, Brot oder ein in ein Tuch gewickeltes Stück Fleisch in mein Kleid, wenn sie an mir vorübergingen, um sich mit den Soldaten zu unterhalten. Diese waren gänzlich in dem Glauben, daß die Mädchen sie wirklich mochten.

Ein Funktionär namens Lho Casu hatte die Aufgabe des Hauptausbilders in den abendlichen Versammlungen zugeteilt bekommen, und nur zu gerne entwickelte er eine Abneigung

gegen mich. Da er mich schon ansprach, bevor er mich überhaupt kannte, denke ich, daß er den Befehl erhalten hatte, mir Schwierigkeiten zu machen. Während der Versammlungen fragte er die Gefangenen: „Was hat Frau Adhe diese Woche getan?" Er schimpfte auf ähnliche Weise wie Nu Kasu und ermutigte die Gefangenen immer, mich anzuzeigen. Eines Abends war Rinchen nach einer solchen Versammlung sehr wütend. Er sagte zu mir: „Als Lho Casu hier ankam, schickte man mich, um sein Gepäck zu holen. Damals gehörte ihm nichts als ein Handtuch. Wir nannten ihn deshalb einen ‚wahren Kommunisten'. Ich habe mich schon immer gefragt, wie er nur ein paar Jahre später so ein reicher Mann werden konnte."

*

Als Rinchen Samdup 1974 nach Wa Da Dui kam, wurde er ebenfalls zum „Schwarzhut" verurteilt. Im Alter von dreiunddreißig Jahren hatte er fast sein halbes Leben in Haft verbracht.

Rinchen, Phurba und ich schafften es manchmal, uns abends nach der Arbeit zu treffen. Dann tauschten wir einige unserer Erinnerungen an unser Leben unter der Besatzung aus. Rinchen erzählte uns, daß er im Alter von sechzehn Jahren eingeladen worden war, sich einer Delegation anzuschließen, die China für einen Monat besuchte. Während ihres Besuchs wurden in der chinesischen Gesellschaft gerade „Demokratische Reformen" eingeführt. In der Bemühung, alle Spuren der Klassengesellschaft auszulöschen, durften die Leute keine gute Kleidung tragen. Die Kommunisten führten eine Säuberungsaktion gegen Guomindang und Reiche durch und exekutierten alle politischen Führer oberhalb des Ranges eines Bürgermeisters.

Rinchen erinnerte sich: „Ungefähr dreihundert Tibeter aus

verschiedenen Gegenden nahmen an diesem Besuch teil. Da ich noch sehr jung war, konnte ich nicht alles verstehen, was vor sich ging. Die älteren sagten immer wieder: Das gefällt uns gar nicht.' Obwohl es bei der Reise vor allem um die dramatischen technischen Fortschritte ging, die in den Fabriken gemacht wurden, boten auch die Straßen von Sichuan einen Einblick. Wir hatten gesehen, wie Gefangene in Lastwagen weggefahren wurden, und Passanten sagten uns, daß diese Leute als Staatsfeinde hingerichtet würden."

Obwohl es nicht viele Gelegenheiten gab, bei denen es der Delegation erlaubt war, in direkten Kontakt mit der chinesischen Bevölkerung zu kommen, bekamen sie doch manchmal Gelegenheit, zu beobachten, wie es den Leuten erging. Rinchen erzählte uns von einem Besuch der Gruppe in einem Zoo nahe bei Chongqing, wo das Mittagessen in einem der Restaurants vorbestellt worden war. Während sie aßen, sah Rinchen eine alte Frau und ein Kind auf sie zukommen. Er sagte: „Das war das erste Mal in meinem Leben, daß ich die Auswirkungen von großem Hunger auf einen Menschen sah. Diese Frau war entschlossen, etwas vom Essen zu ergattern, egal, was passieren würde. Sie nahm sich einen Teller und fing an zu essen. Einige der Leute im Restaurant versuchten, sie daran zu hindern, aber was sie auch sagten oder taten, die alte Frau legte das Essen nicht weg. Sie ignorierte alle, schaute nur auf den Teller und schob sich so rasch sie konnte Essen in den Mund. Im nächsten Augenblick wurde sie von mehreren Angestellten des Restaurants nach draußen gezerrt, geschlagen und grob zu Boden geworfen. Der kommunistische Reisebegleiter sagte uns: ¸Diese Leute gehörten früher zur Oberschicht. Jetzt können sie nicht arbeiten, deshalb haben sie nichts zu essen.'

Die Gruppe war gebannt von dem, was sie sahen, aber sie mußte die Mahlzeiten auf ihren Tellern höflich aufessen. Als sie nach draußen kamen, erkundigten sich Mitglieder der

Delegation, die chinesisch sprachen, bei der Frau nach ihrer Lage. Sie berichtete ihnen, daß, nachdem die Kommunisten Säuberungsaktionen gegen die wohlhabenden Familien durchgeführt und die meisten der Männer hingerichtet hatten, die anderen Familienmitglieder einfach herumwanderten. Ihr Reichtum und ihr Besitz waren konfisziert worden, und es war ihnen nichts geblieben. Viele der älteren Frauen hatten Schwierigkeiten zu gehen, da man ihnen in ihrer Jugend die Füße gebunden hatte."

Rinchen fuhr fort und erzählte uns, daß die Delegation als nächstes nach Chengdu in Sichuan reiste, wo sie lange Menschenschlangen auf den Marktplätzen sahen, die ein kleines Stück süßes Brot mit Walnuß kaufen wollten: „Die Schlange war so lang: Wir hatten den Eindruck, daß die Leute Stunden brauchen würden, um das eine ihnen zugeteilte Stück Brot zu kaufen, und keiner wußte, wann die Vorräte aufgebraucht sein würden. Wir Tibeter trugen besondere Abzeichen, die es uns ermöglichten, soviel zu kaufen, wie wir wollten, und so wurden wir zuerst bedient, als wir ankamen. Einige Chinesen kamen auf uns zu und baten uns, für sie zu kaufen. Das Brot kostete einen Yuan, und die Chinesen boten uns zehn Yuan dafür, daß wir es kauften. Wir kauften mehr Brot und gaben es den Leuten hinter uns in der Schlange, ohne mehr Geld zu verlangen."

Am meisten war Rinchen davon beeindruckt, daß es die Hauptsorge der Stadtbewohner zu sein schien, Essen zu kaufen. Keiner interessierte sich für Kleidung oder sonst irgend etwas. Rinchen und die anderen wollten ein paar hübsche Sachen als Mitbringsel kaufen, aber man sagte ihnen, daß ihre Käufe später doch nur von den Kommunisten konfisziert würden.

Die Marktplätze waren gänzlich verstaatlicht. Die Delegation sah keinen einzigen privaten Händler. Die älteren Tibeter sagten: „China ist heute total anders als zu Zeiten der Guomindang: Nach allem, was wir gesehen haben, denken wir,

daß die Chinesen bald keine Freiheit mehr haben werden. Heute sind die Gesichter der Menschen noch weich, aber sie fangen an, sich zu verhärten." Sie verglichen die chinesische kommunistische Politik mit frischem Leder, das man in der Sonne liegenläßt. Zu Anfang ist das Leder noch sehr weich und geschmeidig, aber mit der Zeit, wenn es trocknet, schrumpft es und wird hart. Während ihres Besuches sagte keiner der Tibeter offen, daß die Kommunisten schlecht seien, aber einige der Älteren aßen kaum etwas, weil die Gedanken an das, was unserem Land widerfahren könnte, sie betrübten. Der Delegetion wurde dauernd gesagt: „Wenn ihr nach Hause kommt, müßt ihr den Leuten erklären, daß China allmächtig ist. Es ist wie eure Eltern – ihr dürft euch nicht dagegen auflehnen."

„Als wir zurück nach Hause kamen," erklärte Rinchen, „wurden viele aus dieser Gruppe zu politischen Führern ernannt. Man gab ihnen einen guten Lohn, aber keinen wirklichen Einfluß, und sie hatten keinen normalen Kontakt zu der Bevölkerung. Nach und nach brachte man diese Führer dazu, die Überlegenheit der Kommunistischen Partei zu verkünden, und dann benutzte man sie, um die Leute dazu zu bringen, ihre Waffen abzugeben."

Rinchen Samdups ältester Bruder, ein Lama, wurde wenige Jahre, nachdem die Verfolgung der religiösen Gemeinschaften begonnen hatte, verhaftet. Rinchen entwickelte einen Plan, um seinen Bruder aus dem Gefängnis zu befreien und mit ihm in die Berge zu fliehen. Die Chinesen erfuhren jedoch von dem Plan, bevor er durchgeführt werden konnte. Eines Tages im Oktober 1959 kamen acht Soldaten der Volksbefreiungsarmee und Polizisten, um Rinchen in seinem Haus zu verhaften. Er wurde in Handschellen gelegt und in das Bezirksgefängnis nach Dartsedo gebracht, ein kleineres Gefängnis als das im Ngachoe-Kloster, aber in der gleichen Stadt gelegen. Zur Zeit seiner Verhaftung gab es in diesem Gefängnis ungefähr achtzig

Gefangene, die auf ihre Verurteilung warteten. Rinchen war achtzehn Jahre alt und sollte die nächsten vierundzwanzig Jahre in Haft verbringen.

Nach seiner Verhaftung wurde er in ein Büro im Gefängnis gebracht, wo er geschlagen und verhört wurde. Die Beamten fragten ihn: „Wenn du versuchst, ein Ei auf einen Stein zu schlagen, was wird kaputtgehen, das Ei oder der Stein?" Sie sagten ihm, daß er versuchen müsse, die Natur seines Verbrechens zu verstehen. „Mit deiner Mentalität und deiner Opposition gegen uns bist du nicht auf dem richtigen Weg. Letzten Endes wird dieser falsche Weg dich in den Tod führen. Im Vergleich mit großen Staaten, wie Amerika, die vor dem kommunistischen China Angst haben, bist du nur ein Winzling. Chiang Kai-shek mußte mit drei Millionen Soldaten aus China fliehen, was also kannst du gegen uns ausrichten? Du bist wie eine wilde Ratte, die versucht, eine Säule hinaufzuklettern. Keiner in der Welt, der versucht, sich dem Kommunismus entgegenzustellen, wird jemals glücklich werden. Wir haben so viele Freunde, wie es Regentropfen gibt."

Rinchen sagte: „Meine Mitgefangenen und ich glaubten, daß die wiederholten Anspielungen auf Amerika daher kamen, weil Amerika für uns Tibeter das bekannteste fremde Land war. Viele glaubten, daß Amerika uns vielleicht zu Hilfe käme, wenn die Chinesen versuchten, uns zu tyrannisieren. So wie die amerikanische Regierung Chiang Kai-shek geholfen hatte. Um diese Vorstellung der Tibeter zu bekämpfen, redeten die Chinesen immer wieder schlecht von Amerika."

Die Funktionäre wollten wissen, wer von Rinchens Plänen wußte, und aus diesem Grund wurde er vielen Verhören unterzogen. Man ließ ihn auf dem Boden auf der Kante eines hölzernen Knüppels knien oder manchmal auf zerstoßenen Steinen. Im Winter ließ man ihn und andere Gefangene, die gefoltert wurden, in kaltem Wasser stehen und fragte sie oft: „Wie geht es euch jetzt, wo ihr euch gegen die Kommunisten

gestellt habt?" Zwei andere Foltermethoden waren die, Gefangene an ihren Handgelenken von der Decke herabhängen zu lassen oder sie mit Knüppeln zu schlagen.

„In den ersten drei Monaten", sagte Rinchen, „wurde ich jeden Tag verhört. Nachdem bestätigt war, daß meine Haft andauern würde, kam es einmal im Monat zum Verhör." Rinchen Samdup verbrachte ein Jahr im Gefängnis von Dartsedo.

Das Essen im Gefängnis war armselig und die Portionen klein. Vor jeder Mahlzeit mußten die Gefangenen ein kommunistisches Lied singen, zum Beispiel:

Das Ausmaß seiner Straftat ist so groß, daß der Himmel im Vergleich dazu klein ist. Jeden Tag versucht er die Welt zu zerstören, aber die Kommunistische Partei ist gut. Die Kommunistische Partei ist gut und bleibt die einzige Rettung der Menschen.

Ebenso wie in anderen Gefängnissen wurden Gefangene auch hier in den Abendversammlungen gezwungen, ihre Straftaten zu gestehen und zu analysieren, wie schlecht ihre Handlungen waren. Diejenigen, die sich weigerten, wurden Thamzing-Sitzungen unterworfen, bei denen fast alle anwesenden Gefangenen mit auf sie gerichteten Gewehren gezwungen wurden, sich aktiv zu beteiligen.

Eine der Gefangenen war eine Frau namens Ka Misa, deren Bruder, Padhen, der Leiter des Gowa Kha Klosters in Minyak, schon nach Lhasa gegangen war. Kurz nach ihrer Verhaftung zog man ihr die Kleider aus und hängte sie an ihren Handgelenken von der Decke herab. Ein kleines Feuer, das man unter ihr entfachte, versengte ihre Füße. Nach einer Weile wurde sie vom Einatmen des Rauches ohnmächtig, wurde heruntergenommen und in eiskaltes Wasser getaucht. Sie überlebte die Tortur nicht. Ihr Schicksal wurde bald zum Hauptgesprächstoff in diesem Gefängnis.

*

Nach dem Jahr im Gefängnis von Dartsedo wurde Rinchen Samdup zu fünfzehn Jahren „Umerziehung durch Arbeit" verurteilt und stieß so zu den vielen Tibetern und Chinesen, die bereits in dem weitgehend erfolglosen Experiment gefangen waren, das zum Ziel hatte, die nationalistischen Gefühle von einzelnen durch eine „Gedankenreform" unter Kontrolle zu bekommen. Daneben sollten diese einzelnen die chinesische Wirtschaft durch Zwangsarbeit unterstützten. Rinchen durchlief letztendlich zehn Gefängnisse und Arbeitslager, unter ihnen auch Ghapa Lin Chang, zwanzig Kilometer östlich von Minyak Ranga khar. Es war das Hauptquartier der Waldabteilung, die für die große Fläche zuständig war, die abgeholzt werden sollte. Die chinesische Obrigkeit hatte dort eine Arbeitseinheit von mehr als dreitausend chinesischen und tibetischen Gefangenen zum Holzfällen im Einsatz. Viele der gefällten Bäume waren so riesig, daß ein einziger Stamm einen ganzen Lastwagen füllte.

Rinchen war auch unter Sateng Qu in Shiwo Rong in Dartsedo inhaftiert. Auch dort nahm eine ähnliche Anzahl Chinesen, zusammen mit Tibetern, an der Abholzung teil. Früher, bevor die Kommunisten gekommen waren, hatten die Tibeter von der Jagd und dem Fällen von Bäumen in dieser Gegend abgesehen, denn sie galt als besonders heilig.

*

Normalerweise steht es Gefangenen frei, in die Gesellschaft zurückzukehren, wenn ihre Strafen vorüber sind; aber das chinesische Gefängnissystem findet für gewöhnlich einen Grund, sie nicht zu entlassen. Auf diese Weise, so wurde uns oft gesagt, „werden die Gefangenen nie vergessen, wer ihre Herren sind". Außerdem finden es die Kommunisten sehr

praktisch, Gefangene für wenig oder gar keinen Lohn in dem System des Zwangsarbeitseinsatzes arbeiten zu lassen, das einfach eine Verlängerung der „Umerziehung durch Arbeit" ohne festen Endpunkt ist. Es gibt absolut keine Möglichkeit, das Öffentliche Sicherheitsbüro – die Polizei – anzurufen, oder rechtliche Hilfe von Gerichten außerhalb der Lager zu bekommen, denn diese Institutionen unterstützen das System. Gruppen von Gefangenen im Zwangsarbeitseinsatz setzten oft ihre Arbeit im gleichen Arbeitslager fort; oder sie wurden, wenn die Anzahl derer, die ihre Strafe abgebüßt hatten, sehr klein war, in ein anderes Arbeitslager verlegt, wo andere Gefangene zu ihnen stießen, die der gleichen Kategorie angehörten. Obwohl man ihnen sagte, daß sie nun frei seien, erlaubte man ihnen nicht zu gehen; sie wurden gezwungen, ihre Arbeit nach den Produktionsplänen des Arbeitslagers fortzusetzen und ständig bedrängt, zu beweisen, daß sie ihre konterrevolutionären Denkprozesse reformierten.

Manche Gefangenen wurden weiter in Haft belassen, damit sie die Leute draußen weder durch ihren Nationalismus noch durch ihre Berichte über das Ausmaß der Leiden der Gefangenen beeinflußen konnten. Obwohl Rinchen Samdups Strafe am 5. Februar 1974 abgeleistet war, sagte man ihm, daß seine Freilassung eine Störung der Gesellschaft zur Folge hätte und daß es deshalb das Beste für ihn wäre, in Haft zu bleiben. So kam er zehn Tage später in das Wa Da Dui-Arbeitslager.

Wenn Rinchen sich an die Jahre seiner Haft erinnerte, wurde seine Stimme leise. Eines Abends nach einem langen Tag beim Holzfällen begann Rinchen mit einem alten Gebet an die Berggottheiten und versuchte dann, die Widersprüche zwischen unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart auszudrücken: „Es ist, als ob jemand dich zwingen würde, deinen eigenen Arm abzuschneiden und dann den deiner Freunde. Meine Familie hatte in der Nachbarschaft der heiligen Wälder gewohnt. Die ersten Bäume, die ich jemals gesehen

habe, war ein dichter Hain weißer Birken, der vor unserem Haus stand. Mein Vater stand mit mir im Hain. Er hielt meine Hand, und ich schloß die Augen und lauschte auf den Wind in den Blättern, während mein Vater mich lehrte, die lebendige Anwesenheit der Bäume zu fühlen. Als Junge lag ich oft mitten in diesem Hain und beobachtete das Spiel der Sonne auf den Rändern der flatternden Blätter. Die weiße Rinde der Baumstämme und Äste schien das Blau geradezu aus dem Himmel zu holen und wie einen Mantel um sich zu wickeln. Das dunkle Rosa und Korallenrot der winterlichen Sonnenuntergänge fing sich darin und wurde von den Spitzen der nackten Äste in kleinste Teilchen geteilt. An Festtagen liebte ich es, morgens und abends zwischen den Bäumen umherzugehen, während schwere, rauchige Wolken von Rauchopfergaben vom Dach herunterwehten und sich zwischen ihnen dehnten und ausbreiteten.

Immer wenn ich jetzt eine Birke fälle, fühlt es sich an, als ob noch eine weitere Wurzel meines eigenen Lebens, die mit dem Nährboden unseres Landes und unserer Gottheiten verbunden ist, zerrissen und hingeworfen wird, um mit einem einzigen, dumpfen Geräusch auf die Erde zu fallen. Ich staune über die Träume meiner Vergangenheit: Alle und alles, was ich kannte, sind verschwunden. Es gab so oft Zeiten, in denen ich lieber gestorben wäre, als gezwungen zu werden, mich jeden Tag an etwas zu beteiligen, dem mein Herz sich widersetzt. Aber natürlich ist mir klar, daß mein Tod unter diesen Bedingungen noch weniger Bedeutung hätte als mein Leben."

Als ich Rinchen zuhörte, wurde ich auf traurige Weise daran erinnert, daß das Leben und Sterben eines jeden Tibeters, den wir in den Lagern sahen, von den bitteren Folgen der Besetzung Zeugnis gab. Ein Zeugnis des unausgesetzten Leidens, das höchstwahrscheinlich von niemandem gehört werden würde – außer von Mitgefangenen, die auch in der Zukunft nicht die Macht haben würden, irgendeine

Veränderung zu bewirken.

*

In Wa Da Dui wurden die Gefangenen, die eine Strafe von zwei bis drei Jahren hatten, in einem Lager in den Bergen untergebracht. Sie fällten dort Bäume. Gefangene, die eine Strafe von mehr als zehn Jahren abzuleisten hatten, machten sich morgens um sechs vom Lager aus auf den Weg zur Arbeit. Unser durchschnittlicher Arbeitstag hatte zwölf Stunden. Zu der Zeit, als ich Rinchen traf, arbeiteten wir in einem Gebiet, das Gholo Tho hieß.

Der Baumbestand verschiedener Berge wurde mit Ritzen markiert und verschiedenen Gruppen zum Fällen zugeordnet: Für den einen Berg waren die Gefangenen verantwortlich, ein anderer war der örtlichen Obrigkeit zugeteilt. Zwar wurden die meisten Bäume zu Brennholz, doch die bessere Qualität kam ins Arbeitslager in die Schreinerei-Abteilung, wo die lebenslänglich Verurteilten Möbel für die Büros der Lagerverwaltung herstellten sowie Angestelltenunterkünfte und Gefängniszellen bauten.

Es wurde Gefangenen befohlen, einige größere Bäume aus Urwaldgebieten in Ro Xian zu schlagen, in denen noch nie zuvor Bäume geschlagen worden waren. Die Bäume waren so groß, daß fünf Männer einen Baum mit ihren Armen gerade umfassen konnten. Die Gefangenen luden die Bäume dann für den Transport nach China auf Militärlastwagen.

Gelder, die aus dem Holzhandel kamen, wurden von der Gefängnisverwaltung für die Gehälter der Gefängnisbeamten und für Bauprojekte, darunter auch neue Zellen, benutzt. Nach dem chinesischen System hatte das Arbeitslager bestimmte finanzielle Verpflichtungen: Durch die Arbeit von Gefangenen mußte es fünfzigtausend Yuan im Jahr für die Zentralregierung erwirtschaften. Diese Verpflichtung mußte um jeden Preis

erfüllt werden.

Auf den Bergen blieb nichts zurück. Wir Tibeter befanden uns dadurch grundsätzlich in einem Zustand ständiger Depression. Nachdem die Kommunisten alles, was wir besaßen, konfisziert hatten, zerstörten sie jetzt auch noch unser Land. Es schien, als habe China überhaupt kein eigenes Holz. Wir sagten zueinander: „Natürlich können sie die Berge und das Land nicht mitnehmen, aber sonst nehmen sie alles. Wenn der Schmuck der Berge fehlt, ist es, als ob ein Mensch ohne Kleidung vor uns steht." Viele der Älteren, denen die Folgen klar waren, hatten gesagt: „Sehr viele Jahre wird es unserem Land nicht gutgehen. Es wird viele Naturkatastrophen geben, und bald werden die Ernten wieder ausbleiben." Wir Gefangenen beteten, daß Tibet unter der Führung Seiner Heiligkeit des Dalai Lama gerettet würde. Sonst, so fühlten wir, würden die Chinesen alles entwurzeln und unser Land als Einöde zurücklassen.

In den frühen siebziger Jahren kam es in Tibet wieder zu einer ernsten Lebensmittelknappheit. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Chinesen den traditionellen Anbau von Gerste fast völlig durch die Verbreitung von Winterweizen ersetzt, den sie bevorzugten. Viele der Felder hatten durch falsche Behandlung ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit verloren. Tibet erlebte die schwerste Dürre innerhalb eines Jahrhunderts und den heftigsten Schneefall in fünfzig Jahren. 1972 wurden mehrere Gebiete von schweren Erdbeben heimgesucht, und überall im Land kam es zu Ernteausfällen. Wir fühlten uns als hilflose Zeugen einer Geschichte, die nur im Leid enden konnte.

Während der schlimmsten Perioden der Nahrungsknappheit gebar in diesen Regionen drei Jahre lang keine der Frauen aus der Durchschnittsbevölkerung ein Kind. Die Ernährung der Tibeter hatte einen so großen Mangel an Nährstoffen, daß sie nicht in der Lage waren, zu empfangen.

*

Die meisten Gefangenen aus unserem Lager durften jeden Sonntag ausgehen und Einkäufe auf dem Markt erledigen. Manchmal ging Phurba für mich und manchmal Rinchen, denn ich durfte das Lager nie verlassen.

Während seiner wöchentlichen Ausflüge freundete sich Rinchen mit zwei chinesischen Gefangenen aus dem Lager an. Hua Chen, ein früherer Ingenieur, war der stellvertretende Lagerverwalter in Wa Da Dui. Vor dem Aufstieg der Kommunisten war seine Familie sehr wohlhabend gewesen und hatte die Positionen von hohen Offizieren in der Guomindang-Armee besetzt. Er hatte eine ausgezeichnete Ausbildung erhalten. In den fünfziger Jahren jedoch begannen die Kommunisten mit ihren Säuberungsaktionen gegen die Reichen und die Guomindangbeamten.

Alle Leute, die bei den Guomindang hohe Positionen innegehabt hatten, wurden als „historische Konterrevolutionäre" bezeichnet und mußten mit ihrer Inhaftierung rechnen, selbst wenn sie sich den Kommunisten nicht aktiv widersetzt hatten.

Hua Chen trat rasch der Kommunistischen Partei bei. Wegen seiner Fähigkeiten als Ingenieur war ihm eine Sonderbehandlung zuteil geworden. Als die Volksbefreiungsarmee ihre Invasion in Tibet begann, war er in die Verwaltungsposition für den Straßenbau an der Xikang-Lhasa-Hauptstraße eingesetzt worden.

Aber nach wenigen Jahren konnte er sich nicht mehr überwinden, das, was er beobachtete, stillschweigend zu akzeptieren. Und er begann, sich seiner politischen Partei offen zu widersetzen. Hua Chen war Buddhist und sagte immer: „Das System beruht auf falschen Voraussetzungen, alles basiert auf Raub und Falschheit. Sie machen sich keine Gedanken über ihre Handlungen und schenken dem Gesetz von Ursache und

Wirkung keine Beachtung." Dieser alte Mann teilte dem Gefängnispersonal offen seine Meinung mit, daß das System nichts tauge. Während seiner Zeit in Wa Da Dui war er oft in Ketten gelegt worden, aber er sagte zu jedem: „Was die Kommunisten tun, kann ich niemals akzeptieren." Er sagte zu Rinchen, daß er es richtig fand, sich für seine Ansichten zu erheben, egal, was der Preis dafür sei. Er sagte, es sei wahr, daß die Chinesen Tibet besetzt hatten, und daß er zu dem stehen würde, was er wußte.

Hua Chen machte Rinchen mit Li, einem anderen chinesischen Gefangenen, bekannt, der ebenfalls ein früheres Parteimitglied gewesen war. Er war in den späten fünfziger Jahren inhaftiert worden, weil er eines Tages angefangen hatte, sich dem Kommunistischen System und Seiner Ideologie offen zu widersetzen. Zusätzlich war er wegen seines akademischen Hintergrundes ein Ziel der Anti-Rechts-Kampagne. Manchmal schüttelte er Rinchen die Hand und sagte: „In Zukunft wird alles in Ordnung sein für Tibet. Euer Führer, der Dalai Lama, ist in die ganze Welt gereist; und durch ihn haben die Tibeter mehr über die Welt draußen gelernt. Sie haben verschiedene Länder besucht und sich rasch Wissen angeeignet. Das ist eine sehr gute Grundlage für die Zukunft von Tibet. Die Flüchtlinge werden Tibets Unabhängigkeit immer verteidigen, denn sie qualifizieren sich und bekommen eine gute Ausbildung." Er sagte auch: „Euer Führer ist in Indien sicher, verzweifelt also nicht."

Langsam wurden Li und Rinchen sehr enge Freunde. Sie genossen es, ihre Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen und sich zu unterhalten, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Ihre Nähe zueinander ergab sich vor allem aus ihrer gemeinsamen Opposition. Li sagte zu Rinchen: „Unter dem Kommunismus gibt es für einen Menschen keine Freiheit. Wenn es aber keine Freiheit gibt, hat das Leben keinen Sinn." Er schwärmte davon, wieviel Freiheit und Demokratie die

Menschen in Amerika hätten und erzählte, daß mehrere seiner Freunde in ihrer Jugend dort studiert hätten. Rinchen berichtete mir von seinen Unterhaltungen und was er über den Westen gehört hatte. Wir saßen zusammen und stellten uns ein solches Leben vor.

Es machte mich sehr glücklich, wenn Rinchen mir von seinen Freunden erzählte. Es war hilfreich, sich klarzumachen, daß unsere Opposition einer grausamen und korrupten politischen Ideologie galt und nicht einem bestimmten Volk. Immer, wenn Rinchen, Phurba und ich uns unterhielten, versuchten wir einander mit der Hoffnung zu ermutigen, daß die Kommunisten sich irgendwie verändern und die Strahlen des hellen Sonnenlichtes wieder auf Tibet fallen würden. Natürlich konnten wir diese Gedanken nicht vor jedem Gefangenen äußern, aber wenn wir und vielleicht ein weiterer entsprechend eingestellter Gefangener zusammen waren, sprachen wir über solche Dinge. Phurba erinnerte uns oft: „Weil der innere Kern des chinesischen kommunistischen Systems falsch ist, können seine Errungenschaften letzten Endes keine zufriedenstellende Bedeutung haben. Wenn die Partei selbst auf der Anhäufung von Macht basiert, werden sich letztlich Oppositionsgruppen innerhalb der Führungsschicht bilden. Dann gibt es schließlich keinen anderen Weg mehr als den Untergang. Andererseits hat das tibetische Volk einen so festen Glauben an unseren Führer den Dalai Lama, daß wir, wenn er uns bitten würde, von der höchsten Klippe in den Abgrund zu springen, es freudig und treu tun würden."

Eines Sonntags, als Rinchen durch den Gefängniskomplex ging, schaute er auf die Straße hinaus und bemerkte einen sich langsam bewegenden Pferdewagen, der ein paar neue Gefangene nach Wa Da Dui brachte. Er hielt inne, um den Wagen zu beobachten, und fragte sich, wo diese neue Gruppe wohl herkäme und welche Neuigkeiten sie wohl hätten. Als der Wagen in das Lager hineingefahren war und die Gefangenen

begannen, auszusteigen, schaute er sich ihre einzelnen müden Gesichter an.

Plötzlich erkannte er seinen älteren Bruder Ngawang Kusho im Wagen – den Bruder, den er als Jugendlicher versucht hatte zu retten. Der Befreiungsplan hatte zu seiner Inhaftierung geführt. Sein Herz begann zu klopfen, er rief den Namen seines Bruders und rannte zu dem Wagen. Ein paar Sekunden schauten sie einander nur in die Augen, dann umarmte ihn Rinchen. Beide begannen zu weinen, während sie sich umschlungen hielten. Rinchen brachte Ngawang zu mir in meinen Raum, wo ich gerade etwas nähte. Ich schaute auf und sah einen großen, sehr dünnen Mann mit dunklen, sanften Augen. Als ich in seine Augen schaute, fühlte ich Ruhe über mich kommen, zugleich aber auch eine plötzliche Sorge. Es war offensichtlich, daß Ngawang Kusho sehr erschöpft war. Wir bereiteten Tee und begannen, uns über unser Leben zu unterhalten. Ngawang erzählte uns, daß er im Sha-Arbeitslager in der Gegend von Garthar in Minyak gewesen war. Er hatte auch Holzfällerarbeit in Chulo Dzong und Shiwo Rong geleistet.

Ngawang Kusho erinnerte sich: „Bei allen Schlägen, dem Hunger, der Kälte und der Zwangsarbeit, waren die öffentlichen Demütigungen, die man die Menschen zu ertragen zwang, für mich am schwersten zu verstehen. Es gab Zeiten, in denen Soldatinnen der Volksbefreiungsarmee mich zu zwingen versuchten, Urin zu trinken. Wenn ich mich weigerte, wurde er über mein Gesicht geleert. Man ließ uns Lamas Fäkalien, die als Dünger benutzt werden sollten, aus Behelfstoiletten ausräumen. Diese Toiletten bestanden aus einem tiefen, in den Boden gegrabenen Loch, das mit zwei Planken abgedeckt war. Wenn wir in das Loch gestiegen waren, um es sauber zu machen, belustigten Soldatinnen der Volksbefreiungsarmee recht oft das Gefängnispersonal damit, absichtlich von oben herunter zu urinieren, so daß der Urin uns über das Gesicht

floß."

Ngawang Kusho war zu achtzehn Jahren Gefängnis verurteilt worden, aber er verbrachte schließlich zwanzig Jahre in Haft. Als wir ihn trafen, war er sehr schwach, und so machte es sich Rinchen zur Aufgabe, uns beiden zu helfen. Eines Sonntags, nachdem er vom Markt zurückkam, legte Rinchen ein kleines Päckchen auf mein Bett und seufzte: „Adhe-la, viele Jahre lang habe ich meine Kraft nur für meinen Haß gebraucht. Ich wollte die Chinesen bekämpfen, weil sie mir mein Erwachsensein genommen haben, noch ehe es richtig begonnen hatte. Als ich hörte, daß ich nicht entlassen würde, nachdem meine Haftzeit abgelaufen war, bekam ich ein ganz schreckliches Gefühl: Nämlich, daß die Erde unter die Herrschaft eines Systems gefallen war, das bewiesen hatte, daß die Dinge, die nach unserem Verständnis dem Sein eines Wesens Würde gaben, nur Illusion waren und dies die einzige nackte Wirklichkeit. In letzter Zeit habe ich anders empfunden. Es tut mir so leid, daß du und mein Bruder hier eingesperrt seid. Aber wenn es eben nicht anders geht, bin ich froh, daß ich hier bei euch beiden bin und daß ich euch in kleinen Dingen helfen kann."

Von diesem Augenblick an sah ich Rinchen nochmals anders. Ich vertraute ihm nun völlig und mir wurde schließlich bewußt, wieviel seine Freundlichkeit und seine Gesellschaft mir bedeuteten.

Im folgenden Jahr wurde Ngawang Kusho eines Tages in das Büro gerufen. Rinchen, Phurba und ich fragten uns, was vor sich ging, aber wir konnten bis zum Abend nicht mit ihm sprechen. Er schaute zu Boden, hob dann ganz langsam seinen Kopf und blickte uns in die Augen, als er sagte: „Ich kann es irgendwie immer noch nicht glauben. Ich kann mich kaum an die Bedeutung der Worte erinnern oder sie verstehen, aber heute morgen haben sie mir gesagt, daß ich übermorgen frei sein werde und gehen kann."

Nach seiner Freilassung wurde Ngawang Eremit und widmete den größten Teil seiner Zeit dem Gebet. Er lebt nun in einer Felsenhöhle in der Nähe des Dorfes, in dem er geboren wurde, und besucht gelegentlich ein Kloster in der Nähe. Manchmal bekommt er Besuch von den Bewohnern der Gegend, vor allem von den Kindern.

*

In der Region von Minyak Ranga gang gibt es einen heiligen Berg, der unter dem Namen Sha Jera bekannt ist. Der Berg selbst war traditionellerweise zu allen Festen und religiösen Gelegenheiten das Ziel von Wallfahrten. In früheren Zeiten beteten die Leute dort und brachten Rauchopfer dar. In den frühen siebziger Jahren waren mehr als dreihundert Gefangene damit beschäftigt, Blei aus dem Berg abzubauen. Am Fuß des Berges liegt ein kleiner See. Im Sommer des Jahres 1975 war dieser See der Schauplatz eines Ereignisses, das von uns Tibetern als ein Wunder angesehen wird. Eines Tages bemerkten die Leute, daß sich in der Mitte des Sees der Abdruck eines Nomadenzeltes unter Wasser gebildet hatte. Die Chinesen nahmen Ferngläser mit hinauf auf den Berg, um zu überwachen, ob sich das Abbild bewegte. Es war ihnen klar, daß das Abbild keine natürliche Erscheinung war, und es machte ihnen Angst. Nach einer Woche begann das Abbild des Zeltes zu verschwinden, und ein sehr großer, grüner Lotus begann an seiner Stelle zu wachsen. Die Blume breitete sich immer weiter über den ganzen See aus. Die Leute sagten, daß die Blume wegen ihrer Größe und ihrer Farbe große Bedeutung hätte: Grün wird mit Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama in Verbindung gebracht, der im Jahr des Holz-Schweins geboren wurde. Grün ist die Farbe des Elements Holz.

Schließlich kamen viele Tibeter mit Khatags an das Ufer;

und bald darauf beschlossen die Chinesen, den See zu bombardieren. Als sich dabei eine Wand aus Wasser in der Mitte des Sees erhob, eilten die Leute herbei, um die Teile der Blume aufzusammeln, die an das Ufer trieben. Diejenigen, denen es gelang, Teile der Blume aufzuheben, sagten, daß die Blütenblätter die Beschaffenheit von Gras gehabt hätten. Wir Tibeter fühlten, daß die Erscheinung und der außergewöhnlich große Wuchs des Lotus ein Zeichen war, daß bessere Zeiten bevorstünden.

Ein Jahr später, im Januar 1976, starb Zhou Enlai, der Premierminister der Volksrepublik China. Im Juli des gleichen Jahres starb auch Zhu De, der Oberbefehlshaber der Volksbefreiungsarmee. Und am 9. September tat Mao Zedong seinen letzten Atemzug auf dieser Welt. Die Machtkonzentration, die vierzig Jahre überdauert hatte, war gebrochen. Innerhalb eines Monats wurden die Mitglieder der extrem linken Viererbande in ihrem Hauptquartier von einem opponierenden Teil der Volksbefreiungsarmee verhaftet, und die Kulturrevolution wurde beendet. Es gab auch ein großes Erdbeben in China. Mitte Juli 1977 wurden die ersten Zeichen einer anderen Politik gegenüber unserem Land sichtbar: Sie schuf eine große Verwirrung bei den kommunistischen Kadern, die in Tibet stationiert waren, und rief das Gefühl unruhiger Erwartung in den Herzen der Tibeter hervor.

TEIL VIER

EINE NIE VERSTUMMTE STIMME

13
Liberalisierung

Die erste Welle der Freiheit kam im März 1979 mit der Bekanntmachung, daß eine Gruppe von 376 Gefangenen entlassen werden sollte. Die Chinesen beriefen eine sehr große Versammlung in Lhobasha ein. Danach kam mein Bruder Nyima nach Wa Da Dui und berichtete, daß sie alle Gefangenen außer den Gruppenanführern entlassen würden. Zu den Gruppenanführern gehörte auch ich. Die Chinesen hatten verkündet: „Es waren Anführer wie Adhe, die die Tibeter angestiftet haben, sich gegen uns aufzulehnen. Es war nicht die Schuld der kleinen Leute, deshalb werden alle – außer den Anführern – freigelassen werden." Weiter erklärten sie: „Es soll in Zukunft niemand versuchen, Adhe Tapontsang zu schützen, denn diese Frau hat eine schlimme Straftat begangen."

Wir bemerkten, daß die Haltung in den Arbeitslagern eine andere wurde. Man erzählte uns, daß Deng Xiaoping die Schwarzhut-Kennzeichnung abgeschafft hätte. Sie sagten uns: „Es waren die Mitglieder der Viererbande, die euch als Schwarzhut eingestuft haben. Von heute an seid ihr keine Schlangengeister und keine Teufel mehr, sondern richtige Menschen. Von nun an dürft ihr ordentliche, saubere Kleidung tragen, euren Kopf heben und euch frei bewegen. Und euch droht auch kein Thamzing mehr."

Die chinesische Regierung gab der Bitte des Dalai Lama statt, eine offizielle Delegation der Exilregierung, die den Zustand des Landes feststellen sollte, nach Tibet zu lassen. Die Aufgaben dieser Delegation war es, wieder eine Beziehung zu ihren Landsleuten herzustellen, die zwanzig Jahre lang keinen Kontakt zur Außenwelt gehabt hatten.

Früher hatte es keine Möglichkeit gegeben, seine Kleider

oder seinen Körper auch nur ein bißchen zu waschen. Jeder, der versuchte, sich zu waschen, mußte sich von den Funktionären fragen lassen: „Warum hast du dir heute deine Haare gewaschen? Warum siehst du heute so sauber aus? Was hast du vor?" Im Jahr 1979 aber sagte man uns: „Jetzt müßt ihr eure Kleider saubermachen. Ihr müßt eure Haare waschen und euch ordentlich anziehen, denn die Delegation des Dalai Lama kommt dieses Jahr hier an."

Sie verkündeten öffentlich: „Ihr müßt lächelnde Gesichter zeigen und die Gebetsmühle hier und den Rosenkranz dort tragen." Es gab keine Mönche mehr in der Gegend; aber sie fragten, ob irgend jemand noch Stücke von den zurückgelassenen Gewändern der Mönche habe, und sie begannen Mönchsgewänder anzufertigen. Um den Anschein zu erwecken, daß die Zustände völlig normal seien, befahlen sie einigen Leuten, diese Gewänder anzulegen und die Straße hinauf und hinunter zu gehen, damit sie gesehen würden.

In der ersten Hälfte des Jahres 1979 wurden Tibeter gezwungen, sich an den schnellen Renovierungen der Klöster zu beteiligen, die von den Straßen aus zu sehen waren; Klöster in abgeschiedeneren Regionen wurden nicht beachtet. Manchmal wurde eine kleine Kapelle an die Stelle gebaut, an der früher ein großes Kloster gestanden hatte. Um die geplünderten Gold- und Silberstatuen zu ersetzen, wurden neue aus Ton hergestellt. Die Wände wurden in traditioneller Weise bemalt und Gemälde von tibetischen Gottheiten an die Wände gehängt. Aber es gab keine Rinpoche mehr, um die Kapellen zu weihen, und es gab keine Überlebenden, die sich an die Schriften erinnern konnten. Der Anblick dieser leblosen Restaurationen trieb dem tibetischen Volk die Tränen in die Augen.

Lobsang Sampten, einer der Brüder des Dalai Lama, war ein Mitglied dieser ersten Delegation. Obwohl es schon seit mehr als zwanzig Jahren keine Versammlungsfreiheit gab, säumten

Tausende die Straßen, um einen Blick auf die Gruppe – vor allem auf Lobsang Sampten – zu erhaschen. Jetzt wußten wir, daß wir nicht vergessen worden waren und daß es außerhalb der Arbeitslager den Chinesen nicht gelingen würde, die Menschen zu entmutigen.

An dem Tag, an dem die Delegation in unserem Lager ankommen sollte, wurden die Gefangenen zu einer Versammlung in eine große Halle gerufen und darin eingeschlossen. Nachdem die Versammlung angekündigt worden war, kehrte ich in mein Zimmer zurück und meldete mich krank. Ich schickte einen der Insassen zu Rinchen Samdup. Ich bat ihn, zu melden, daß ich mein Bett nicht verlassen konnte und deshalb um Erlaubnis ersuchte, der Versammlung nicht beiwohnen zu müssen. Rinchen Samdup und Phurba gingen zu den Funktionären und sagten: „Adhe geht es nicht gut. Sie ist sehr schwach und kann nicht zur Halle kommen." Die Funktionäre sagten: „Wenn sie krank ist, schließen wir sie besser ein. Wir können ihr nicht erlauben, nach draußen zu gehen."

In der Zwischenzeit aber hatte ich mein Gesicht verhüllt und war hinaus auf die Straße gegangen. Meine Absicht war es, wenn ich irgend jemanden von der Delegation treffen sollte, ein paar wenige Worte zu sagen. Lobsang Samdup kam in einem Konvoi von ungefähr zwanzig Autos an. Ich sah, wie er den Menschen zuwinkte, und ich tat wirklich, was ich konnte, um das Auto, in dem er fuhr, zu erreichen. Vielleicht konnte er sehen, daß ich ihm etwas sagen wollte, aber es war keine Zeit – alle Autos blieben in Bewegung, und so hatte ich keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Das war zwar enttäuschend, aber allein schon die Tatsache, daß ein solches Ereignis überhaupt stattgefunden hatte, war bemerkenswert. Und selbst wenn ich ihn nicht hatte erreichen können: Vielleicht hat es ja ein anderer geschafft. Auch wenn wir nicht direkt mit den Mitgliedern der Delegation sprechen konnten, wußten wir, daß

sie genug sehen würden, um zu erfassen, wie sehr sich unser Land verändert hatte. Sie würden die Ruinen der Klöster bemerken und die Lumpen, die wir als Kleidung trugen. Und sie würden in jedem Fall die Gesichter der Menschen sehen; sie würden die Zeichen unserer Leiden mit Sicherheit erkennen.

Nach dem Besuch diskutierten wir Gefangenen darüber, wie sich die Zeiten geändert hatten. Wir wagten zu hoffen, daß sich die Situation verbessern würde, und zu spekulieren, daß eines Tages der Dalai Lama vielleicht selbst Tibet besuchen und dann in unsere Gegend kommen würde.

Nachdem ich den Schwarzen Hut nicht mehr tragen mußte, durfte ich einen fünfzehntägigen Besuch in meiner Heimatstadt machen. Phurba und Rinchen wurden im Lager festgehalten, um meine Rückkehr sicherzustellen. Sie gaben mir ein Dokument, das ich der örtlichen Verwaltung bei meiner Ankunft zu Hause zeigen mußte. Die Reise dauerte eineinhalb Tage. Als der Bus auf Karze zufuhr, spürte ich eine kalte Taubheit über mich kommen. Aus der Entfernung konnte ich die Orte sehen, an denen ich in meiner Jugend so viel Zeit verbracht hatte. Auch andere Erinnerungen überfielen mich wieder: die Erinnerung an meine Festnahme, wie ich zum Kloster gezerrt worden war, wie mein Sohn weinte und nach mir rief.

War das wirklich einundzwanzig Jahre her? War mein Sohn nun erwachsen? Würde ich ihn in nur wenigen Stunden treffen? Als der Bus in die Station von Karze einfuhr, war ich überrascht, so viele Chinesen auf den Straßen zu sehen. Es schien, als seien alle Schilder chinesisch beschriftet. Was war mit dem Karze, das ich gekannt hatte, geschehen? So viele der Gebäude, die eine Verbindung mit meinem Leben hatten, standen nur noch als Ruinen. Alles sah anders aus. Ich wollte meine Mutter sehen. Mein Verstand konnte den Schock nicht verarbeiten. Alles schien völlig unwirklich.

Als ich in Lhobasha ankam, erfuhr ich, daß unser Zuhause

und all unser Eigentum sowie unser Land nach meiner Festnahme konfisziert und nie zurückgegeben worden war. Als ich auf das Haus zuging, öffnete Nyima die Tür und blickte in meine Augen, als er meine Hand nahm. Wir standen so für einen Moment, dann führte er mich hinein. Ich fragte ihn: „Wo ist Mutter?" Und er antwortete mir: „Adhe, unsere Mutter ist gestorben." „Was ist mit ihr geschehen?" Er sagte: „Kurz nach deiner Verhaftung haben sie alles beschlagnahmt. Nicht einmal eine Schüssel wurde uns gelassen. Einer nach dem anderen wurden all unsere Familienmitglieder verhaftet, außer Mutter, die so alt war, und – Bhumo, die krank war. Ich wurde zur Zwangsarbeit in eine Kommune gebracht. Ohne jeden Besitz blieb Mutter zurück. Es war die Zeit einer schrecklichen Lebensmittelknappheit in Karze. Freunde versuchten zu helfen, aber niemand hatte viel zu teilen. Mutter sah keinen Grund mehr zu leben und wollte den Jüngeren nicht länger das Essen wegnehmen. Sie wurde sehr schwach; bald war ihr Gesicht ganz eingefallen. Sie ist 1968 ganz langsam verhungert."

Als nächstes wollte ich etwas über das Schicksal meine Sohnes erfahren. Nyima sagte mir: „Adhe, Chimi lebt nicht mehr." Sofort fragte ich: „Wurde mein Sohn von den Chinesen mitgenommen? Was ist mit ihm passiert?" Mein Bruder schwor, daß Chimi nicht von den Chinesen mitgenommen worden war, sondern in den Fluß gefallen und ertrunken war. Aber irgendwie fühlte ich, daß dies nicht die ganze Wahrheit war. So waren ein paar wenige Worte die ganze Antwort auf einundzwanzig Jahre des Wartens in Angst und Hoffnung? Einfach so, mit ein paar Worten, die sich in Luft auflösten, war mein Warten vorbei, und nichts blieb mir.

Meine ältere Mutter, die erste Frau meines Vaters, war während der ersten Hungersnot gestorben. Chale und Aso, der zweit- und drittälteste Sohn meiner älteren Mutter Bochungma, waren durch die Schläge gestorben, die sie in Thamzing-Sitzungen in Karze erhalten hatten. Mein Bruder Ochoe

verhungerte irgendwann im Jahr 1961, während er noch immer unter Hausarrest in Karze stand. Kurz nach meiner Verhaftung war Athra, die Frau meines Bruders Jughuma, angeklagt worden, nicht alle Wertgegenstände und allen Schmuck unserer Familie an die Chinesen ausgehändigt zu haben. Mit Thamzing und Todesdrohungen war sie gezwungen worden, die Verstecke unserer verbliebenen Wertsachen zu verraten. Athra ist eine ängstliche Frau, und sie lebte danach in dauernder Angst und Sorge. Später wurde sie als gesellschaftliche Außenseiterin in die Schwarzhutkategorie eingestuft, die erst kurz vor meiner Rückkehr abgeschafft worden war. Eines ihrer beiden Kinder, ihre Tochter Lhakyi, hatte überlebt. Lhakyi hat einen Sohn, Jughumas einzigen Enkel. Meine Tochter Tashi Khando und mein Bruder Nyima waren die einzigen Familienmitglieder, die zu Hause übrig geblieben waren.

Meine liebe Schwester Bhumo, die Ehefrau von Pema Gyaltsen, war kurz nach Pemas Tod verrückt geworden und in Kummer gestorben. Sera Ma war zur Arbeit in die Kommunen gebracht worden. Weil sie schwach war und Schwierigkeiten mit ihren Beinen hatte, hatte man ihr die Aufgabe gegeben, Tee zu kochen und auf die Kinder derer aufzupassen, die auf den Feldern arbeiteten. Sie durchlitt Jahre der Entbehrung, aber glücklicherweise waren einige ihrer Kinder in ihrer Nähe in der gleichen Kommune und hatten ihr geholfen, wann immer sie konnten; sie war noch am Leben. Als wir uns begegneten, fielen wir einander um den Hals und weinten. Sera Ma war sicher gewesen, daß wir uns niemals mehr wiedersehen würden. Sie war damals schon ziemlich alt und hatte große Schwierigkeiten zu stehen. Sie sagte mir, wie leid es ihr täte, daß sie und der Rest der Familie nicht in der Lage gewesen waren, mir zu helfen und mich zu beschützen.

Meine Nichten und Neffen waren Kinder gewesen, als ich verhaftet wurde. Nun waren sie erwachsen. Nur sechs meiner Kindheitsfreundinnen, darunter auch unsere frühere

Bedienstete Choenyi Dolma, waren noch am Leben und in Karze. Meine Freundinnen und die verbliebenen Mitglieder meiner Familie sagten mir, daß sie darauf warteten, daß ich zurückkäme und daß sie sich um mich kümmern würden. Sie brachten ihre Söhne zu mir und ließen sie versprechen, daß sie, falls ihren Müttern irgend etwas zustoßen sollte, selbst gerne die Verantwortung übernehmen würden, sich um mich zu kümmern. Jeder von ihnen hielt nacheinander meine Hand, wie es in Kham Tradition ist, wenn man ein Versprechen gibt.

Kurz darauf erschien meine Tochter in der Tür. Sie war ein Jahr alt gewesen, als ich festgenommen worden war, nun war sie zweiundzwanzig. Wir erkannten einander nicht. Nyima nahm ihre Hand und sagte: „Adhe, das ist deine Tochter, Tashi Khando." Ich war überrascht, daß eine erwachsene Frau vor mir stand, und sie war gleichermaßen überrascht, ihre Mutter zu sehen. Anfangs waren wir sehr schüchtern und verlegen. Dann kam sie langsam an meine Seite und berührte meine Hand, während unsere Blicke sich suchten. Im nächsten Augenblick brachen wir beide in Tränen aus.

Der Fluß sah noch aus wie früher. Er war das einzige, was mir vertraut vorkam. Unter den Leuten gab es fast niemanden mehr, den ich aus meiner Zeit kannte. Die gelehrtesten und fähigsten Menschen der Gesellschaft waren alle umgekommen; sie waren unter den ersten gewesen, die starben. Die Klöster Kharnag und Karze Day-tshal sowie der Tempel von De Gonpo, die in meiner Jugend so voller Leben gewesen waren, waren nun völlig zerstört und ausgeplündert. Wo einst das Day-tshal Kloster gestanden hatte, wuchsen wilde Sträucher. Die Lamas und Rinpoches meiner Jugend waren alle nicht mehr da.

Irgendwann während der Kulturrevolution war das Karze-Kloster – und mit ihm auch die wunderbare Dugkar Thanka – zerstört worden, mit Ausnahme eines kleinen Gebäudes. Bevor das geschah, verhafteten die Chinesen den dortigen

Hausmeister, Chagrong Sonam Tobchen, und sperrten ihn ein. Nach dem Abriß des Klosters wurde er mit Ketten an Händen und Beinen einer erzwungenen öffentlichen Versammlung vorgeführt, wo er als ein Anführer der Reaktionäre angeprangert wurde. Dann wurde er erschossen. Um die Öffentlichkeit einzuschüchtern, wurde eine Verlautbarung gemacht, die besagte, daß niemand seinen Leichnam abholen dürfe. Die Ketten hatten schon so lange seine Hände und Beine zusammengebunden, daß sie durch das Fleisch geschnitten hatten und man seine Knochen sehen konnte. Diejenigen, die den Zustand der Leiche gesehen hatten, sagten mir, daß sie beim Anblick in Tränen der Verzweiflung ausgebrochen seien.

Zwei der inkarnierten Lamas des Karze-Klosters, Lamdark Rinpoche und Sigyab Tulku, hatten es glücklicherweise geschafft, nach Indien zu entkommen. Lamdark Rinpoche lebte damals für einige Zeit in der Schweiz und kehrte Jahre später nach Tibet zurück. Zwei andere Lamas jedoch, Saraha Rinpoche und Lhodrang Namkha Gyaltsen, kamen um.

Der bloße Anblick des Waldes und der Hügel zeigte schon, daß Kräuter und Blumen ausgebeutet worden waren und die Hügel völlig karg dalagen. Ich war vom Ausmaß der Verwüstung überwältigt. Wie konnte man solch einen völligen Mangel an Ehrfurcht vor dem Leben jemals rechtfertigen? Wie konnte man die Versklavung der Tibeter als unsere „Befreiung" von gesellschaftlichen Strukturen betrachten, die zwar nicht vollkommen, aber die von uns gewählte Art zu leben gewesen war? Sie hatten uns unsere Familien genommen, unser Zuhause, unseren Besitz, unser Land, unsere Religion, unsere Kultur und das Recht, unsere Gedanken öffentlich auszusprechen. Sie zerstörten unsere Wälder, Tiere und Blumen. Sie versuchten, uns davon zu überzeugen, daß wir schlecht seien und Untermenschen und unterwarfen uns Gewalt und Demütigungen, die man sich vor ihrer Ankunft nicht hatte vorstellen können. Das Volk schien von einem seelenlosen

System versklavt zu sein – einem System von Plünderung und Zerstörung, Haß und Lügen.

*

Ich schickte zunächst meinen Bruder Nyima, um meine Papiere zur Verwaltung von Karze zu bringen, aber die Beamten verlangten, daß ich selbst erscheinen sollte. Als ich das Gebäude für öffentliche Sicherheit betrat, wurde ich zu einem Büro begleitet, in dem ein chinesischer Beamter hinter einem Tisch saß und eine Zigarette rauchte. Ich reichte ihm meine Papiere, und er schaute sie durch. Dann ermahnte er mich: „Du darfst mit niemandem in der Gesellschaft reden und nichts erwähnen, was eine Demonstration der jüngeren Generation gegen die Chinesen in Karze auslösen könnte. Wenn es eine Demonstration oder irgendeine Art der Erhebung gibt, wirst du persönlich zur Rechenschaft gezogen werden. Hast du das verstanden?" Ich nickte langsam mit dem Kopf, und er sagte mir noch: „Wenn du dich benimmst, darfst du die vollen fünfzehn Tage bleiben; aber wenn du irgendwelche Probleme machst, mußt du zurück, bevor diese Zeit um ist."

Meine überlebenden Freundinnen hatten immer noch Angst, mit mir gesehen zu werden, und besuchten mich deshalb in der Nacht. Wir informierten einander über alles, was in unserem Leben in den letzten einundzwanzig Jahren geschehen war. Traurig erzählten sie mir von den Schicksalen, die den meisten der Frauen, die mit mir im Widerstand gearbeitet hatten, widerfahren waren. Ich hatte einige von ihnen seit meiner Kindheit gekannt, als wir noch in Freiheit gelebt hatten, und sie hatten zu den tapfersten und vertrauenswürdigsten meiner Freundinnen gezählt. Nun waren sie tot. Als wir über diese Dinge redeten, weinten diejenigen, die zuhörten, bis ihre Augen rot und geschwollen waren.

Eine Frau erzählte mir, wie sie und andere Frauen aus dem Widerstand oft gesagt hätten, wie dankbar sie waren, daß ich den Chinesen nie ihre Namen genannt hatte. Sie hatten jederzeit darauf gewartet, daß sie heute, morgen oder übermorgen an die Reihe kommen würden. Sie sagten, daß ich für ihre Taten wie für meine eingestanden war und für sie gelitten hatte. Aber natürlich hätte es nicht anders sein können, denn wir waren Freundinnen gewesen. Letzten Endes hatte ich, obwohl ich ihre Namen verschwiegen hatte, doch die meisten von ihnen nicht retten können. So viele Menschen waren aus oftmals belanglosen Gründen oder auch völlig grundlos brutal behandelt und umgebracht worden.

Man erzählte mir, daß unsere Freundinnen, die gelitten hatten und umgekommen waren, sogar ihren Kindern erzählt hätten, wie ich für die tibetische Sache gearbeitet und die Chinesen bekämpft hatte. Sie hatten auch den Wunsch geäußert, daß ihre Dankbarkeit und ihr Respekt mir gegenüber in unserer Heimat fortbestehen möge.

Tagsüber konnten wir wegen der Polizei nicht zum Friedhof gehen, deshalb nahm ich eines Nachts im Schutz der Dunkelheit einen meiner Neffen und ein paar andere Familienmitglieder mit zu dem Platz, an dem meine Familie beerdigt ist. Wie es Tradition ist, brachte ich verschiedene Speisen, um sie ihren entwichenen Seelen zu opfern. Ich entfachte ein kleines Feuer und begann zu den Verstorbenen zu sprechen. Ich erzählte ihnen, was in meinem Leben geschehen war, und erinnerte mich an ihr Leben und die Zeit, die ich mit ihnen verbracht hatte. Ich berichtete ihnen von der Unterdrückung, unter der wir alle litten und sagte ihnen alles, was ich auf dem Herzen hatte. Ich weiß nicht, wie lange ich so dasaß und in der Dunkelheit zu ihren Gräbern sprach, in der Hoffnung, daß sie die Liebe, die ich für sie empfand, irgendwie spüren könnten.

Nyima fing an, sich um mein Wohlergehen zu sorgen und

versuchte, mich zum Aufbruch zu bewegen. Er sagte: „Du darfst nicht bei diesen Dingen verweilen, Adhe. Du mußt lernen, in der Gegenwart zu leben." Nach einiger Zeit wurden auch die anderen Familienangehörigen sehr unruhig und drängten, nun zu gehen. Einige Minuten später fühlte ich, daß mein Besuch mich zufriedenstellte, und wir gingen zurück nach Hause.

*

Ich ließ eine meiner Freundinnen schwören, mir die Wahrheit über die Ereignisse zu sagen, die zum Tod meines Sohnes geführt hatten. Ich sagte ihr: „Ich war auf dem Friedhof und ich habe die Gräber meiner Mütter, meines Vaters, meines Bruders Ochoe, meiner Brüder Aso und Chale, von Pema Gyaltsen und meiner Schwester Bhumo gesehen. Alle meine nahen Verwandten, die umgekommen sind, sind dicht beieinander beerdigt, aber es gibt keine Spur von meinem Sohn. Heute abend mußt du mir sagen, was ihm zugestoßen ist."

Ich versprach nicht zu weinen, und so vertraute mir meine Freundin an: „Nach deiner Verhaftung wurde dein Sohn verrückt. Er begann dauernd auf und ab zu laufen und nach dir zu rufen und wollte sich von niemandem anfassen lassen. Er blieb einfach alleine und weinte und schrie. Wenn Leute versuchten, ihn anzufassen, biß er sie in die Hand und rannte davon. Als dies wieder einmal geschah, rannte er los und verlor am Flußufer das Gleichgewicht. Er fiel in den Fluß, und keiner konnte ihn retten. Als wir endlich bei ihm waren, war es zu spät."

Damals wußte keiner etwas über das Schicksal meines Lieblingsbruders Jughuma. Das einzige, was ich in all den Jahren gehört hatte, war, daß er frei war. Wie seltsam es war, ohne ihn in unser Zuhause zurückzukommen. Ich erinnerte mich an all die glücklichen Zeiten, die wir zusammen verbracht

hatten und wie wir nach Möglichkeiten gesucht hatten, immer wieder beisammen zu sein. Ich dachte an sein Lächeln, seine Geduld und an die Liebe, mit der er mich immer überschüttet hatte. Ich fragte mich, ob wir uns jemals in diesem Leben wiedersehen würden. Es schien, als sei das unmöglich.

Ich erfuhr von der großen Güte, die Tsola, eine Nomadin und eine meiner Kindheitsfreundinnen, meiner Familie erwiesen hatte: Nach meiner Festnahme hatte Tsola meine Tochter zu sich genommen und großgezogen. Sie hatte damals selbst ein Baby, und so stillte sie beide Kinder. Alle meine überlebenden Freundinnen gingen in aller Stille zu Tsola, brachten ihr Lebensmittel wie Butter, Milch und Käse und sagten: „Bitte sorge dafür, daß Adhes Kind mit dir überlebt."

Und ich erfuhr auch, daß vor kurzem die Heirat meiner Tochter mit dem Sohn von jemanden, den ich kannte, arrangiert worden war. Natürlich konnte ich bei ihrer Hochzeit nicht anwesend sein. Ich versuchte, ihr nicht zuviel von dem zu erzählen, was ich erlitten hatte, und versicherte ihr, daß nun alles in Ordnung sei. Ich wünschte ihr ein glückliches Leben und verschwieg ihr die Wolke der Sorge, die mein Herz überschattete. Obwohl meine Tochter und ich uns eng verbunden fühlten, hatten wir uns doch nie richtig kennengelernt. Ich wünschte mir für sie ein möglichst normales Leben – und daß sie nicht vom Haß auf diejenigen zerfressen würde, die das Land besetzten, in dem sie lebte. Meine Angst war, dies würde geschehen, wenn sie zuviel von meiner Vergangenheit erfahren würde und daß sie sich in Gefahr brachte, wenn sie sich gegen die Chinesen erhob. Außerdem war Tsola nun ihre Mutter.

Traurig begann ich, mich auf meine Rückkehr nach Wa Da Dui vorzubereiten. Als ich wieder im Bus saß und an Karze vorbeifuhr, konnte , ich nur denken: „Es ist nichts geblieben." All der Schmerz, die Trennung und der Verlust von einundzwanzig Jahren schienen in meinem Herzen

aufzusteigen. Es war unerträglich gewesen – und jetzt war nichts geblieben.

Zurück in Wa Da Dui konnten Rinchen und Phurba es nicht erwarten, die Neuigkeiten von zu Hause zu hören. Aus Rücksicht auf Phurbas fortgeschrittenes Alter antwortete ich so ausweichend wie möglich. Da alles, wofür ich in all den Jahren gelebt hatte, zerstört war, sah ich keinen Grund mehr weiterzuleben. Ich saß nur noch stumm auf meinem Bett. Lho Casu befahl den anderen Gefangenen, mich zur Arbeit zu zerren, aber die standen nur hilflos da.

Lho Casu kam in mein Zimmer und stellte sich vor mich. Ich schaute von meinem Bett auf und sagte leise: „Bitte erschieß mich. Es macht nichts." Ich konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie meine Familie und meine Freunde alle gestorben waren, wie sie alle gelitten hatten und daß alles vorbei war. Nichts war geblieben. All diese Jahre hatte ich für nichts gelebt; nun wollte ich es nicht weiter versuchen. Ich begann, unkontrolliert zu lachen; manchmal sang ich, und manchmal weinte ich. Eine schreckliche Ruhelosigkeit kam über mich, und ich fing an, herumzugehen und mit mir selbst zu reden, wobei ich mir meiner direkten Umgebung nicht mehr bewußt war. Ich wollte mich nicht mehr setzen – ich wollte nur in Bewegung bleiben, gehen, ohne etwas zu sehen, bis ich schließlich nicht mehr gehen konnte. Mein Verhalten machte die Tibeter, die mich im Arbeitslager gekannt hatten, sehr traurig.

Eines Tages brachten Phurba und Rinchen mich zu einem Lama, der mit uns inhaftiert war. Er war ein sehr mitfühlender Mann, der in tibetischer Medizin ausgebildet worden war. Er führte eine Moxibustion durch, das Verbrennen einer bestimmten aromatischen Pflanze über vielen Punkten meines Körpers, und betete für mich. Bald darauf, ich bin mir nicht sicher warum, begann ich langsam, aus meinem betäubten Zustand herauszukommen. Mein Verstand begann wieder,

meine Umgebung wahrzunehmen, und ich spürte, wie das schreckliche ziellose Hin- und Herbewegen sich verlor. Ich erinnerte mich allmählich wieder daran, wie es sich anfühlte, zu sitzen und sich zu entspannen und in der Gegenwart zu leben.

*

In Wa Da Dui gab es unter den Häftlingen einen angesehenen Lama, dessen Name Aso war. Eines Morgens kam er zu mir und sagte: „Hallo Adhe, ich muß dir von einem interessanten Traum erzählen, den ich letzte Nacht hatte." Er fuhr fort: „Du kennst bestimmt die *Kalsang*-Blume. Sie war schon immer meine Lieblingsblume, weil sie so wunderbar duftet. In meinem Traum ging ich an deiner Zelle vorbei und fand eine solche Blume, die ganz in der Nähe wuchs. Das ließ mich denken, daß etwas Gutes in deinem Leben passieren wird." Zu diesem Zeitpunkt konnte ich mir noch nicht einmal vorstellen, daß diese Blume meine Freiheit bedeuten könnte, aber heute glaube ich, daß es das war, was der Traum aussagte.

Ich fühlte eine gewisse Begeisterung, als meine Freundin Sonam Dolma zum Ende des Jahr 1979 entlassen wurde. Obwohl es mich schauderte bei dem Gedanken, was sie wohl bei der Rückkehr in ihre Heimat Golok finden würde, hatte sie doch zumindest ihre vierundzwanzig Jahre der Inhaftierung überlebt und es geschafft, sich ihre Kraft und Würde zu erhalten. Als wir gemeinsam in Nu Fan Dui eingesperrt waren, gehörten wir zu den fünf stärksten Frauen, die auf den Feldern arbeiteten. Aus diesem Grund waren wir oft dazu eingesetzt worden, an Seilen Pflüge zu ziehen. Es war eine schrecklich anstrengende Arbeit, und wir waren oft gestürzt, vor allem dann, wenn der Boden naß war. Dennoch hatte jede von uns die andere ständig ermutigt weiterzumachen. Sonam war eine sehr religiöse Frau und sehr stark; sie war nie bereit, ihr Volk

in den Umerziehungsversammlungen mit auch nur einem Wort zu verleugnen. Abends nach diesen langen und strapaziösen Stunden unterhielten wir uns oft leise miteinander. Während unserer Gespräche erzählte sie manchmal die Geschichte des Massakers von 1956 an dem Berg in Setha, der unter dem Namen „Wohnstätte des Goldenen Drachens" bekannt war: Die Chinesen zerrten den leblosen Körper ihres Mannes, Washul Tolho, vor sie und warnten sie, daß dies das Schicksal derjenigen sei, die sich ihnen widersetzten. Sie mußte jedes Mal weinen, wenn sie von diesen traurigen und unglückseligen Ereignissen sprach. Es schien, als sei ein Teil von ihr auf diesem Berg zurückgeblieben. Seit dieser Zeit hatte sie nie wieder ganz in die Gegenwart zurückgefunden.

Als sie Wa Da Dui verließ, schaute sie mir lange in die Augen. Es war uns klar, daß ihr Land weit entfernt lag von meinem und wir uns wahrscheinlich nie wieder sehen würden. Sie sagte mir: „Ich bin sicher, daß du eines Tages frei sein wirst, aber ich glaube nicht, daß du ruhig leben wirst. Bitte denk daran, was ich dir gesagt habe: Ich bin sicher, daß du frei sein wirst, selbst wenn die ganze Welt dich vergißt."

*

Eines Abends, als wir nach der Arbeit zusammensaßen, wandte sich mein Schwager Phurba an Rinchen und sagte: „Ich habe eine Bitte an dich. Ich würde mir wünschen, daß du in Zukunft mit Adhe leben wirst." Das war mir sehr peinlich, und so sagte ich zu Phurba: „Es macht mir nichts, alleine zu sein; ich habe schon so viel durchgemacht. Ich bin sicher, daß ich es irgendwie schaffe. Außerdem wäre es mir peinlich vor den anderen, weil Rinchen zehn Jahre jünger ist als ich." Aber Phurba war einer der wenigen überlebenden Älteren in der Familie, und er bestand hartnäckig darauf, daß ich versorgt sein sollte. Er sagte mir: „Rinchen-la ist ein gutherziger Mann, und

er wird als jüngerer Bruder in Zeiten der Not für dich sorgen können."

Später in diesem Jahr wurden Phurba und die meisten der anderen Gefangenen entlassen. Ich sollte für fünf weitere Jahre inhaftiert bleiben.

In den Abendversammlungen erklärten die gleichen Leute, die auch die alten Regeln durchgesetzt hatten: „Deng Xiaoping macht eine gute Politik." Es war nicht mehr länger nötig, den wöchentlichen Bericht zu schreiben, und die Funktionäre hörten auf, uns zu schikanieren. Die Lage war entspannter. Meine Familie wußte, wo ich war, und ich erfuhr enorme öffentliche Unterstützung. Die Ortsansässigen fanden weiterhin Wege, um mir Butter, Käse, Fleisch und Tsampa zu bringen. Meine Haft blieb mein einziges ernsthaftes Problem.

1980 bekam ich die Aufgabe, zwölf Yaks zu hüten. Morgens, wenn die Yaks gebraucht wurden, um nassen Lehm auszustampfen und ihn in die richtige Konsistenz für Ziegel zu bringen, mistete ich den Stall aus und stellte das Futter für den Abend bereit. Um die Mittagszeit nahmen einige von uns Gefangenen die Yaks zum Weiden mit in die Berge. Ich verbrachte den größten Teil dieser Zeit im Gebet an Dolma, dankte ihr für meine Rettung und betete für die, die nicht überlebt hatten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Schlimmste hinter mir und hoffte nun, daß ich eines Tages frei sein würde.

Es war traurig, in den Bergen zu sein. Überall um uns gab es Zeichen der Zerstörung und der Entwaldung: Auf den Hügeln waren nur Baumstämme übriggeblieben. Ältere Leute, die Vieh hüteten, erzählten uns: „Vor der Invasion der Kommunisten waren die Wälder so dicht, daß wir aus Furcht vor Tigern, Leoparden oder Bären kaum hineingehen konnten. Aber jetzt: schau, was sie getan haben." Sie sprachen davon, daß alle Tiere in diesem Gebiet ausgerottet worden waren.

*

Schließlich wurde auch ich entlassen: Vor allem habe ich es den Bemühungen meines Bruders Jughuma zu verdanken. Unsere Familie hatte erfahren, daß er in Nepal lebte, und einer meiner Neffen reiste nach Kathmandu, um ihn zu besuchen. Ein Tibeter, der meinen Neffen begleitete, schlug vor, daß mein Bruder an die höchste Obrigkeit in Dartsedo schreiben sollte, um zu fragen, warum ich immer noch in Haft sei, wo doch alle anderen bereits entlassen seien. Jughuma schrieb ihnen, daß er, wenn ich entlassen würde, nach Tibet käme, um mich dort zu treffen. Kurz nachdem der Brief im Bezirkshauptquartier von Dartsedo angekommen war, wurde er mir gebracht und vorgelesen. Dann fragte mich der Funktionär: „Was denkst du?" Ich konnte nur vor mich hin blicken und ihn dann fragend anschauen. Er sagte: „Dein Bruder will nun in seine Heimat zurückkehren, also machst du dich besser bereit, hier rauszukommen."

Jughuma war am Leben. Wie lange war es her, daß wir uns gesehen hatten? Nun wußte ich – beinahe sicher – daß wir uns wiedersehen würden. Plötzlich fühlte ich mich sehr müde, doch gleichzeitig spürte ich auch ein leises Gefühl der Freude in mir aufsteigen: So viele Jahre waren vergangen. Ich hatte schon lange die Hoffnung aufgegeben, jemals wieder mit Jughuma zusammen zu sein. Nun erstand sein Gesicht so schnell vor meinem inneren Auge, daß ich das Gefühl hatte, er sei immer irgendwie bei mir gewesen. Selbst wenn ich versucht hätte, es zu erklären, wie hätte dieser Gefängnisaufseher denn verstehen können, was es für mich bedeutete, zu wissen, daß mein lieber Bruder Jughuma mich gefunden hatte! Ich senkte meinen Kopf, bis ich gehen durfte.

Vor meiner Freilassung ermahnte mich ein hochrangiger Funktionär namens Tsu Suje in Wa Da Dui: „Du mußt sehr vorsichtig sein und in der Öffentlichkeit nichts über deine Erfahrungen und die chinesischen Methoden der Umerziehung

durch Arbeit verraten. Falls du irgend etwas darüber sagst, daß Gefangene verhungert sind oder wie es deinen Verwandten ergangen ist, wird das als Straftat angesehen werden." Er fuhr fort: „Wenn du von diesen Dingen erzählst, und wir finden es heraus, wirst du wieder eingesperrt."

An einem Wintertag im Jahr 1985 kurz nach dem tibetischen Neujahr wurde ich zusammen mit Rinchen entlassen.

Viele Gefangene kamen, um mir Lebewohl zu sagen. Sie gaben mir, was immer sie entbehren konnten, um mir damit in der Zukunft zu helfen. Ich hatte drei Taschen: Darin waren die kleine Matratze, die ich in Gothang Gyalgo angefangen hatte, eine neue Matratze, die mir jemand geschenkt hatte, eine Decke, eine Tasse und ein paar Kleidungsstücke.

Eine Frau schenkte mir eine Chuba, die noch in recht gutem Zustand war. Ich erhielt keinerlei finanzielle Mittel bei meiner Entlassung, nur einige Papiere, die ich der Polizei in Karze vorlegen mußte.

Einer meiner Neffen kam, um mich am Gefängnis abzuholen. Wir nahmen einen Bus nach Karze. Die Fahrt war deprimierend, denn immer wieder kamen wir an den frischen Ruinen tibetischer Klöster, Burgen und anderer historischer Stätten vorbei. Die Anzeichen eines normalen tibetischen Ortes – Gebetsfahnen und *Mani*-Steine, kleine Steine mit eingeschriebenen Gebeten – waren nirgends zu sehen. Die Umgebung war trostlos. Auch wenn ich mich im Bus umschaute oder die Leute betrachtete, an denen wir auf unserem Weg vorbeifuhren: Es war erschreckend, zu sehen, daß sie alle chinesische Kleidung trugen; in ihren Gesichtern war kein glückliches Leuchten. Auf der ganzen Strecke nach Karze bahnten wir uns unseren Weg durch einen nicht abreißenden Strom von chinesischen Militärfahrzeugen und Lastwagen, die Holz transportierten.

Ich sagte zu meinem Neffen, daß mich die inzwischen sehr viel stärkere Präsenz chinesischer Zivilisten und die geringere

Zahl von Tibetern beunruhige. Ich fragte ihn: „Warum tragen die Tibeter chinesische Kleidung?"

Er erklärte mir: „Eine ganze Weile haben uns die Chinesen nicht erlaubt, unsere traditionelle Kleidung zu tragen. Wolle ist sehr teuer, und viele Leute können sie sich nicht leisten. Heutzutage sind die chinesischen Anzüge leichter erhältlich als tibetische Kleidung, und sie sind billiger. Sie haben auch angefangen, Kleidung schlechter Qualität im westlichen Stil zu verkaufen, aber die ist teuer. Sie haben Textilfabriken in Tibet gebaut, in denen Stoff in vier verschiedenen Qualitäten hergestellt wird; die ersten drei Qualitäten werden nach China geschickt, und die schlechteste wird in Tibet verkauft. Jahrelang haben sie uns außerdem gezwungen, uns die Haare zu schneiden, denn sie sagen, daß lange Haare reaktionär und schmutzig sind." Er fügte hinzu: „Ich kann mich schon nicht mehr daran erinnern, wann es einmal anders war."

Ich fragte ihn: „Warum sind keine Gebetsfahnen und Mani-Steine zu sehen?" Und er antwortete mir, daß nichts für die Restauration der kleinen Klöster in der Gegend unternommen würde. Klöster, die im Osten von Tibet wiederaufgebaut würden, erführen nur dann Aufmerksamkeit, wenn die Äbte den Bedingungen zustimmten, die die Verwaltung vorschriebe.

Die Gegend, aus der ich komme, war ein Land von ursprünglicher Schönheit gewesen, es war ein heiliger und religiöser Ort. Ich erinnere mich, wie ich unzählige Male am frühen Morgen vor meinem Haus stand und auf die aufgehende Sonne wartete. Als sie aufging, berührte sie die goldenen Dächer des Karze-Klosters in der Ferne und ließ sie im rosaroten Morgenlicht hell glitzern. Ich beobachtete mit Freude, wie die Strahlen der Sonne die felsigen, schneebedeckten Berge und die unterhalb gelegenen Wälder berührten. Aber nun waren die Berge um Lho-basha herum verwüstet: Es gab keine Wälder mehr.

Als wir in Karze aus dem Bus stiegen, hörten wir das Plärren

chinesischer Musik aus den Lautsprechern. Jeden Morgen um halb acht begann der Lärm mit einem Dauerhagel von chinesischen Nachrichten, Sendungen und Musik und hielt den ganzen Tag über an. Sendungen in tibetischer Sprache oder mit tibetischer Musik gab es nie zu hören. Das Personal am Fahrkartenschalter der Bushaltestelle bestand aus chinesischen Soldaten. Alle Schilder und Fahrkarten waren in chinesicher Sprache gedruckt. Alle Verhandlungen mußten in chinesischer Sprache geführt werden, was sehr schwierig war, da die meisten Tibeter nicht chinesisch sprechen und beinahe kein Chinese jemals tibetisch gelernt hat.

Als ich in der Stadt umherlief, entdeckte ich, daß die Schiefertafeln und Felsbrocken, in die die Tibeter viele Mani-Texte hineingemeißelt hatten, als Straßenpflaster benutzt worden waren. Das gab den Tibetern ein Gefühl der Ohnmacht: wenn wir nach rechts oder links schauten, war da ein Stein mit einem heiligen Gebet zu unseren Füßen, und es war ein Sakrileg, daraufzutreten.

Choenyi Dolma, die frühere Bedienstete meiner Familie, war die erste, die nach meiner Entlassung im Jahr 1985 kam, um mich zu besuchen. Sie erzählte mir, daß sie Jahre damit verbracht hatte, für meine Sicherheit in den Arbeitslagern zu beten; und wie die Berichte, die sie von meinem Bruder gehört hatte, ihr Angst gemacht hätten. Ihr Leben hatte sich als „befreite Bürgerin" der kommunistischen Chinesen nicht verbessert. Sie hatte Jahre des Hungers und der harten Arbeit in einer Kommune hinter sich.

Eines Tages, als ich eine Straße in Lhobasha entlangging, traf ich zwei Männer und eine Frau, die mir bekannt vorkamen. Wir hielten an, um einander anzusehen, und plötzlich wurde mir klar, daß es Bhombi und Sonam Gyurme, die Bediensteten aus dem Haus meiner Schwiegerfamilie, und Tenzin Ngodup, ein älterer Nomade und enger Freund meines Bruders Jughuma, waren. Bhombi war damals schon sehr alt. Sie trat

auf mich zu, berührte meine Hand und sagte: „Ist das wirklich Adhe? Ich bin so glücklich, dich wiederzusehen. Ich habe befürchtet, daß du vielleicht im Gefängnis gestorben seist. Du hast so viel gelitten." Sonam Gyurme erinnerte mich daran, daß er ein Stück Butter mitgeschickt hatte, als mein Bruder Nyima mich in Gothang Gyalgo besucht hatte. Er sagte mir, daß es ihm unmöglich wäre, zu vergessen, was die chinesische Obrigkeit mit meinem Leben angerichtet hätte: „Vor diesen Jahren hatten wir so viel Freiheit. Ich habe viele teure Erinnerungen an Tage, die ich mit deinem Mann, deinem Bruder und ihren Freunden verbracht habe; wie wir durch die Hügel geritten sind, Chang getrunken, gemeinsam gelagert und unter den Sternen getanzt haben. Dein Bruder Jughuma war einer der besten Schützen, die ich je gesehen habe. Dein Mann war ein feiner Mann, Adhe, ein feiner junger Mann."

Tenzin Ngodup nahm meine Hand und sagte: „Heutzutage sind die, die von uns übrig sind, nur Sklaven, denen man erlaubt, in einem Haus zu leben, das einmal ihr eigenes war; und nach Jahren der Entbehrung erlaubt man uns nun ein bißchen Komfort: ein paar moderne Erfindungen und Spielsachen, um uns vergessen zu lassen, was es bedeutet, Tibeter zu sein. Unsere Erinnerungen an bessere Zeiten bleiben uns jedoch – und die Hoffnung, daß irgendwie doch noch eine glücklichere Zeit kommt."

Seit dem Tag meiner Verhaftung habe ich meine Schwägerin Riga nicht gesehen. Ich habe gehört, daß sie am Leben ist und irgendwo in Amdo lebt, aber wir wissen nicht, ob ihr Ehemann, Pema Wangchuk, überlebt hat und bei ihr ist.

*

Die Kommunisten versuchten nun den Eindruck religiöser Toleranz zu verbreiten, und so wurde es den Tibetern erlaubt, 1983 mit dem tatsächlichen Wiederaufbau des Karze-Klosters

zu beginnen. Jeder aus der Gegend, der sich die Stätte anschaute, war sowohl beglückt von den Fortschritten, die das Gebäude machte, als auch tief bewegt bei der Erinnerung an die lange und bedeutungsvolle Geschichte des ursprünglichen Gebäudes und die Glaubensfreiheit, die wir einst gekannt hatten.

Wegen der starken Propaganda gegen mich gab es fast niemanden in meiner Gegend, der noch nicht von mir gehört hatte. Selbst die Kinder kamen in aller Stille vorbei und sagten: „Das ist Adhe. Das ist die Frau." Alle unterstützten mich sehr und taten, was immer sie konnten, um mir zu helfen. Ich sagte meinen Freunden und Verwandten: „Ich habe nun siebenundzwanzig Jahre in einem fremden Land verbracht und erst 1985 konnte ich in meine Heimat zurückkehren und bei meiner Tochter sein."

Manchmal, wenn wir in unseren Betten lagen, rief meine Tochter zu mir herüber: „Mutter, ist das ein Traum, oder sind wir wirklich zusammen?" Das machte mich sehr glücklich, aber gleichzeitig dachte ich, daß mein Glück nicht wichtig ist. Mein liebster und teuerster Besitz war damals die Matratze, die ich in Gothang Gyalgo angefangen hatte zusammenzustückeln. So viele der kleinen Stoffetzen waren von der Kleidung toter Gefangener gekommen, von denen einige meine Freunde gewesen waren. Neben den Narben meiner körperlichen Verletzungen und dem Hut, den ich in Gothang Gyalgo bekommen hatte, war die Matratze die einzige greifbare Erinnerung an meine Inhaftierung, die ich bei mir tragen konnte. Meine Tochter bat mich immer, sie loszuwerden und sagte: „Ich ertrage es nicht. Bitte wirf sie in den Fluß." Aber irgendwie konnte ich das nicht. Ich habe sie selbst heute noch bei mir.

Eines Tages borgte ich mir das Pferd eines Freundes und ritt zu dem Ort, an dem das Haus gestanden hatte, das ich mit meinem Mann und meiner Familie bewohnt hatte. Ich fühlte,

daß es notwendig war, dorthin zurückzukehren; und doch wagte ich nicht, mir vorzustellen, was ich wohl vorfinden würde. Den größten Teil des Rittes verbrachte ich damit, mir anzuschauen, was vor mir und um mich war, und betete für alle, die sich im Leiden verloren hatten, betete, daß Licht in das Bewußtsein der Menschen dringe, und neigte mein Herz vor den Gottheiten der Berge, deren Erhabenheit mißbraucht worden war. Als ich auf dem Feld stand, das die Ruine umgab, die einmal mein Zuhause gewesen war, kam ein Wind auf. Es schien ein trostloser Ort zu sein.

Wenn der Wind sich plötzlich für einen Moment legte, füllte die Stille meine gesamte Wahrnehmung aus. Ich blickte auf eine zerbrochene Wand von kargen Mauern. Ein vorüberkommender Fremder wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß dies einmal ein Ort der Freude gewesen war. Innerhalb dieser Mauern hatte eine junge Mutter ihr erstes Kind geboren. Es war ein schönes Kind gewesen.

*

Nach außen hin hatte sich das Hauptziel der chinesischen Politik von dem konzentrierten Versuch, alle Spuren tibetischer Kultur völlig zu zerstören, auf das Ziel verlagert, Tibets natürliche Ressourcen auszubeuten. Die Obrigkeit strebte nun danach, die ständig anwachsende Bevölkerungsgruppe chinesischer Siedler unterzubringen und in der Region für Stabilität zu sorgen. Zu diesem Zweck wurde in der Präfektur Karze eine wachsende Anzahl von Militäreinrichtungen gebaut.

Zur Durchführung dieser Politik gewährte die chinesische Verwaltung den Tibetern die Freiheit, sich bis zu einem gewissen Grade wieder selbst zu versorgen und ihre Lebensweise wiederherzustellen. Das Kommunensystem war vollständig fehlgeschlagen und wurde in den frühen achtziger

Jahren aufgegeben. Die Tibeter durften zu ihren traditionellen landwirtschaftlichen Methoden zurückkehren. Einigen wurde es sogar wieder gestattet, Herden von Yaks oder Schafen zu halten, und sie konnten so einen gewissen Wohlstand erreichen. Manchmal, wenn wir uns mit Freunden in der Gemeinschaft trafen, bereiteten wir große Mengen Essen vor und teilten die Mahlzeiten miteinander. Aber ich sagte den Anwesenden: „Wenn wir dieses Essen vor uns haben, muß ich sofort an meine Kameraden und Kameradinnen im Gefängnis denken, und in meinem Herzen wird es ganz dunkel." Oft nahmen die Erinnerungen mir den Appetit. Manchmal bedrängte ich sie regelrecht zu verstehen, daß es für mich nicht an der Zeit war, wieder glücklich zu sein, weil die meisten meiner Freunde, meiner Mitgefangenen und meiner Familie gestorben und überall im östlichen Tibet begraben waren.

Ein Gedanke begann in mir zu wachsen: „Ich muß nach Indien gehen und Seine Heiligkeit, alle in der Welt und jeden, den ich treffe, darüber informieren, wie meine Leute durch die chinesischen Greueltaten umkamen." Es schien, daß ich niemals zur Ruhe kommen könnte, wenn ich nicht jemanden fand, dem ich diese Geschichte erzählen konnte. Ich hatte nicht das Gefühl, in Tibet wirklich zu leben.

Meine Mitgefangene Tsering Yuden sah ich nie mehr wieder, denn der Ort, an dem sie sich niederließ, lag weit von Karze entfernt. Aber eines Tages stand Yeshi Dolma vor meiner Tür in Karze. Bevor eine von uns auch nur ein Wort sagen konnte, lagen wir uns in den Armen und weinten. Sie sagte: „Oh Adhe, ich freue mich. Ich dachte, ich würde dich niemals wiedersehen, denn ich glaubte, daß dir vielleicht etwas Schlimmes zugestoßen wäre." Sie war tief berührt, mich außerhalb eines Gefängnisses zu sehen.

Sie und ihre Familie hatten gerade genug zu essen. Sie erzählte mir: „Meine Kinder sind schon erwachsen, und wir fangen gerade an, uns wieder von neuem kennenzulernen.

Manchmal fühle ich mich, als würde ich mit freundlichen Fremden leben, denen ich die Einzelheiten von vielem, was mich zu dem Menschen gemacht hat, der ich heute bin, nicht vermitteln kann. Und auch nicht, warum es so schwierig ist, sich an diese neue Art zu leben zu gewöhnen." Es war für uns beide nicht einfach, uns mit unseren Kindern auszutauschen. Ich war froh, daß jemand meine Schwierigkeit verstehen konnte. Ich sagte ihr: „Ich weiß auch nicht, wieviel von meiner Vergangenheit ich mit Tashi Khando teilen soll. Es macht mir Sorgen." Yeshi bestand dann darauf, mir etwas Butter und Tsampa aus ihrer Tasche zu geben und sagte: „Schau, ich habe versprochen, mitzuhelfen, mich um dich zu kümmern, und ich tu es auch. Nun wollen wir uns aber um die Gegenwart kümmern." Sie nahm meine Hand und bemerkte leise: „Es wird nur alles so anders mit der Zeit. Ich weiß, es ist schwierig, sich anzupassen." Wir verbrachten drei Tage miteinander. Es gab so viel zu bereden. In den Nächten schliefen wir beieinander, und sobald der Morgen kam, redeten wir wieder miteinander. Es gab Momente, in denen wir nur weinen konnten, wenn wir uns an die Dinge erinnerten, die wir durchgemacht hatten. Als sie ging, bat sie mich, mich den Chinesen nicht mehr weiter zu widersetzen, denn sie fürchtete, daß sie mich wieder einsperren würden. Sie sagte: „Es ist jetzt das Beste, wenn wir unsere Köpfe senken und einfach still und ruhig leben."

*

1986 wurde bekanntgegeben, daß der Panchen Lama einen Besuch in Karze machen würde. Am Tag seiner Ankunft stellten die Leute sich mit Khatags in den Händen an beiden Straßenseiten auf und warteten. Er kam in einer Wagenkolonne von zwanzig Fahrzeugen an und winkte allen aus einem offenen Wagen zu, während er vorbeifuhr. Leute, die zehn oder zwanzig Jahre älter waren als ich, weinten und beteten, daß sie

in der Zukunft Seine Heiligkeit den Dalai Lama und die Exiltibeter in gleicher Weise willkommen heißen dürften. Ich versuchte, so nah wie möglich an das Podium heranzukommen, von dem aus er später sprechen sollte.

Der zentrale Teil seiner Rede lautete: „Ihr alle seid Tibeter. Tibeter sollten tibetische Kleidung tragen. Lest und schreibt die tibetische Sprache und vergeßt nie die Ausübung eurer Religion." Ich bin sicher, daß alle anwesenden Tibeter sich sehr gut an diese Worte erinnern. Natürlich konnte er diese Grenzen nicht überschreiten, denn er wurde streng bewacht und jedes seiner Worte wurde genau verfolgt. Dennoch waren diese drei Punkte von großer Wichtigkeit für uns.

Der Ort, der für den Panchen Lama ausgewählt worden war, um zu den Leuten von Karze zu sprechen, war der gleiche Platz, an dem die Kommunisten ihre ersten Versammlungen abgehalten hatten. Damals hatten sie uns versprochen, daß sie nur unser Bestes wollten und bald wieder gehen würden. Es war außerdem der gleiche Platz, an dem acht Jahre nach Beginn der Invasion Pema Gyaltsen hingerichtet und ich zu meiner Haftstrafe verurteilt wurde. Als ich in der großen Menge vor dem Panchen Lama stand, wurde ich an diesen so weit zurückliegenden schrecklichen Tag erinnert und war erstaunt, daß ich nach all den Jahren des Elends noch am Leben war. Ich betete für Pema Gyaltsen, während sich jede Einzelheit seiner Exekution vor meinem inneren Auge wiederholte. Der riesige Platz hieß Do go thang und liegt im Gyanka-Teil von Karze. Ich weiß nicht, wie die Chinesen das Feld heute nennen.

Während ich so dastand, mir die Erinnerungen an jene Ereignisse ins Gedächtnis rief und das Vergehen der dazwischenliegenden Jahre schmerzhaft wahrnahm, fühlte ich mich schwach und überwältigt. Ich versuchte sehr still zu stehen und die Tränen zu kontrollieren, die begannen, mir leise über die Wangen zu laufen, als mir plötzlich ein Freund auf die

Schulter tippte. Es war Aghey, der als Junge nach der Schlacht von Bu na thang verhaftet und 1979 nach zwanzig Jahren Haft entlassen worden war. Er nahm meine Hand, lächelte und sagte: „So, irgendwie haben wir beide also die Umerziehung unter dem chinesischen Kommunismus überlebt. Wie glücklich wir uns schätzen können, daß wir heute hier zusammen sind, um Panchen Rinpoche zu sehen." Er erzählte mir, daß er nun ein sehr einfaches nomadisches Leben in einer Gegend von Nyarong führte. Ich war schon immer von einer gewissen Liebenswürdigkeit und ruhigen Einfachheit in Agheys Charakter angetan gewesen. Obwohl er seit seiner Kindheit inhaftiert gewesen war, hatte ihn diese Erfahrung nicht verhärtet. Zu wissen, daß er frei war, verschaffte mir ein paar Augenblicke des Friedens.

Bevor der Panchen Lama kam, hatten die Chinesen verkündet, daß in keinem tibetischen Heim ein Portrait des Dalai Lama hängen dürfe. Die Tibeter waren sehr verärgert und sprachen davon, die Rede zu boykottieren. Ein Tibeter sagte: „Wenn wir kein Portrait des Dalai Lama zu Hause haben dürfen, werden wir nicht zu den Belehrungen von Panchen Rinpoche gehen." Und der nächste sagte das gleiche, bis die Entscheidung schließlich einstimmig war. Ein Portrait des Dalai Lama zu haben, war uns für einige Zeit erlaubt gewesen, und keiner war willens, diesen Rückschritt und Bruch eines von uns als grundlegend angesehenen Rechtes zu akzeptieren. Tibeter, die für die Chinesen arbeiteten, wurden angehalten, keine Photographien des Dalai Lama zu haben, aber selbst von diesen Leuten hatten viele Familienfotos in einem Rahmen und versteckten dahinter ein Portrait Seiner Heiligkeit.

Als der Panchen Lama zu den Leuten sprach, sagte er: „Möglicherweise habt ihr etwas, was euch gesagt wurde, falsch verstanden. Es ist auf keinen Fall so, daß die Chinesen euch verbieten, ein Portrait Seiner Heiligkeit zu haben." Er sagte uns: „Verglichen mit Seiner Heiligkeit bin ich nichts. Da ist ein

großer Unterschied. Es ist, als wollte man den Daumen einer Hand mit dem kleinen Finger vergleichen." Er sagte, daß er nicht die Autorität habe, über Seiner Heiligkeit zu stehen. Seine Worte gaben den Leuten wieder ein Gefühl der Sicherheit, und wir besuchten seine Belehrungen schließlich doch.

Die chinesischen Beamten dagegen mochten seine Aussage nicht. Anschließend hörten verschiedene Mitglieder des tibetischen Personals, wie einer von ihnen dem Panchen Lama sagte: „Du hättest nur sagen sollen, daß sie die Portraits behalten dürfen. Außerdem, was soll das heißen, daß es zwischen dir und dem Dalai Lama einen großen Unterschied gibt?"

*

Die Chinesen hatten vor, in einer bestimmten Gegend außerhalb von Karze ein Wasserkraftwerk zu bauen. Als sie begannen, die Erde auszuheben, wurden große Goldvorkommen gefunden. Meine Tochter lebt nun in dieser Gegend. Eine Familie, die mit der ihres Mannes verwandt ist, hatte dort eine Wassermühle und zehn ihrer Familienmitglieder waren an den Arbeiten beteiligt.

Sie schlugen Rinchen und mir vor, daß wir, da wir beide soviel gelitten hatten und jetzt nichts besaßen, vielleicht Gold gewinnen könnten, um ein neues Leben zu beginnen. Es folgten viele Gespräche mit der chinesischen Verwaltung, ob sie es uns erlauben würden, aber schließlich gaben sie nach. Vier Monate lang schürften wir Gold. Wir gruben Erde ab und schütteten sie in ein Sieb, und sobald wir das Gold waschen gingen, erschien jemand und stand sehr nah dabei, um alles zu beobachten und um das, was gefunden wurde, zu wiegen. Welche Menge auch immer wir fanden, das Büro gab uns immer nur die Hälfte des Wertes. Ich hatte am Ende

fünfundsechzig Gramm gefunden und Rinchen siebzig. Wir erhielten schließlich dreitausend Yuan. Während dieser Zeit hatten wir sehr hart gearbeitet und meine Kräfte ließen nach. Eine Zeitlang war es danach schwierig für mich, mich zu bewegen oder einfache Handlungen auszuführen; aber Rinchen ermutigte mich und sagte: „Jetzt sind wir so nah dran. Ruh dich eine Weile aus und mach dir klar, daß die Zeit, auf die du so lange gewartet hast, jetzt kommt."

Eines Tages kam ein Brief von meinem Bruder Jughuma aus Nepal, in dem er schrieb: „Du solltest nach Kathmandu kommen, um mich zu treffen. Du kannst auf eine Wallfahrt nach Lhasa und zu verschiedenen religiösen Stätten in Nepal gehen, und dann können wir gemeinsam nach Karze zurückkehren." Ich gab diesen Brief der Polizei im Büro für Öffentliche Sicherheit in Karze. Die Funktionäre sagten mir: „Du ruhst dich jetzt besser aus und lebst ruhig mit deiner Tochter. Du kannst einen deiner Neffen schicken, um ihn zu treffen." Ich achtete nicht darauf, was sie mir damit sagen wollten, und erwiderte: „Es wird nichts nützen, einen meiner Neffen zu schicken, denn wenn mein Bruder mich nicht sieht, wird er nicht kommen."

Die Chinesen stellten sich vor, mein Bruder kehre ins „Vaterland" zurück und wende sich von den Exiltibetern ab. Die Funktionäre hielten eine Sitzung ab, um zu beratschlagen, ob sie mir erlauben sollten, zu gehen. Die chinesischen Anführer waren gegen mein Fortgehen und sagten: „Es wird ein großer Nachteil und ein großer Rückschlag sein, wenn wir sie Karze verlassen lassen. Es ist besser, wenn wir einen ihrer Neffen schicken." Doch die tibetischen Funktionäre erinnerten sie: „Bevor ihr Bruder nach Lhasa gegangen ist, war er Mitglied eines wichtigen politischen Komitees in der Präfektur von Karze." Sie betonten, wie wichtig es für die Propaganda wäre, daß er zurückkäme.

Nach ein paar Tagen wurde ich in das Polizeibüro gerufen,

und man sagte mir, daß die Erlaubnis für meinen Besuch in Nepal erteilt worden sei, daß es aber wichtig sei, daß mein Bruder und ich sehr schnell zurückkehrten. Die Polizei versuchte, mich davon zu überzeugen, wie gut sie sich um uns kümmern würden, wenn wir zurück wären. Sie sagten: „Wie schlimm ist es, außerhalb der Heimat zu sterben, seine Gebeine nach dem Tod an einem fremden Ort zurückzulassen." Weiter sagten sie: „Wenn du zurückkommst, werden wir dich in ein spezielles politisches Konsultationskomitee berufen, das gerade in der Präfektur Karze organisiert wird; es ist eine handverlesene Gruppe." Obwohl ich nicht glaubte, daß ein solches Komitee tatsächlich irgendwelchen Einfluß hätte, tat ich so, als ob ich mit allem einverstanden sei, und beteuerte: „Es ist wichtig, daß mein Bruder nach Hause zurückkehrt. Als ein früheres Komiteemitglied werden sich viele an ihn erinnern und ihn wertschätzen. Ich glaube, er kann viel zur Einheit des Vaterlands beitragen."

Ein Funktionär sagte: „Denke in der Zwischenzeit daran, daß Tibet das Land der kommunistischen Chinesen ist. Innere Angelegenheiten sollten in unserem Land gehalten werden." Er sagte also indirekt, daß ich nicht über die Schlachten sprechen durfte, die in Tibet gekämpft worden waren, über die Hinrichtungen, den Hunger, das Gefängniselend und all die Zerstörung, die das tibetische Volk erlitt.

Mit dem Bus reisten Rinchen und ich sieben Tage lang nach Lhasa. Etwas sehr Auffälliges, das wir unterwegs beobachteten, war der Anblick von Hunderten und Aberhunderten von Lastwagen, die Wolle, Leder und Bauholz in die entgegengesetzte Richtung transportierten. Immer, wenn ein Lastwagen an uns vorbeifuhr, schauten wir sehr sorgfältig, was er geladen hatte. Die Lederstücke waren getrocknet und in hohen Stapeln gesetzt, die Baumstämme reichten bis an die Oberkante der Lastwagen.

Die meisten der schönen und leicht zugänglichen Regionen

von Tibet waren nun voll von chinesischen Betonbauten; sie sahen aus wie Kisten. Hunderte chinesische Siedler waren zu sehen. Die meisten der kleinen tibetischen Gemeinden lagen hoch in den Bergen, und die Häuser waren winzige baufällige Wohneinheiten. Unsere „Befreier" hatten offensichtlich das Beste, was das Land zu bieten hatte, für sich genommen.

Dies war mein erster Besuch in der heiligen Stadt Lhasa – die Pilgerfahrt, von der ich meine ganze Kindheit über geträumt hatte. Sofort nach unserer Ankunft, noch bevor wir uns irgendwo einen Platz zum Übernachten suchten, gingen wir zu den Jokhang- und Ramoche-Tempeln, um den Segen der dreizehnhundert Jahre alten Statuen des erhabenen Buddha Shakyamuni und Jowo Mikyoe Dorje zu erhalten. Die lebensgroßen Statuen stellen den Buddha im Alter von acht beziehungsweise zwölf Jahren dar. Man glaubt, daß dies die beiden übriggebliebenen von ursprünglich vier Statuen des Buddha sind, die noch zu seinen Lebzeiten in Indien hergestellt worden waren und seinen persönlichen Segen erhalten hatten. Diese beiden Statuen gelten, seit sie im siebten Jahrhundert in unser Land gekommen sind, als die heiligsten der religiösen Schätze Tibets.

Die Umgebung des Jokhang kam uns merkwürdig vor: Wir gingen über einen großen, quadratischen gepflasterten Platz auf ihn zu, aber anstatt von tibetischen Gebäuden umgeben zu sein, sahen wir nur quadratische Betonbauten und zwei große moderne Gebäude, die für unsere Begriffe sehr häßlich aussahen. Als wir auf den Tempel zukamen, machten wir unsere Niederwerfungen auf den Steinplatten des Hofes, die von Generationen von Pilgern schon ganz glatt geschliffen waren, und dankten für unsere sichere Ankunft. Als wir im außerhalb des Jokhang gelegenen Hof Opferkhatags kaufen gehen wollten, sahen wir eine ganze Reihe von Verkäufern – alle in chinesischer Kleidung. Als wir näher kamen, wurde deutlich, daß all die Verkäufer, die Artikel für religiöse Opfer

anboten, Chinesen waren.

Wir schlossen uns wieder den Pilgern an und gingen zu den großen, weißen Rauchopferstellen im Hof. Auf dem Dach über dem Haupteingang des rotweißen Gebäudes schien die Sonne hell auf ein vergoldetes Abbild des Symbols des Buddhismus, dem *Ridag Cboekhor:* dem achtspeichigen Rad des Dharma, das auf jeder Seite von einem sanften Reh flankiert wird. Wir drehten die große Gebetsmühle, beteten dafür, daß unser Glaube beschützt würde und betraten den Schrein, indem wir langsam an den Steinstatuen der vier Gottheiten vorbeigingen, die die vier Himmelsrichtungen bewachen.

Es kam mir vor wie im Traum, so unwahrscheinlich war es gewesen, daß ich diese Pilgerfahrt je würde machen können. In diesem Moment schien mein ganzes Leben ein Traum zu sein. Es war wunderbar, die Anbetung der Tibeter in diesem Heiligtum zu beobachten. Obwohl die meisten von ihnen zerlumpt aussahen, strahlten ihre Augen vor Demut und Glauben.

Der Jokhang war den Zerstörungen der Kulturrevolution nicht entgangen. Im Jahr 1975 waren viele seiner Statuen zerstört und die Wandfresken verunstaltet worden. Viele Mönche waren umgebracht oder schwer geschlagen und inhaftiert worden. Der Hof wurde in einen Schweinestall umgewandelt. Selbst 1987 waren noch viele Kapellen geschlossen. Die einzige Statue im Tempel, die der Zerstörung oder Entweihung während der Kulturrevolution entkommen war, war die Jowo Shakyamuni: Einige der Mönche hatten es geschafft, sie zu verstecken.

Als wir den Tempel des Jokhang besuchten, wollten wir vor der Jowo Shakyamuni beten, aber es wurde keine Zeit zum Innehalten und zum Gebet gewährt. Alle mußten in der Reihe bleiben, und sobald sie am Schrein angekommen waren, wurde ihnen sofort gesagt: „Weitergehen!" Rinchen empfand dies eines Tages als unerträglich und fing spontan an, laut zu rufen:

„Möge Seine Heiligkeit in den Potala zurückkehren! Möge Tibet seine Unabhängigkeit wiederbekommen und eine Zeit des Glücks erleben!" Der Hausmeister wurde sehr nervös und sagte immer nur: „Okay, okay, bitte ..."

Mit großer Trauer hörte ich die Geschichte der Entweihung der Jowo Mikyoe Dorje-Statue des Ramoche-Tempels: Um ihren Transport zu vereinfachen, war die schwere Statue in zwei Teile geschnitten worden. Die untere Hälfte wurde in Lhasa weggeworfen, wo sie später von Mönchen versteckt wurde, die sie in Sicherheit brachten. Die obere Hälfte war nach China gebracht worden, wo die Edelsteine und das Blattgold, die sie bedeckten, entfernt wurden. Was übrigblieb, wurde dann auf einen riesigen Haufen von beschädigten Statuen in einem Lagerhaus am Stadtrand von Peking geworfen.

Im Jahr 1981 reisten tibetische Delegierte nach Peking, um einer Versammlung zu religiösen Angelegenheiten beizuwohnen. Unter den Delegierten war auch Ribhur Trulku, ein Lama des Sera-Klosters, der sich für die Rückführung dessen einsetzte, was von den religiösen Schätzen Tibets, die während der Kulturrevolution geplündert worden waren, übrig war. Die Bitten der Delegation wurden abgelehnt. Während des ganzen Jahres erhielt die Regierung in Peking jedoch weitere Bitten vom Panchen Lama und verschiedenen anderen hohen Lamas aus Amdo. Als die Sache schließlich als Herausforderung an die neue Pekinger Politik der Liberalisierung und Glaubensfreiheit gesehen wurde, wurde Ribhur Trulku und einer kleinen Gruppe erlaubt, China zu besuchen, wo sie die obere Hälfte des heiligen Jowo inmitten dieses staubigen Haufens liegend fanden. Sie organisierten die Rückführung einer großen Zahl von Statuen in unser Land.

Wieder in Tibet angekommen, wurde der Jowo Mikyoe Dorje restauriert. 1985 waren die Reparaturen der Schäden, die der Ramoche während der Kulturrevolution erlitten hatte,

beinahe abgeschlossen, und der verehrte Jowo wurde auf seinen Sockel zurückgebracht. Die anderen Statuen im Ramoche waren neue Repliken der Originale. Diese enthielten natürlich nicht die wertvollen religiösen Reliquien, die traditionellerweise in den Statuen aufbewahrt wurden, sondern waren nur leere Hüllen.

Als Rinchen und ich über das Schicksal des Jowo Mikyoe Dorje sprachen, schloß ich meine Augen und erinnerte mich an einen Tag, an dem mir die Sonne heiß auf meine Schultern geschienen hatte und ich auf dem Boden kniend um mich blickte, um sicherzugehen, daß mich niemand dabei beobachtete, wie ich die Erdkruste von einer kleinen Kartoffel wischte, indem ich sie an meiner Chuba rieb. Ich blickte noch einmal um mich, biß in die Kartoffel und fühlte, wie sich der restliche Schmutz in meinem Mund mit dem faden stärkehaltigen Geschmack der Kartoffel mischte. Plötzlich fuhren draußen auf der Straße eine Reihe von Lastwagen heran, und ihre Ladung glitzerte hell im Sonnenlicht.

Rinchen und ich gingen auch zum Potalapalast. Nur sehr wenige von seinen vielen hundert Zimmern waren für die Öffentlichkeit geöffnet.

Es war ein recht trauriger Moment für uns, da wir wußten, daß Seine Heiligkeit nicht anwesend war. Sein Thron war leer, und auf dem Tisch daneben lag ein Khatag. Ich traf alte Tibeter an, die weinten, während sie um Tibets Unabhängigkeit und die Rückkehr Seiner Heiligkeit beteten. Ich hörte, wie zwei alte Frauen, denen Tränen über das Gesichter strömten, ausriefen: „Es ist uns unmöglich zu sterben, ohne die Rückkehr Seiner Heiligkeit gesehen zu haben." Die gleiche Traurigkeit empfanden wir im Sommerpalast Norbulmka.

Wir hatten einen riesigen Klumpen der feinsten Dri-Butter aus unserer Gegend mitgebracht, die wir dazu benutzten, im Jokhang, im Ramoche, im Potala und anderen Schreinen in Lhasa Butterlampen darzubringen. Wir beteten für alle

Häftlinge, die ihr Leben unter der kommunistischen Besatzung verloren hatten, daß ihre Seelen in Frieden ruhen mögen. Im Geiste sprach ich zu ihnen und erzählte ihnen, daß ich immer noch auf der Welt und nun in Lhasa sei und diese Opfer für sie darbrächte. Daß ich in der Lage war, eine solch große Anzahl von Opfern an diesen geheiligten Orten darzubringen, war mir eine gewisse Befriedigung; doch ich wußte auch, daß ich irgendwie noch mehr tun mußte.

Rinchen und ich sprachen darüber, wie weit der Einfluß der Kommunisten gereicht hatte. Sie hatten es geschafft, die heiligste unserer religiösen Stätten chinesisch zu machen; als wir durch die Straßen gingen, hörten wir chinesische Musik, und wir sahen, daß eine große Vielfalt an chinesischen Waren auf dem Markt verkauft wurde. Nachdem er sich das Angebot eines Verkaufsstandes angeschaut hatte, drehte Rinchen sich zu mir um und sagte: „Was können wir tun? Alles ist unter ihrer Kontrolle."

Während unseres Aufenthaltes in Lhasa hatten wir das Glück, Tibeter zu treffen, die sehr hilfsbereit waren. Eine Familie wußte von meinen langjährigen Erfahrungen und ließ uns kostenlos übernachten. Sie zeigten uns, welches die besten Plätze wären, um spazierenzugehen und welche Straßen nicht sicher waren. Sie erzählten uns von den drei Hauptgefängniskomplexen außerhalb Lhasas – Drapchi, Sangyip und Gutsa – und warnten uns davor, mit Fremden zu reden, solange wir in der Stadt waren, oder irgend etwas zu tun, was die Aufmerksamkeit auf uns lenken könnte. Außerdem ermahnten sie Rinchen, sein Schwert nicht zu tragen, weil es sonst sehr wahrscheinlich konfisziert würde. Sie sprachen davon, wieviel Glück wir hätten, auf unserem Weg nach Indien zu sein, wo wir Seine Heiligkeit sehen könnten.

Wir begannen langsam auch, uns glücklich zu fühlen, denn nun waren wir einen Schritt näher daran, Indien und unser Ziel zu erreichen. Andererseits waren uns die Erinnerungen an

unsere Kameraden im Gefängnis, die verhungert waren, die gefoltert und hingerichtet worden waren, dauernd gegenwärtig. Nur indem wir beteten und Opfergaben darbrachten, war es uns möglich, nicht bekümmert zu sein. Aber jedes Mal, wenn ich meinen Fuß in einen Tempel setzte, erschien das Gesicht einer meiner Mitgefangenen vor meinen Augen.

Eines Tages gingen wir zu einem kleinen See unterhalb des Potala, wo wir die Fische fütterten. Ein Chinese kam sehr eilig auf uns zu.

„Möchtet ihr eine Photographie? Es ist gute Qualität, seht ihr, so wie das hier." Und so ließen wir uns neben dem See photographieren. Wir erfuhren später, daß dieser künstliche See in den späten sechziger Jahren durch die Zwangsarbeit tibetischer Kinder angelegt worden war. Und zwar von den Kindern der Leute, die den höheren Schichten der „Klassenunterscheidung" angehörten: es waren diejenigen, die für die tibetische Regierung gearbeitet hatten, die herrschenden Familien, Lamas und Klosterbedienstete, Landbesitzer, Militärangehörige, Geschäftsleute, Künstler, Schriftsteller und Gelehrte. Die meisten Einwohner von Lhasa gehörten zu einer dieser Kategorien. Beinahe zwanzig Jahre lang durften ihre Kinder keine Schule besuchen, sondern wurden zur Arbeit im Straßenbau in verschiedene Teile Tibets geschickt. In Lhasa wird dieser See von den Tibetern als „Gedenkstätte für die Leiden der Kinder" betrachtet.

Als ich der Polizei in Lhasa meinen Paß zeigte, um Tibet zu verlassen, sagte ich ihnen, daß ich dabei war, meinen Bruder aus Nepal zurückzuholen, weil ich nicht wollte, daß er in einem fremden Land sterben sollte. Sie freuten sich, das zu hören. Dennoch stellte es sich als sehr schwierig heraus, für mich ein Visum für Nepal zu bekommen. Selbst nach viermonatiger Wartezeit in Karze war es noch nicht ausgestellt worden.

In Lhasa ging ich zu einem Lama, um mir weissagen zu lassen. Er sagte mir: „Ich glaube, wenn du dich einer Gruppe

von Leuten anschließt, die Tibet verlassen, wirst du in der Lage sein, auch ohne das Visum nach Nepal zu kommen." Er warnte mich auch vor der Möglichkeit baldiger Protestkundgebungen in Lhasa. Am nächsten Morgen reisten wir nach Kathmandu ab.

14
Freiheit

Die Straße östlich von Lhasa führt über den Kamba-Paß. In Tibet ist es Tradition, daß hohe Pässe einen Mani-Schrein haben, der aus angehäuften Steinen besteht. Er wird von denen, die die Höhe des Berges erfolgreich überwunden haben, mit Gebetsfahnen geschmückt. Jeder Reisende, der diesen Punkt erreicht, legt einen Stein als Zeichen der Achtung und der Frömmigkeit gegenüber den Gottheiten des Berges dazu. Rinchen und ich waren erleichtert, als wir sahen, daß der Mani-Schrein auf dem Kamba-Paß noch existierte, und ernsthaft beteten wir dort für eine sichere Reise durch Nepal nach Indien, und daß wir eines Tages mit Seiner Heiligkeit in ein unabhängiges Tibet zurückkehren könnten. Jeder von uns legte einen Stein auf den Stapel und band einen Khatag an die Schnur. Dann setzten wir unsere Reise fort.

Als wir vom Paß herunterstiegen, konnten wir den türkisfarbenen Yamdrok-See sehen, den größten See Tibets. Und gewiß war es der größte See, den ich jemals gesehen hatte. Er dehnte sich weit in die Ferne aus und stieß am fernen Horizont an die Berge. Trotz seiner Größe war seine Oberfläche ruhig und glatt. Seine schöne Farbe glitzerte hellblau im Sonnenlicht.

Unsere Gruppe reiste weiter nach Shigatse, der Stadt, in der Tashi-lunpo, das Kloster des Panchen Lama gelegen ist. Wir kamen leider erst nachts an und hatten auch keine Zeit, dorthin zu pilgern. Wir verbrachten eine Nacht in Shigatse und eine in Yenum, einer Handelsstadt.

Schließlich kamen wir in Dram an, dem letzten Ausreisepunkt Tibets an der Westgrenze. Die Zollbeamten wollten unsere Taschen durchsuchen. Sie fragten, wohin wir gingen, und ich antwortete: „Wir gehen meinen Bruder zurück

nach Tibet holen." „Oh, sehr gut", sagten die Wachen, und wir durften ohne weitere Umstände gehen, obwohl keiner von uns das nötige nepalesische Visum hatte.

Dram liegt auf einem Hügel. Um nach Nepal zu gelangen, muß man ungefähr fünf Meilen – siebeneinhalb Kilometer – den Berg hinabsteigen und dann eine Brücke überqueren, in deren Mitte eine Grenzlinie verläuft. Bevor ich tibetisches Land verließ, um Nepal zu betreten, betete ich zu Dolma, daß sie uns beschütze und wir auf dem ganzen Weg bis Indien eine sichere Reise hätten.

Auf der anderen Seite der Linie, der nepalesischen Seite, stand ein Tibeter. Als wir die Brücke überquerten, kam er auf uns zu, berührte meine Hand und fragte: „Bist du Adhe?" Ich bat ihn, sich uns vorzustellen. Er sagte, daß er mich zwar nicht kannte, mein Gesicht aber sehr dem meines Bruders ähnelte, der ihn geschickt hatte.

Die gesamte Reise von Lhasa hatte fünf Tage gedauert. Plötzlich waren wir frei! Wir hatten Tibet zum ersten und wahrscheinlich auch zum letzten Mal verlassen. Heftige Gefühle bewegten uns bei unserer Ankunft in Nepal, und wir waren etwas benommen. Wir konnten uns nur selbst zwingen, nach vorne auf die vielen Möglichkeiten zu schauen, die uns nun begegnen würden; der Gedanke an ein eisernes Tor, das sich hinter uns schloß, wäre unerträglich gewesen. Nach weiteren zehn Stunden unterwegs erreichten wir das Haus meines Bruders in Kathmandu.

Jughuma schlief und mußte aufgeweckt werden, als wir ankamen. Als wir einander das erste Mal nach dreiunddreißig Jahren anschauten, wurde uns klar, wir sehr wir gealtert waren. Mein Bruder war ein alter Mann mit weißem Haar und einem schmalen, runzligen Gesicht geworden. Ich dachte: „Armer Mann", und nahm seine Hand, berührte sein Haar und umarmte ihn. Dann begannen wir von den langen Jahren zu sprechen, seit wir miteinander gelacht hatten und mit unseren Pferden

durch die Wiesen galoppiert waren, von den Jahren seit wir zusammen gesessen und in die Sterne des Nachthimmels geblickt hatten. Wir redeten bis zur Morgendämmerung, bis wir das Zwitschern eines Vogels hörten, und Jughuma sagte: „Wir sollten besser Schlafengehen."

Jughuma erzählte mir, daß er vor seiner Flucht aus Tibet im Jahr 1959 einer der Khampa-Wachen gewesen war, die den Dalai Lama während der Ereignisse, die schließlich zur Ausreise Seiner Heiligkeit aus Tibet führten, im Norbulinka-Palast beschützt hatten. Er erzählte, wie die Chinesen während des *Monlam Chenmo*, dem Großen Gebetsfest, das fünfzehn Tage nach dem tibetischen Neujahr gefeiert wird, an Seine Heiligkeit herangetreten waren und ihn gebeten hatten, einer Theateraufführung im chinesischen Lager beizuwohnen. Seine Heiligkeit zögerte, denn die Einladung war zu einer höchst ungünstigen Zeit gekommen: Neben seinen Pflichten, dem Fest vorzustehen, lernte er für Prüfungen, auf die er sich den größten Teil seines Lebens vorbereitet hatte und die dazu führen sollten, den Titel eines Geshe zu erlangen.

Ein paar Tage später, während der Prozession, in der Seine Heiligkeit zu seinem Sommerpalast reiste, bemerkten Tibeter ein ungewöhnliches Vorkommnis: Zum ersten Mal seit der Besetzung von Lhasa waren keine Chinesen in der Menge, die die Straßen säumten, um ihm ihren Respekt zu bezeigen.

Bald darauf wurde Kusung Depon, der Kommandeur der Leibwächter des Dalai Lama, in das chinesische Lager bestellt. General Dan Guansen teilte ihm mit, daß Seine Heiligkeit einem Datum für die Aufführung zustimmen müsse, vorzugsweise dem 10. März. Der General sagte, die Anwesenheit des gewöhnlichen Gefolges, das den Dalai Lama begleitete, darunter auch sein Kammerherr, der ihn überallhin begleitete, würde nicht erlaubt sein; keine bewaffneten tibetischen Wachen sollten die Straße säumen, die zum Lager führte, und Tibeter sollten nicht näher als bis auf eine

bestimmte Entfernung an das Lager herankommen dürfen. Ebenso bestand er darauf, daß alle Vorbereitungen strengster Geheimhaltung zu unterliegen hätten.

Kusung Depon war höchst alarmiert von den ungewöhnlichen Befehlen und der unnachgiebigen Haltung des chinesischen Generals. Er wußte, daß es unmöglich war, die Handlungen Seiner Heiligkeit geheim zu halten, vor allem in dieser Zeit des Jahres, wenn de Festlichkeiten die Straßen von Lhasa mit einhunderttausend Pilgern füllten. Es waren damals viele Khampas in Lhasa, und die Chinesen hatten eine Propaganda-Kampagne gestartet, in der sie die Khampas als „üble Reaktionäre" und als „Schachfiguren der amerikanischen Imperialisten" bezeichneten.

Vier hohe Lamas aus verschiedenen Regionen in Ost-Tibet waren zuvor zu solchen Theatervorführungen eingeladen worden und niemals zurückgekehrt; drei waren ermordet und einer zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Die aufsteigende Angst der Leute wurde außerdem durch eine Ankündigung geschürt, die kurz zuvor im chinesischen Radio gemacht worden war: Ihr zufolge sollte der Dalai Lama in Bälde China besuchen, obwohl er einer solchen Reise niemals zugestimmt hatte.

Am Tag vor der vorgeschlagenen Aufführung beschützten die Menschen in Lhasa von sich aus den Dalai Lama: Schätzungen zufolge umgaben dreißigtausend Menschen den Norbulinka und verweigerten ihm die Möglichkeit, ihn zu verlassen. Die Menge rief Sprechchöre, in denen sie ein Ende der chinesischen Besatzung und der chinesischen Einmischung in die Regierung des Dalai Lamas forderten. Im Laufe des Tages wurde die Situation immer angespannter.

Fünf Gruppen von Männern aus Karze waren damals in Lhasa, und sie alle sagten, daß sie gerne ihr Leben riskieren würden, um die geistliche Regierung zu beschützen. In den Klöstern hatte man Verständnis für die Situation der Khampas,

aber die Klöster wurden bald besetzt und verloren alle Macht, den Khampas zu helfen. Kurz nachdem die Klöster erobert worden waren, wurde Phuntsog Gyatso, ein Führer aus Karze, von den Chinesen verhaftet. Einige Khampas wollten zusammen mit bestimmten Mitgliedern des Mimang Tsongdu, der Volksversammlung – der ersten tibetischen Widerstandsgruppe, die als Reaktion auf Tibets erste Hungersnot organisiert worden war – eine Rebellion gegen die Chinesen versuchen und mit der Gefangennahme der chinesischen Führer beginnen. Zusätzliche chinesische Truppen und militärische Ausrüstung wurden in die Stadt verlegt.

Eine Freiwilligenarmee formierte sich. Einige von ihnen gruppierten sich am Stadtrand von Lhasa neu. Diejenigen, die blieben, versuchten, sich Pferde, Mulis und Munition zu sichern. Es wurde beschlossen, einige Männer mit Geld und Munition loszuschicken, um das Hauptlager der Freiwilligen Freiheitskämpfer in Lhoka, einer Region im Süden von Lhasa, zu informieren. Der Rest würde in Lhasa bleiben, um die Menschen zu beschützen, die Straßen zu beobachten und – wenn nötig – auf Guerrilla-Taktiken zurückzugreifen.

Die Todesangst bei dem Gedanken, daß Seine Heiligkeit in Gefahr war, brachte die Kämpfer zusammen. Die Anführer des Mimang Tsongdu taten sich mit den Khampas und Amdowas zusammen, und sie beschlossen, sich mit dem Kashag, dem tibetischen Kabinett zu treffen.

Pema Namgyal, einer der Männer aus Karze, war das ranghöchste Mitglied der militärischen Gruppe. Er und einige seiner Männer traten an die Minister heran, und der Kashag versprach, daß Seine Heiligkeit nicht versuchen würde, sich mit den Chinesen im chinesischen Lager zu treffen. Mein Bruder war unter den siebenundneunzig bewaffneten Soldaten, die sich der Verantwortung, den Haupteingang des Norbulinka-Palastes zu beschützen, Pema Namgyal anschlossen. Ein

Komitee von sechzig oder siebzig Anführern wurde gewählt; sie schworen, den Palast zu verbarrikadieren, so daß Seine Heiligkeit nicht herausgeholt werden könnte. Weitere sechsundsiebzig Männer meldeten sich freiwillig, um den Jokhang und andere wichtige Stätten der Verehrung zu verteidigen. Am 16. März erhielt der Dalai Lama ein Schreiben von den Chinesen, in dem sie ihn darum baten, das Gebäude genau anzugeben, in dem er sich aufhielt, um seine Sicherheit gewährleisten zu können. Er übermittelte keine Details über seinen Aufenthalt, vielleicht glaubte er, daß die Chinesen, wenn sie nicht wüßten, wo er wäre, vom Gebrauch der schweren Artillerie absehen würden. An diesem Tag wurden um vier Uhr nachmittags zwei schwere Mörsergranaten aus dem chinesischen Lager abgefeuert, die in einem Sumpf vor dem Nordtor des Norbulinka landeten.

Zu diesem Zeitpunkt stand außer Zweifel, daß es Zeit war, Vorbereitungen für die Flucht des Dalai Lama zu treffen. Im Schutz der Dunkelheit wurden einhundert Soldaten der tibetischen Armee ausgeschickt, um eine seichte Stelle zur Überquerung des Kyichu-Flusses südöstlich vom Potala zu bewachen. Während der Nacht ließ man die Mutter des Dalai Lama, seine Schwester und seinen jüngerer Bruder aus dem Palast verschwinden. Seine Heiligkeit folgte bald darauf als Soldat verkleidet.

Zu diesem Zeitpunkt waren zwischen dreißig- und fünfzigtausend chinesische Soldaten in Lhasa. Die Stadt war von der schweren Artillerie siebzehn moderner Haubitzenkanonen umzingelt. Die Chinesen hatten noch nicht entdeckt, daß der Dalai Lama die Stadt verlassen hatte; und während noch immer Tausende von Tibetern den Palast umgaben, begann der Beschuß des Norbulinka um zwei Uhr am Morgen des 20. März. Er ging den ganzen Tag über weiter. Dann wandten die Chinesen ihre Artillerie dem Rest von Lhasa zu, darunter auch dem Potala, dem Jokhang und den Klöstern

in der Nachbarschaft. Es gab viele Tote unter den tibetischen Angehörigen des Militärs wie auch unter den Zivilisten. Die berühmte tibetische Medizinschule, das Chakpori, wurde beinahe völlig zerstört; bis zum folgenden Tag waren alle, die zu seiner Verteidigung eingesetzt waren, getötet.

Die großen Klöster von Sera und Drepung waren schwer beschädigt. Unschätzbare Schätze und Manuskripte, die in ihren Mauern aufbewahrt worden waren, waren zerstört. Das Kloster Ganden erlitt weniger großen Schaden. Tausende Mönche aus diesen Klöstern wurden entweder getötet oder als Gefangene genommen. Der Norbulinka mitsamt den darin verbliebenen Menschen wurde von achthundert Granaten getroffen; tausende Leichen lagen im und vor dem Palast auf dem Boden.

Am Ende des ersten Tages betraten die Chinesen den Norbulinka und begannen auf der Suche nach dem Dalai Lama die Körper der Toten umzudrehen. Sie hatten sich entschlossen anzugreifen, ohne Rücksicht darauf, daß er getötet werden könnte, und seine offenbar gewordene Flucht machte sie wütend. Sie behaupteten, er sei von „reaktionären Rebellen entführt" worden.

Die Kämpfe hielten drei Tage lang an. Am 28. März verkündete China die Auflösung der tibetischen Regierung.

Jughuma fuhr fort: „Während des Bombardements wurden die Mauern vieler Gebäude zu hohlen Torbögen, und Bäume wurden von Bomben ganz leicht entwurzelt. Wir hatten so etwas noch nie gesehen, eine solch wilde und plötzliche Zerstörung, und wir hatten uns nie vorstellen können, daß eine solche Verwüstung möglich wäre." An diesem Punkt brachte Rinchen Samdup uns eine Tasse Tee. Jughuma dankte ihm, nahm einen kleinen Schluck und erzählte dann weiter: „Während der Bombardierung flüchteten ich und eine Gruppe von Khampas aus dem Norbulinka und gingen zu einem Munitionslagerraum im Potala.

Der Hausmeister hatte solche Angst, daß er unfähig war, sich zu bewegen. Wir nahmen uns seinen Schlüssel und öffneten die Tür. Jeder von uns nahm zwei oder drei Gewehre, wir füllten unsere Chubas mit Kugeln und kehrten dann in die Schlacht zurück. Sechs meiner Freunde wurden kurz darauf getötet. Die übrigen Männer machten sich zu Fuß in Richtung Nepal auf. Wir schlossen uns anderen Khampas an, die auch zu Fuß unterwegs waren und ein schweres Geschütz bei sich hatten. Kurz bevor wir die Grenze erreichten, fanden wir uns unter der Überwachung chinesischer Flugzeuge. Wir schafften es unter großen Schwierigkeiten, ein tieffliegendes Flugzeug abzuschießen. Das machte den chinesischen Piloten klar, daß wir bewaffnet waren, und sie erhöhten die Flughöhe ihrer Flugzeuge.

Währendessen beobachteten meine Freunde und ich die Bombardierung vieler Tibeter in der unterhalb gelegenen Ebene. Wir hatten Ferngläser und sahen von unserem Aussichtspunkt auf der Bergseite aus Tibeter, die aus Angst vor den Flugzeugen auf der offenen Ebene wegliefen, aber es gab keinen Ort, sich zu verstecken."

Jughuma sagte dann, daß er, als er Indien zum ersten Mal betrat, an einen Ort in Assam geschickt wurde, der unter dem Namen Missamari bekannt ist. Die ersten, die dort ankamen, waren Mönche und Khampas, die sich an den Kämpfen beteiligt hatten. In diesen ersten Wochen litten die Menschen schrecklich. Sie waren nicht an das Essen gewöhnt, das es dort gab; die Wasservorräte waren verschmutzt, und viele Menschen erkrankten an tödlicher Amöbenruhr. Nachts war die Luft vom Summen der Moskitos erfüllt. Das Klima bedeutete für sie eine derart drastische Veränderung, daß viele Tibeter einfach nur der Hitze erlagen. Für eine Weile schien es, als würde jeden Tag mindestens ein Mensch sterben.

„Dank der Autorität und Würde Seiner Heiligkeit machte uns

niemand Ärger. Keiner sagte, daß wir nicht hierhin oder dorthin gehen dürften oder nicht dies oder das tun könnten." Von dieser Zeit an verbrachte Jughuma sein Leben in einer Atmosphäre der Freiheit. Er arbeitete mehrere Jahre lang als Träger in den Bergen, dann ab und zu im Straßenbau, bis er schließlich genug verdient hatte, um sich in Nepal niederzulassen und in Kathmandu ein kleines Geschäft zu eröffnen. Durch all diese Jahre blieb er allein, verfolgt von der Erinnerung an seine Frau und seine beiden Kinder, die er in Karze zurückgelassen hatte.

Als wir uns wiederfanden, war Jughuma zweiundachtzig Jahre alt. Er lebte ganz seinem Glauben, hielt ständig eine Butterlampe am Brennen und verbrachte den Großteil seiner Zeit damit, dazusitzen und seine große Gebetsmühle zu drehen, während er dafür betete, daß die Lebewesen der Welt emporgehoben würden zu einem Bewußtsein jenseits der Gier und des Elends.

In der Region des Berges Kailash im Nordwesten von Tibet gibt es einen Schrein, der Purang Khorchag Jowo. Es heißt, daß vor vielen Jahren in diesem Schrein einmal vor der Statue nachts ein Sack Silber aufgetaucht sei, obwohl die Türen verschlossen gewesen waren. Als die Leute das Silber fanden, kamen sie zu der Überzeugung, daß es nicht von menschlichen Händen überbracht worden sein konnte, und so wurde es benutzt, um die Statue zu versilbern. Das übrige Silber wurde für die Herstellung von Wasseropferschalen und Butterlampen genutzt.

Einige Freunde von Jughuma, die Schmiede waren, waren dabei, als die Chinesen die Ortsansässigen zwangen, den Schrein zu zerstören. Sie richteten die Gewehre auf die Köpfe der Tibeter und befahlen ihnen, im Tempel zu urinieren und ihn damit zu entweihen. Nach der Zerstörung riskierten es einige nepalesische Träger, eine der Butterlampen des Schreins zu stehlen. Jughuma kaufte den Trägern die Butterlampe ab –

es ist diese Lampe, die er bis zum heutigen Tag am Brennen hält. Auch wenn er selbst nicht genug zu essen hatte, opferte er etwas, um Butter in der Lampe zu haben. Mit fünfzig entschloß er sich, sein Leben ganz der Ausübung seines Glaubens zu widmen. Während er in Nepal war, brachte er es zu einhunderttausend Drehungen der Mani-Mühle. Er sagte uns, daß er in seinen jungen Jahren viele unheilsame Handlungen begangen habe und ihm nun nur ernsthafte Buße und ein Interesse an spirituellen Einsichten bliebe.

Wegen seines Alters machte es Jughuma viele Schwierigkeiten, alleine zu leben; er litt gerade an der Ruhr. Wir besorgten ihm ein gutes Bett und kauften ihm saubere Kleidung. Doch dann sagte er mir: „Bevor du dich um mich kümmerst, mußt du erst gehen und Seine Heiligkeit treffen. Ich werde nie zufrieden sein, bevor ich nicht weiß, daß du das getan hast."

Und so bestiegen wir eines Morgens einen Bus, der uns in ein Land bringen sollte, das wir nie zuvor gesehen hatten und das sich von allem, was wir kannten, so sehr unterschied. Wir reisten auf staubigen Straßen und schauten aus dem Fenster, erstaunt von dem so ganz anderen Kleidungsstil in Indien. Wir bemerkten, daß die Leute – obwohl es viele Arme in Indien gab – frei waren, sich zu bewegen und hinzugehen, wohin sie wollten. Dieser Vergleich mit meinem Land machte mich recht traurig. Dennoch war es aufregend, in einem Land angekommen zu sein, in dem Freiheit herrschte. Bald würden wir Seine Heiligkeit sehen! Die Freude in meinem Inneren fühlte sich an, als ob das Gewicht eines Berges, das lange auf mein Herz gedrückt hatte, plötzlich emporgehoben worden sei und die schwere Last verschwunden wäre.

Ich war voller Erwartung, wie man sie vielleicht empfindet, wenn man sich dem Dorf seiner Kindheit nähert und weiß, daß man erwartet und von Freunden willkommen geheißen werden wird, die viele Jahre ein Teil des eigenen Lebens waren.

Obwohl man durch eine große Entfernung und viele Hindernisse getrennt war, hat man doch die Erinnerung an sie im Herzen getragen und die Zerstörungen und Prüfungen, die die Zeit auferlegt, würden nichts gegen die Vorbestimmtheit dieser Wiederbegegnung ausrichten können. Bald, sehr bald würde es soweit sein.

Unterwegs aßen wir Brot und Dal. Ich hatte nie zuvor Orangen gesehen und fand, daß sie recht gut schmeckten. Rinchen war etwas weniger abenteuerlustig und zögerte erst, etwas zu probieren, was so ungewöhnlich aussah. Alles war so anders und, verglichen mit Tibet, so blühend.

Wir reisten direkt nach Varanasi, wo Seine Heiligkeit vor einer großen öffentlichen Versammlung, die im wesentlichen aus Tibetern bestand, Belehrungen gab. Ich hörte wie eine Frau zu einigen Leuten sagte: „Nun geht es mir gut, denn ich habe den Segen des Dalai Lama erhalten", und sie gingen glücklich weg. Aber ich war nicht damit zufrieden, Seine Heiligkeit aus der Entfernung zu sehen, und fühlte, daß ich auf diese Weise das, weswegen ich nach Indien gekommen war, nicht erreichen würde. Rinchen und ich entschieden uns dafür, einfach zu bleiben und zu warten. Bald darauf sagten uns die Wachen, daß wir gehen müßten.

Natürlich konnte keiner von uns Hindi oder Englisch sprechen, aber wir beschlossen zu versuchen, unseren Weg zur Residenz Seiner Heiligkeit zu finden. An der Busstation wiederholten wir immer wieder die beiden Worte „Dharamsala" und „Dalai Lama". Wir fuhren mit verschiedenen Bussen in der Hoffnung, daß sie uns zum richtigen Ort bringen würden. Ich betete zu den Schutzgottheiten Tibets um Beistand, wie ich es die ganze Reise über seit Nepal getan hatte. In der zweiten Nacht nachdem wir Varanasi verlassen hatten, erreichten wir lange nach Einbruch der Dunkelheit eine Bushaltestelle. Rinchen trat zu einigen Indern, die dort waren, um auf tibetisch den Namen

der Bushaltestelle zu erfragen. Sie schienen die Frage nicht zu verstehen. Wir verstanden die Antwort nicht und waren zu müde, um uns auf andere Weise verständlich zu machen. Wir dachten, daß am Morgen wohl mehr Leute unterwegs wären und wir dann wahrscheinlich jemanden finden würden, der uns helfen konnte. So ließen wir uns nieder, um die kalte Nacht hindurch zu warten und versuchten, auf Bänken unter freiem Himmel auszuruhen. Schließlich gelang es uns, einige Stunden Schlaf zu finden.

Am Morgen kamen Geräusche von Verkehr und Bewegung auf, und bald waren wir vom Lärm der Leute umgeben, die laut und schnell auf Hindi miteinander sprachen. Wir setzten uns auf, und waren recht verwirrt, aber dann sah ich eine Tibeterin und fragte sie: „Wie heißt dieser Ort?" Die Frau antwortete: „Du bist in Dharamsala." Ich freute mich und rief Rinchen zu: „Rinchen-la, wir sind in Dharamsala angekommen! Du mußt dir keine Sorgen mehr machen!"

Wir wurden zu einem Gästehaus geführt, wo wir uns für eine Weile ausruhten. Dann gingen wir eine Bergstraße hinunter zum Namgyal-Kloster, dem Kloster Seiner Heiligkeit, um Dank für unsere sichere Ankunft darzubringen. Im Gästehaus versicherte man uns, daß Seine Heiligkeit darüber informiert würde, daß wir angekommen waren.

Der obere Teil von Dharamsala wurde von Tibetern und einigen Indern bewohnt. Es gab Läden und Restaurants mit tibetischen Namen. Es lebten dort viele Tibeter – die meisten der Frauen trugen traditionelle Kleidung – und einige Leute aus dem Westen, mit merkwürdigen bunten Schuhen und ebensolcher Bekleidung. Wir sahen lachende tibetische Kinder und kleine bellende Apsdo-Terrier durch die Straßen laufen. Im Zentrum der Stadt war ein kleiner Tempel mit Messinggebetsmühlen, die von den Leuten im Vorbeigehen gedreht wurden. Es waren auch noch andere Flüchtlinge wie wir da – Menschen, die alles verloren hatten, die gerade erst

angekommen waren und nun versuchten, sich dem Leben in einer Atmosphäre der Freiheit anzupassen.

Nach ein paar Tagen wurden wir zu einer Audienz mit Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama gebracht. In dem Augenblick, in dem wir in den Audienzraum geleitet wurden und ich Seine Heiligkeit sah, kamen mir wieder die Schreie meiner Mitgefangenen in den Kopf, die zu ihm gebetet hatten, als sie vor Hunger starben. In meinem Herzen wurde es ganz schwarz, und ich war tief bewegt; aber dann wurde mir sofort klar: „Dies ist nicht die Zeit für Gefühle, denn dann werde ich nicht in der Lage sein, meine Aufgabe zu erfüllen." Seine Heiligkeit wartete und schaute uns an. Als ich auf den Mann zutrat, den zu sehen ich mein ganzes Leben erwartet hatte, schien es mir, als ob ich auch die Sehnsucht all jener fühlte, die mit seinem Namen auf den Lippen gestorben waren. Ich war so bewegt, daß ich sogar vergaß, meine Niederwerfungen zu machen: Mit geneigtem Kopf setzte ich mich rasch in einiger Entfernung von ihm nieder und versuchte immer noch, meine Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Seine Heiligkeit rief uns: „Kommt näher." Er mußte seine Aufforderung dreimal wiederholen, bevor wir ein wenig näher rückten. Ich machte mir Sorgen, ihm zu nahe zu kommen mit all dem Schmutz in unseren Kleidern, den wir aus dem Arbeitslager und von unserer Reise mit uns trugen. Vor allem fühlte ich eine Art innere Verschmutzung durch die Brutalität dessen, was ich erfahren hatte. Ich berichtete über alles mit gesenktem Kopf, um nicht Gefahr zu laufen, einen schlechten Geruch von meinem Mund zu Seiner Heiligkeit zu schicken. Ich informierte ihn weiter, wie die Glaubensgemeinschaft zerbrochen war und so viele Tibeter getötet worden waren. Glücklicherweise erinnerte ich mich an alles, was ich ihm all die Jahre hatte sagen wollen.

Als ich ihm vom Schicksal der Lamas des Ngachoe-Klosters erzählte, war er traurig und bewegt und betete still für sie. Sein

Gesicht war kühl und ruhig, als ich ihm Einzelheiten über den Zustand der Gefangenen und die Bedingungen in den Arbeitslagern berichtete.

Seine Heiligkeit fragte, ob ich nach Tibet zurückgehen oder in Indien bleiben wolle. Ich antwortete ihm: „Ich werde nicht zurückgehen." Er riet mir, ruhig zu bleiben und sagte mir, daß ich mich nicht länger schlecht fühlen sollte wegen all des Leids, das mir widerfahren war, und daß ich jetzt stark sein solle. Er saß eine Weile ganz still und fragte uns dann sanft, wie es wohl dazu kommen konnte, daß die Chinesen solch unmenschliche Handlungen gegenüber Mitmenschen verübten.

Seine Heiligkeit nahm meine Hand und sagte zu mir: „Du hast so viel gelitten. Du solltest deine Erfahrungen nun in einem Buch festhalten, um der Toten und der Lebenden willen." Seine Augen waren voll des Mitgefühls, und seine Gegenwart füllte mein Herz mit der Erkenntnis, daß unsere Reise nicht vergeblich gewesen war. Stille umfing den Raum, als Seine Heiligkeit seinen Kopf im Gebet senkte.

Dann erzählte Rinchen ihm von seinen Erfahrungen. Ich denke, die gesamte Audienz dauerte ungefähr zwei Stunden. Als wir gingen, fühlten wir uns zutiefst erfüllt.

In späteren Audienzen fragte Seine Heiligkeit nach den Vorbereitungen für das Aufschreiben meiner Geschichte und betonte, daß ich irgendwie einen Weg finden müßte, an diesem Projekt zu arbeiten, selbst wenn ich die Geschichte nur auf ein Tonband sprechen konnte. Da ich Analphabetin bin, dauerte es jedoch bis zum Frühjahr 1990, bis ich eine Möglichkeit fand, zu beginnen.

Als wir nach Nepal zurückkamen, war Jughuma sehr glücklich. Bald darauf bekam ich das Gefühl: „Nun, da ich Seine Heiligkeit in Kenntnis gesetzt habe, ist es an der Zeit, die ganze Welt zu informieren." Natürlich wußte ich sehr wenig über die Welt außerhalb Tibets. Wegen der chinesischen Propaganda und der Tatsache, daß sie die Häftlinge dauernd so

nachdrücklich vor dem Wort „Amerika" gewarnt hatten, dachten wir damals, daß jeder aus dem Westen Amerikaner sei.

Als ich eines Tages Gemüse putzte, klopfte jemand an die Tür. Ich öffnete und erblickte Dechen Wangmo Shivatsang. Das Treffen war eine große Überraschung, denn als wir einander spät im Jahr 1956 auf Wiedersehen gesagt hatten, waren wir beide schöne junge Mädchen gewesen. Ich hatte nie gedacht, daß wir uns wiedersehen würden, und nun erkannten wir einander kaum: Als junges Mädchen hatte ich eine Halskette aus vier Zi-Steinen getragen und importierte Cremes für mein Gesicht benutzt; nun trug ich eine alte Chuba, die mir nicht richtig paßte, und mein Gesicht war von Sorgen zerfurcht. Dechen Wangmo meinte, ich sähe aus wie jemand, die großes Elend erlebt hat; und ich stellte mit Erstaunen fest, wie sehr auch sie gealtert war.

Dechen Wangmo war jetzt arm und hatte nicht einmal mehr Ohrringe zu tragen; sie hatte ihren Schmuck verkauft, um ihrer Familie zu helfen. Sie erzählte mir, daß die Familie Shivatsang, als sie Lhasa erreicht hatte, auf Einladung des Dalai Lama in einem Ruhehaus abgestiegen sei. Als sie Tibet dann verließen, seien sie eine Weile in Kalim-pong in Nordindien geblieben; und im Jahr 1962 in ein Flüchtlingslager in Südindien, das Bylakuppe genannt wurde, weitergereist. Sie erzählte mir von dem großen Elend, das die Tibeter anfangs aufgrund der starken Hitze und dem von Elefanten und anderen gefährlichen Tieren bewohnten wilden Dschungel zu ertragen hatten. Sie mußten erst den Urwald beseitigen, bevor sie Häuser bauen und Felder für den Anbau von Pflanzen pflügen konnten. Die Flüchtlinge litten gesundheitlich, machten viele Mißernten und verschiedene andere Rückschläge durch, aber schließlich gelang es ihnen, gemeinsam erste Erfolge zu erreichen. Als wir von den Erfahrungen unseres Lebens sprachen, wurden wir beide oft unwillkürlich von unseren Gefühlen überwältigt. Es gab lange Phasen des Schweigens zwischen uns, wenn

Erinnerungen erwachten, die zu kostbar und zu zerbrechlich waren, als daß wir sie hätten aussprechen können. Sie tauchten vor uns auf wie lebende Wesen, die von einem Platz aufstehen, an dem sie lange geruht haben.

15
„Zeugnis für die Toten und die Lebenden"

Es war etwa Januar 1989, als ich Besuch bekam von Michele Bohana von der International Campaign for Tibet, einer Menschenrechtsorganisation mit Sitz in Washington D. C. Michele war der erste westliche Mensch, mit dem ich je sprach. Ein Jahr war seit unserer Audienz bei Seiner Heiligkeit vergangen; und seit unserer Rückkehr nach Nepal hatte ich mit niemandem über meine Erfahrungen gesprochen. Ich freute mich, Michele kennenzulernen, doch gleichzeitig hatte ich auch Angst, daß die Chinesen meinen Verwandten etwas antun würden. Als sie mich nach meinem Namen fragte, log ich und sagte: „Ich heiße Dechen Lhamo." Doch an einem gewissen Punkt unserer Unterhaltung beschloß ich schließlich, ihr von meinen Lebenserfahrungen zu berichten. Daraufhin sagte Michele zu mir: „Es ist sehr wichtig, daß die Welt auf diese Dinge aufmerksam gemacht wird, denn so kann mehr Verständnis und Unterstützung für Tibet geweckt werden." Sie informierte Seine Heiligkeit, und auch die tibetische Regierung wurde davon in Kenntnis gesetzt, daß ich von interessanten Erfahrungen zu berichten habe. Kurz darauf wurde ich eingeladen, an der ersten internationalen Anhörung, die Tibet betraf und im April 1989 in Bonn stattfinden sollte, teilzunehmen. Noch vor der Anhörung erfuhren wir, daß in Lhasa am 5. März das Kriegsrecht ausgerufen worden war, nachdem zehntausend Tibeter in wütendem Protest gegen die dort herrschenden Zustände durch die Straßen marschiert waren.

Auf der Fahrt vom Flughafen nach Bonn, sah ich, daß alles sehr sauber war. Es sah aus wie in einem glücklichen Land, Was mir am meisten auffiel, waren die friedlichen Wiesen und Grasflächen, auf denen Vieh weidete. Als ich diese Rinder und

Pferde sah, die sich frei bewegten, die spielten und saftiges Gras im Überfluß hatten, wurde mir bewußt, wieviel Freiheit diese Tiere im Westen hatten – mehr Freiheit als viele Menschen, die in Tibet und an anderen Orten der Welt leben. Ich fing an zu weinen und kämpfte dann darum, meine Fassung wiederzugewinnen – um dem, was in Bonn von uns erwartet wurde, ordentlich gegenübertreten zu können.

Außer Rinchen Samdup und mir war noch ein weiterer Tibeter, der erst kürzlich geflohen war, eingeladen worden, an der Anhörung teilzunehmen: Lobsang Jinpa, ein junger Mönch, der 1987 aus Lhasa entkommen war.

Die Anhörung fand vor allem auf Initiative von Petra Kelly und Gert Bastian hin statt. Im Rahmen der Vorbereitungen hatte Petra, ein Gründungsmitglied der Grünen Partei, mit ihrem Parteiaustritt gedroht, wenn dieser Anhörung nicht die angemessene Aufmerksamkeit zukäme.

Schon früh in ihrer Laufbahn hatte Petra sich Menschenrechtsfragen, Alternativen zum Krieg und dem Umweltschutz gewidmet. Nach Gründung der Grünen und ihrer Wahl in das Parlament begann sie sofort, auf das Schicksal der Menschen aufmerksam zu machen, die wegen des finanziellen Profits anderer Staaten unterdrückt wurden.

Gert Bastian war bis 1982 General in der deutschen Armee. Er verließ sie, um gegen nukleare Aufrüstung zu protestieren. Er trat in die Grüne Partei ein und wurde ins Parlament gewählt, wo er bis 1987 einen Sitz hatte. Als wir Petra und Gert zum ersten Mal in Bonn trafen, war uns aufgrund der Sprachbarriere und weil so verwirrend viele Leute anwesend waren, nicht klar, wer sie waren. Als wir es dann wußten, beschlossen wir drei, ihnen Khatags zu überreichen, die die Reinheit der tibetischen Sache symbolisieren. Petra und Gert waren von Natur aus zurückhaltende und höfliche Menschen. Wir waren von ihren blauen Augen beeindruckt, die ersten dieser Farbe, die wir je sahen; und von der ernsthaften Sorge,

die wir in ihren Gesichtern wahrnahmen. Als wir ihnen die Khatags umlegten, murmelten sie ein verlegenes Dankeschön. Aber innerhalb von Sekunden war ein freundliches Lächeln auf ihren Gesichtern, und dankbar wurde mir klar, daß wir in ihnen Freunde hatten, auch wenn wir sie zuvor noch nie getroffen hatten. „Freunde", sagte Petra und nahm meine Hand, „wir sind so glücklich, daß ihr hierher gekommen seid, um für euer Volk zu sprechen."

Alles an Deutschland war uns neu. Wir verbrachten drei Tage in einem Hotel, das von der Bundesregierung betrieben wird. Unser Zimmer befand sich im neununddreißigsten Stockwerk. Über so viele Dinge waren wir überrascht: Wir konnten nicht verstehen, wer die automatischen Glasschiebetüren öffnete. Als wir den Fahrstuhl betraten, dachten wir, wir würden einen fensterlosen Bus besteigen. Er bewegte sich so schnell, daß ich ängstlich meinen Kopf bedeckte. Es dauerte eine Weile, bis uns klar wurde, daß er kerzengerade nach oben gefahren war und wir uns nun ganz oben in dem Gebäude befanden!

Rinchen und ich waren unsicher, was das Essen betraf. Er sagte zu mir: „Wir schauen uns besser genau an, wie die Leute hier im Westen essen – wie sie mit der Gabel umgehen und wie man das Messer hält." In Tibet kannten wir keine Gabeln. Wir folgten immer den Bewegungen der Leute, die während des Mittag- und Abendessens um uns waren. Gleichzeitig gaben wir vor, mit solchen Situationen vertraut zu sein. Bis wir schließlich lernten, nach westlicher Art zu essen, aß ich meistens einfach nur Brot. Nach drei Tagen verließen wir das Hotel, da wir eingeladen worden waren, bei einer tibetischen Familie zu wohnen.

Es gab viele Dinge, über die Rinchen und ich bei der Anhörung sprechen wollten. Obwohl wir in Dharamsala zu sprechen geübt hatten, waren wir immer noch nicht sicher, wie wir das, was wir sagen wollten, in der uns zugeteilten kurzen

Zeit vorbringen sollten. Während wir darauf warteten, unsere Reden zu halten, machte das helle Licht im Sitzungssaal meinen Augen zu schaffen; schließlich gab mir jemand eine Sonnenbrille. Während des Wartens wurde ich hin und wieder von Gefühlen überwältigt, wenn ich mir klarmachte: „Das ist der Tag! Das ist die Stunde, auf die ich mehr als dreißig Jahre gewartet habe." Unsere Nervosität wurde von einem Gefühl der Dankbarkeit überdeckt: Wir hatten die Gelegenheit erhalten, die Welt darüber zu informieren, was wir in unserem Leben erfahren und beobachtet hatten.

Vier Mitarbeiter chinesischer Medien waren im Saal anwesend. Natürlich gibt es in Tibet für einen Tibeter keine Möglichkeit, über diese Dinge so offen zu sprechen, ohne sofort verhaftet und eingesperrt zu werden. Im Verlauf der Anhörung staunten wir sehr über den Gegensatz zwischen unserer Vergangenheit und dem, was wir in der Gegenwart erlebten im Hinblick auf die Freiheit, mit der wir auftreten konnten.

Während ich wartete, ging ich immer wieder die wichtigsten Aspekte meiner Inhaftierung durch. Aber als der Moment schließlich gekommen war, war es überhaupt nicht nötig zu denken, denn was ich sagte, war ein Teil von mir; es war in mir; und jede Einzelheit des Leidens meiner Mitmenschen war so klar, wie die Tage, an denen diese Ereignisse geschehen waren. Nach kurzer Zeit bemerkte ich, daß die meisten der Delegierten im Publikum zu weinen schienen. Ich bemerkte auch, daß die Vertreter der chinesischen Medien ärgerlich schienen und sich offensichtlich nicht wohl fühlten. Am Ende der Anhörung wurde ein Dokument mit dem Namen „Bonner Erklärung" von den Anwesenden einstimmig angenommen.

Im Verlauf unseres Besuchs in Bonn nahmen wir mit Petra, Gert und anderen an einer kleinen Demonstration vor der chinesischen Botschaft teil. Ich hatte Gelegenheit, mich daran zu beteiligen, indem ich eine große tibetische Flagge hielt –

eine Situation, die ich mir in meinem eigenen Land niemals hätte vorstellen können, wo das Zeigen unserer Flagge als kriminelle Handlung gilt. In Momenten wie diesem wurde mir am klarsten bewußt, daß Rinchen und ich nun tatsächlich freie Menschen waren.

Als wir eines Tages mit unseren Freunden spazierengingen, bemerkte Rinchen eine kleine wilde Pflanze, die am Straßenrand wuchs. Er deutete darauf und sagte: „Viele Tibeter, auch wir, haben diese Pflanze in den Jahren des Hungers gegessen. In den Gefängnislagern suchten wir danach, sobald die Wachen nicht zu uns herschauten." Gert sagte uns, daß in den schwierigen Jahren des Zweiten Weltkrieges und danach auch viele Deutsche nach der gleichen kleinen Pflanze gesucht hatten, um ihren Hunger zu stillen. Petra sagte: „Deutschland war der Ort von so viel Zerstörung und Schrecken im Zweiten Weltkrieg. Vielleicht kann es nun mit dieser Anhörung als Ort des Friedens dienen."

Die ganze kleine tibetische Gemeinschaft in Deutschland versammelte sich, um uns zu begrüßen, als wir ankamen. Sie freuten sich, Tibeter zu treffen, die erst vor kurzem in Tibet gewesen waren und waren glücklich, an unseren Erfahrungen Anteil zu haben. Wir alle empfanden ein tiefes Gefühl der Gemeinsamkeit; natürlich gab es auch traurige Momente, in denen wir alle weinten.

Während unseres Aufenthaltes erwies uns ein einflußreicher Deutscher große Freundlichkeit und bot uns an, auf Dauer zu bleiben. Er sagte zu uns: „Ihr habt beide sehr viel gelitten in eurem Leben, aber nun könnt ihr hier wohnen. Ihr müßtet euch keine Sorgen um euren Lebensunterhalt machen. Wir werden uns um euch kümmern." Wir waren dankbar für dieses bemerkenswert großzügige Angebot, antworteten aber, daß mein Bruder in Nepal war, ohne jemanden, der sich um ihn kümmerte; und was uns anging, so war unser persönlicher Komfort und unser Wohlergehen nicht so besonders wichtig

angesichts der Tatsache, daß der größte Teil der tibetischen Bevölkerung litt.

Als wir uns von Petra und Gert verabschiedeten, fühlten wir ihnen gegenüber eine große Nähe und Dankbarkeit dafür, daß sie Seine Heiligkeit und die tibetische Sache so engagiert unterstützten. Ein Gefühl der Verwandtschaft wird uns immer verbinden. Ich versprach Petra, daß wir all unsere Freunde aus den verschiedenen Ländern, die den Menschen in Tibet geholfen haben, mit denjenigen bekanntmachen würden, die in unserem Land geblieben waren: sobald wir unser Ziel erreicht hätten – die Freiheit für unser Volk.

*

Ich kehrte nach Kathmandu zurück und widmete mich ganz der Pflege meines Bruders. Wir lebten in einem kleinen Ort, der auf dem Hügel unterhalb des Swayambhunath-Tempels lag, einer zweitausend Jahre alten Stätte, die aus einem großen Chorten und vielen Schreinen besteht. Jeden Morgen und jeden Abend stieg ich den Hügel hinauf, um um die Tempel herum Kora zu verrichten. Obwohl ich einige gute Freunde gefunden hatte, mußte ich jeden Tag eine gewisse Zeit alleine sein, um zu beten und meinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Wenn ich den Hügel zum Tempel hinaufstieg, sah ich Hänge mit Heilpflanzen und die mit den gelben Blüten der Senfpflanzen und anderen Früchten bewachsene Hügelseite. Wenn ich am frühen Morgen innehielt, um nach unten zu blicken, war das ganze Tal bedeckt mit Nebel, der es wie einen großen See aussehen ließ. In diesen Momenten war mein Herz ruhig und ich betete zu den Gottheiten um Führung.

Als ich eines Tages im Haus saß und Wolle spann, kam Tenzing Atisha, ein Beamter der tibetischen Exilregierung, an unsere Tür. Er sagte mir, daß ich zu einer weiteren Anhörung eingeladen worden sei, die in Dänemark stattfinden solle.

Nachdem ich Regelungen für Jughumas Pflege getroffen hatte, reisten wir gemeinsam nach Dharamsala, um uns darauf vorzubereiten.

Während meines Aufenthaltes dort besuchte ich alle Tempel von Dharamsala, um meine Achtung zu erweisen und den Segen der Schutzgottheiten für eine erfolgreiche Reise zu erhalten. Am Tag unserer Abfahrt verabschiedeten uns vier Tibeter, die unter großen Schwierigkeiten erst kurz zuvor aus unserem Land geflohen waren. Sie kamen zu uns und legten uns Khatags um. Mit Tränen in den Augen sagten sie: „Ama, du tust etwas Großartiges. Du erzählst nicht nur deine eigene Geschichte, sondern du bringst der ganzen Welt da draußen die Nachricht vom Leiden ganz Tibets zu Gehör."

Wir kamen am frühen Morgen des 18. November 1989 in Kopenhagen an. Innerhalb einer Stunde wurde ich für eine Fernsehsendung interviewt.

Wir waren eingeladen worden, im Haus von Lhaka Rinpoche zu wohnen, dem wichtigsten inkarnierten Lama aus Bathang, der in Markham geboren worden war. In dieser Nacht hatte ich schreckliche Schmerzen in meinem Knie. Ich ging in meinem Zimmer auf und ab und suchte nach einer Möglichkeit, sie zu lindern. Tenzing Atisha sah Licht unter der Tür durchscheinen und kam, um zu fragen, warum ich nicht schliefe. Er machte sich recht große Sorgen, weil die Anhörung am folgenden Morgen stattfinden sollte und fürchtete, daß der Termin für dieses große Ereignis vielleicht verlegt werden müßte, da ich eine wichtige Rednerin war. Er sprach davon, einen Arzt zu rufen, aber der Gedanke an all die Umstände war mir unerträglich. Dann erinnerte er sich an einige wertvolle Pillen, die er besaß und die vom Dalai Lama gesegnet worden waren. Er bot sie mir an, und kurz darauf konnte ich ruhig in den Schlaf sinken.

Die Anhörung war von der „Tibet Support Group of Denmark" und dem Tibetischen Kulturzentrum organisiert

worden. Obwohl gleichzeitig Kommunalwahlen stattfanden, hatten wir ein großes Publikum von ungefähr fünfhundert Menschen. Als ich an der Reihe war zu sprechen, stand ich auf, entfaltete einen Khatag, bot ihn dem Publikum auf meinen ausgestreckten Armen dar und sagte: „Ich grüße euch im Namen meiner tibetischen Landsleute, die so viel Leid ertragen haben." Sie schienen die Bedeutung meiner Geste wahrzunehmen. Wieder war es fast nicht möglich, die Tragödie des tibetischen Volkes in einer solch kurze Zeitspanne – nur fünfundzwanzig Minuten – zusammenzufassen. Obwohl das Publikum positiv zu reagieren schien, war ich nicht sicher, wie weit meine Botschaft wirklich gehört würde. Am Ende der Anhörung verabschiedeten die Redner eine Resolution, in der sie die Dänische Regierung aufriefen, Seine Heiligkeit bei seinem nächsten Besuch offiziell zu empfangen.

An diesem Abend berichtete das dänische Fernsehen sehr gut über die Anhörung und sendete auch mein Interview. Als ich mein Bild im Fernsehen sah, war ich zufrieden, meinen kleinen Teil der Arbeit für mein Volk tun zu können. Wir freuten uns zu sehen, daß auch die Zeitungen des Landes über das Ereignis berichteten.

Am folgenden Tag beschlossen wir, einige Einkäufe zu versuchen. Natürlich hatten wir nicht viel Geld, da wir aus Indien kamen, und so entschieden wir uns, in einen Second-Hand-Laden zu gehen. Die Frau, die in dem Laden arbeitete, war sehr freundlich. Als sie mich sah, sagte sie: „Oh, ich habe Sie im Fernsehen gesehen. Es tut mir so leid, was Ihnen alles geschehen ist. Wenn Sie nach Kleidern suchen, bitte nehmen Sie, was immer Ihnen gefällt." Ich war verlegen und nahm einen Mantel und zwei kleine Teile. Tenzing Atisha versicherte mir, daß es in Ordnung sei, auch noch einen Mantel für Rinchen mitzunehmen. Dann verließen wir sehr dankbar den Laden.

Während unseres Aufenthaltes besuchten wir auch das

dänische Parlament, wo wir Viggo Fischer kennenlernten, den Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses, der die Anhörung initiiert hatte. Er unterstützte die tibetische Sache tatkräftig und sagte uns, daß die dänische Regierung bereit sei, alles zu tun, um dem tibetischen Volk zu helfen, vorausgesetzt andere Staaten unterstützten die Initiative ebenfalls. Da Dänemark ein kleines Land ist, muß es sich mit anderen zusammentun, um einen Einfluß auf die Weltgemeinschaft zu haben.

Diese Anfänge machten mein Herz froh; doch durch viele Jahre der Enttäuschungen habe ich schließlich gelernt, daß das edelste Anliegen nicht immer ausreicht, um eine Welt zu motivieren, deren politische Führer die Menschenrechte nicht als ihr Hauptanliegen betrachten.

Nachwort

Das Rad der Zeit

1989 zogen Rinchen und ich nach Dharamsala; wir glaubten, dort zu leben, würde uns eher Gelegenheit geben, mit den vielen auswärtigen Journalisten zu sprechen, die sich für Interviews mit mir interessieren. Leider konnten wir Jughuma damals nicht überzeugen, mit uns zu kommen, und so trafen wir vorübergehend eine Vereinbarung für seine Pflege. Wir erhielten einen Raum in einem großen Gebäude, in dem viele andere Flüchtlinge leben. Zwar leben wir nicht in großem Komfort, aber das ist auch nicht nötig. Es ist eine gesegnete Erfahrung, an einem Ort zu leben, an dem man sagen und tun kann, was man will, frei von Angst und Verdächtigungen.

Nachdem wir nach Dharamsala gezogen waren, sorgte ich mich sehr um das Wohlergehen meines Bruders und fühlte mich wegen der Entfernung zwischen uns dauernd deprimiert. Es ist nicht einfach, mit dem Bus eine Reise nach Nepal zu machen, und so war es nicht oft möglich, ihn zu besuchen. Im Sommer 1990 erfuhr ich, daß er sich nicht wohl fühlte und wünschte, daß ich zu ihm nach Kathmandu käme. Ich blieb mehrere Monate bei ihm, und während dieser Zeit konnte ich ihn überzeugen, nach Dharamsala zu kommen und bei Rinchen und mir zu wohnen.

Noch in Kathmandu, erzählten uns Freunde auf einmal, daß Fremde zu ihnen gekommen seien, die ihnen Fragen über mich gestellt hätten und wissen wollten, wo ich zu finden sei. Diese Leute machten einen ziemlich verdächtigen Eindruck, deshalb sagten meine Freunde ihnen, ich sei bereits abgereist. Kurz darauf verließen wir Nepal tatsächlich und reisten nach Sarnath in Indien, wo Seine Heiligkeit im Dezember 1990 die

Kalachakra-Initiation durchführen sollte. Diese spirituelle Initiation zu erhalten, war Jughumas letzter großer Wunsch, und ich war sehr glücklich, daß wir in einer Atmosphäre der Freiheit zusammen sein konnten, um das Erbe unserer Religion zu würdigen. Vor allem für Tibeter, die die ernste Verfolgung unserer Religion in Tibet erfahren haben, ist es ein unermeßliches Geschenk, diese Belehrungen von Seiner Heiligkeit zu erhalten; und sie sind es wert, jedes Risiko oder jede Unbequemlichkeit dafür auf sich zu nehmen.

Sarnath ist der Ort, an dem der Buddha seine erste Lehre hielt. Es gibt dort einen schönen Tempel, der eine Reliquie des Buddha enthält und von den archäologisch freigelegten Ruinen eines großen buddhistischen Klosters umgeben ist, das von den Mogulen im 9. Jahrhundert zerstört wurde. Das einzige Gebäude, das aus dieser Zeit noch erhalten ist, ist ein großer *Chorten*.

Da Jughuma und ich Nepal früh verlassen hatten, um den Fremden, die nach mir suchten, aus dem Weg zu gehen, kamen wir fast zwei Monate vor Beginn des Kalachakra in Sarnath an. Wir wohnten in einem Zelt auf dem Gelände des örtlichen tibetischen Klosters; später stieß Rinchen Samdup zu uns. Obwohl Jughuma immer noch schwach war und viel Pflege brauchte, war es eine äußerst lohnende Erfahrung für mich, diese Zeit mit ihm zu verbringen.

Mitte Dezember kamen weitere Pilger an; ihre Anzahl vervielfachte sich jeden Tag. Man schätzte, daß 150000 Menschen an den Kalacha-kra-Belehrungen teilnahmen: Tibeter aus unserer Heimat, im Exil lebende Tibeter aus Indien, Nepal, den Vereinigten Staaten und Europa. Auch Ladakhis, Nepalesen und Menschen aus westlichen Staaten und anderen Teilen Asiens waren da. Auf dem ganzen Gelände schossen Zelte aus dem Boden.

An jedem Tag und jedem Abend während des Kalachakra ging eine dicht beieinander bleibende schlurfende Gruppe um

den *Chorten* und umkreiste ihn dreimal auf dem Pfad an seinem Fuß. Die meisten der Leute beteten laut – „Om Mani Padme Hum" und andere Gebete –, und jeder fügte dem Chor seinen eigenen Rhythmus hinzu. Gleich unterhalb des *Chorten*, eine Treppe aus Steinstufen hinunter, war die Ausgrabung der alten Klosterruinen, wo bei Einbruch der Dunkelheit Tausende von Butterlampen und Kerzen von den Pilgern angezündet und dargebracht wurden. Zu dieser Stunde konnte man die heitere Mimik der Tibeter studieren, die gerade erst aus unserem Land gekommen waren: Einige waren sehr alt, einige jung, einige der Männer aus Kham waren in ihre Tracht gekleidet und hatten rote Seidenfäden in ihre Haare geknotet, und die jungen Frauen erinnerten mich an die Freundinnen meiner Jugendzeit. Viele waren Flüchtlinge wie ich. Jedes Gesicht trat für einen Moment aus der Menge hervor, erleuchtet vom Licht der brennenden Lampen und Kerzen und umgeben von rauchigen Hitzewellen, während Buddha, den Gottheiten und Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama Gebete für die Freiheit unseres Land und ein Ende der Leiden der Menschen dargebracht wurden. Währenddessen und während aller Belehrungen Seiner Heiligkeit setzte ich meine Gebete für die Gefangenen, die in Gothang Gyalgo umgekommen waren und andere, die ich kannte, fort.

Da es bei einem solchen Treffen zum Austausch politischer Informationen kommen kann, wollte die chinesische Regierung nicht, daß Tibeter an der Kalachakra-Initiation teilnahmen. Dennoch nahmen viele ein großes Risiko auf sich, um dabei zu sein. Die Kommunisten schienen es nicht zu bemerken: indem sie den Leuten, die nach Sarnath gehen wollten, große Schwierigkeiten machten, kam es zu dem, was sie zu verhindern suchten. Viele Tibeter, einige davon auch aus meiner Region, fanden den Weg zu meinem Zelt und informierten mich über jüngste Fälle von Verfolgung. Und viele wagten es dann nicht, in ihr Heim zurückzukehren.

Viele verschiedene Menschen, die über Tibet schreiben, werden als Autoritäten zu diesem Thema angesehen. Doch ich glaube, daß nach Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama unsere Alten diejenigen sind, die am meisten über unser Land wissen. Sie haben die Einführung des Kommunismus in unserem Land direkt erlebt und können sich an das, was in den Städten und Dörfern geschah, erinnern: An das Leid, an die Entbehrungen und die irrsinnige Grausamkeit, die die Menschen zu spüren bekamen, sobald sie sich dagegen zur Wehr setzten, daß sie Sklaven des kommunistischen Systems sein sollten, daß ihre Kultur ausgelöscht werden sollte. Aber die Alten haben keine Stimme. Ich habe mit vielen von denen gesprochen, die Jahre der chinesischen Herrschaft ertragen haben, und sie sind in ihrer Sicht der Dinge einig: Sie verabscheuen die chinesische Besetzung und Herrschaft. Noch heute ist das Gebet um die Unabhängigkeit Tibets und die Rückkehr des Dalai Lama das erste, was sie am Morgen, und das letzte, was sie am Abend tun. Wenn jemand aus ihrer Region nach Indien reist, bringen die Alten ihm bei seiner Rückkehr Geschenke und fragen: „Was gibt es Neues? Sind wir unserem Ziel irgendwie näher gekommen?"

Die Abscheu der Alten für die Besetzung ist heute sogar noch größer als zu Beginn, denn sie fürchten die unmittelbare Bedrohung des tibetischen Volkes durch die massive Einwanderung chinesischer Bürger nach Tibet und die Geburtenkontrollen, denen die Tibeter unterworfen sind. Unter solchen Umständen ist der Widerstand eines Volkes natürlich sehr viel größer.

Wir Tibeter glauben an die Identität unseres Volkes. Mehr als tausend Jahre lang haben sich die Menschen m unserem Land als eigenständiges Volk mit eigenständiger Kultur den Chinesen gegenüber betrachtet. Wir wollen, daß auch zukünftige Generationen dieses Gefühl, dieses Verständnis von Identität haben. Vor ihrem Tod richten die Alten ihre Gebete

an Seine Heiligkeit den Dalai Lama im Exil und die im Ausland lebenden Tibeter für eine glücklichere Zukunft Tibets. Die Tibeter glauben: „Wir sind nicht wie Gras, das von einem starken Wind vernichtet werden kann; wir sind wie die Erde."

Wir Tibeter warten auf den Tag, an dem unser Land wieder unsere eigene unabhängige Nation sein wird. Die chinesische Politik in unserem Land halten wir letztlich für sinnlos, denn die Erde wird bleiben. Mit wie vielen Problemen wir uns auch auseinandersetzen und welche Opfer wir auch bringen müssen, wir geben die Hoffnung nicht auf.

Wir wissen, daß unser Leben in einem Tibet unter chinesischer Kontrolle keine Zukunft hat. Was immer China tut, um das tibetische Nationalgefühl auszulöschen, es bleibt sehr stark. Tibeter halten, wie die meisten Menschen auf der Welt, das Leben für sehr kostbar. Doch obwohl alles so völlig gegen einen Erfolg spricht, nehmen sie an den Demonstrationen teil und sind bereit, ihr Leben für die Unabhängigkeit Tibets zu opfern.

*

Die glücklichen und unglücklichen Stunden meines Lebens sind hier alle aufgezeichnet. Ich bin nun vierundsechzig Jahre alt. Ich bin eine arme Frau, die nicht schreiben und lesen kann, und was erlerntes Wissen angeht, ungebildet. Doch bin ich gesegnet, jetzt im Exil unter der Führung Seiner Heiligkeit des Dalai Lama leben zu dürfen, ohne länger Menschen ausgeliefert zu sein, die all das zerstören möchten, was ich bin und woran ich glaube. Ich kann endlich leben, ohne meine Existenz in Schubladen eingeordnet zu sehen. Nun, da ich endlich eine freie Bürgerin bin, fühle ich mich auch nicht durch mein eigenes Glück und die Sorge um meinen Lebensunterhalt abgelenkt; und ich kann die Trauer ertragen, die ich manchmal fühle, weil ich von dem Land, in dem ich geboren bin, von

meiner Familie und meinen Freunden getrennt bin.

Aber meine Geschichte ist nur eine unter vielen. Wir begegnen so vielen Tibetern, die gelitten haben, die alles, auch ihre Familien, verloren haben. Mein Herz schlägt auch für die, die in den Gefängnissen von Tibet zurückbleiben. Zwischen 1987 und 1993 hat es mindestens hundert Demonstrationen gegeben, große und kleine, die Freiheit für mein Land forderten. Einige davon haben in den Gefängnissen selbst stattgefunden.

China hat sich nun entschlossen, das durchzuführen, was sich vielleicht als das größte Elend erweisen wird, das das Volk meines Landes erlitten hat: Sie proklamieren die wirtschaftliche Öffnung Tibets und treffen Vorbereitungen für eine Masseneinwanderung chinesischer Siedler, größer als alle bisherigen. Wenn ich mich daran erinnere, wie sehr ich meine Region nach meiner Haftentlassung im Jahr 1985 verändert vorfand, wird mein Herz immer schwerer, wenn ich an ein Tibet denke, das für sein eigenes Volk fast nicht mehr erkennbar sein wird.

*

Dieses Buch wurde in vielen langen Interviews mit einer Amerikanerin vorbereitet; ich betrachte sie inzwischen als meine Tochter und habe ihr einen tibetischen Namen gegeben. Ich möchte, daß dieses Buch als lebendiges Zeugnis für diese Welt überdauert, damit Menschen es auch noch morgen lesen, wenn ich nicht mehr lebe, und so die Zeit des unabhängigen und die Zeit des besetzten Tibet kennenlernen können.

Morgen, wenn Tibet frei sein wird, können dann die genauen Einzelheiten dokumentiert werden: wo die Arbeitslager waren, wo die Gefangenen begraben wurden. Die Massengräber und die Orte des unglaublichen Leidens bleiben zum Beweis.

Über die Jahre habe ich festgestellt, daß meine ganzen

Erinnerungen unversehrt sind. Sie sind für immer tief in meinem Herzen eingegraben. Für mich ist dieses Buch ein lebendiges Zeugnis im Namen aller Tibeter, die ihr Leben unter der chinesischen Herrschaft verloren haben. Es ist die Stimme, die sich an die vielen erinnert, die ich gekannt habe und die nicht überlebten. Ich fühle, daß meine Aufgabe mit der Fertigstellung dieses Buches bis zu einem gewissen Grad erfüllt ist. Ich bete dafür, daß die Welt befreit werde von solchen Grausamkeiten und Qualen, wie ich und andere Tibeter sie erlitten haben.

Möge auf der Welt erkannt werden, wie notwendig Frieden ist, und mögen die Menschen soweit kommen, zu verstehen, daß mit Gewalt kein Konflikt gelöst werden kann. Ich hoffe, daß die Leser dieses Buches dem tibetischen Volk zu Hilfe kommen; denn alle, die auf diesem kleinen Planeten leben, sind miteinander verbunden, und das Leiden eines einzelnen ist zu einem Teil auch das Leiden von vielen.

Ich glaube fest daran, daß nichts auf dieser Welt mächtiger ist als die Wahrheit; und früher oder später muß die Wahrheit anerkannt werden.

Anhang

Historische Zusammenfassung

Tibet ist eine Region von der Größe Westeuropas, die im Zentrum der höchsten Bergketten Asiens liegt. China und Tibet haben eine lange Geschichte der politischen, spirituellen und kulturellen Beziehungen miteinander; durch die Jahrhunderte hat sich die Art dieser Verbindungen immer wieder verändert. Im siebten und achten Jahrhundert breitete sich das unabhängige tibetische Reich bis nach China, Zentralasien und Indien aus. Im frühen dreizehnten Jahrhundert kam Tibet unter den Einfluß der Mongolen, bevor diese die Macht in China übernahmen und sich zu den Herrschern über das Land ausriefen. Die Beziehung der Tibeter zu den mongolischen Herrschern war zwiespältig, und einige Beschreibungen bezeichnen sie wohl als eine Art Vasallentum. Auf der Grundlage dieser Beziehung zu den mongolischen Herrschern Chinas beansprucht das heutige China die Herrschaft über Tibet für sich, obwohl es viele Beweise für die Unabhängigkeit Tibets in frühen Zeiten und bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein gibt.

Die Geschichte, von der dieses Buch erzählt, geschah in der ost-tibetischen Region Kham, die trotz ihrer tibetischen Kulturzugehörigkeit und ihrer Angliederung an die tibetische Zentralregierung in Lhasa bis zur chinesischen Invasion im Jahre 1950 unter der Herrschaft örtlicher Oberhäupter traditionell einen hohen Grad der Autonomie aufrechterhielt. Die Geschichte von Kham und seiner Beziehung zu den chinesischen Nachbarn ist vielfältig und komplex. In unserem Zusammenhang werden wir sie nur bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen, um einige der

Kräfte zu verstehen, die zu den tragischen Vorkommnissen in Ama Adhes Leben führten.

In der Epoche der Qing-Dynastie, der mandschurischen Nachfolge des früheren mongolischen Reiches in China, erhoben die mandschunschen Herrscher Anspruch auf Chinas Oberhoheit über Zentraltibet. Sie erklärten die ursprünglich tibetischen Territorien von Kham, die östlich des Bum La-Passes zwischen Bathang und Chamdo lagen, zu ihrem Zuständigkeitsbereich. Im Jahre 1835 begann Gonpo Namgyal, ein unbarmherziges und mächtiges Oberhaupt aus Nyarong – der Region, in der Ama Adhe geboren wurde –, einen Feldzug, um die angrenzenden Stämme zu unterwerfen und zu vereinen. Im Verlauf dieses Feldzuges forderte er Gebiete von Kham, die bis zu den Königreichen Beri und Chagda an der traditionellen chinesischen Grenze reichten, von den mandschurischen Herrschern zurück.

Im Jahr 1896 unternahm die Manchu-Armee wieder einen kleineren Einfall nach Kham. 1904 erreichte die britische Younghusband-Expedition Lhasa, wo britische Delegierte ein neues Abkommen mit den Tibetern unterzeichneten, demzufolge die chinesische Herrschaft in Zentral- und Osttibet nicht anerkannt wurde. Diese Handlung alarmierte die mandschurischen Herrscher Chinas, die besorgt waren, daß eine solche Allianz zwischen Tibetern und Briten eventuell eine bewaffnete Streitmacht der britischen Imperialisten an die zuvor gut geschützte südwestliche Grenze ihres Reiches bringen könnte.

Als Reaktion auf diese Situation wurde Feng Chuan, der stellvertretende chinesische Hochkommissar in Lhasa, vom Qing-Hof nach Bathang geschickt, dem Gebiet Khams, in dem der chinesische Einfluß am stärksten war. Er gab die Anweisung, Pläne für die landwirtschaftliche Entwicklung dieses fruchtbaren und klimatisch gemäßigten Landstriches zu entwickeln. Die Klöster widersetzten sich seinen Plänen zwar

stark, aber Feng Chuan machte kein Geheimnis daraus, daß er ihre Autorität tief verachtete. Er erhielt Weisung, die Macht der örtlichen Herrscher nach und nach zu verringern und die Region unter eine effektivere Kontrolle durch die Qing-Regierung zu bringen. Dann wurde ein Programm entwickelt, das einhundert chinesische Siedler in diese Region bringen sollte.

Die Lage in Bathang verschlechterte sich rasch. Im April des Jahres 1905 revoltierten die Tibeter; Feng und seine Anhänger wurden in einer engen Schlucht unweit von Bathang getötet. Auf dieses Vorkommnis folgte aufgrund der ständigen großen Sorge wegen eines Einfalls der britischen Imperialisten eine große Invasion durch den chinesischen General Zhao Erfeng im gleichen Jahr. Der General strebte danach, Kham in eine durch und durch chinesische Region zu verwandeln, in der nur chinesische Tempel erbaut, nur die chinesische Sprache gesprochen und ausschließlich chinesische Kleidung getragen würde.

In Teile von Kham marschierte Zhao Erfengs Sichuan-Armee erneut 1912/13 und noch einmal 1917 ein. Damals gelang es den Tibetern, die Chinesen fast vollständig bis hinter die ursprüngliche Grenze zurückzudrängen. Eric Teichman, der britische Generalkonsul, der in Dartsedo stationiert war, schritt ein und überzeugte die Tibeter, daß sie Gebiete, die so nah an Besiedlungszentren Chinas lägen, nicht halten könnten. Die Tibeter erklärten sich einverstanden, und es wurde ein Waffenstillstandsabkommen zwischen Tibet und China im Verwaltungsbezirk Rongbatsa, in der Nähe von Karze, unterzeichnet.

Zhao Erfengs Errungenschaften in der Provinz fielen in den Jahrzehnten nach der Auflösung des mandschurischen Kaiserreiches im Jahr 1911 in sich zusammen. In den folgenden unruhigen Jahren kamen Sichuan, Yunnan und Ostkham unter die Kontrolle mächtiger chinesischer

Kriegsherren, die ihre eigenen halbfeudalen Allianzen eingingen und sich weigerten, sich der Führerschaft Chiang Kai-sheks anzuschließen, dem Militärführer der nationalistischen Guomindang. Die Armeen der Kriegsherren kontrollierten große Gebiete von Sichuan, preßten den Bauern Steuern ab und machten mit dem Opiumhandel Gewinne. Der Kriegsherr Liu Wenhui hatte in verschiedenen Garnisonen Truppen zusammengezogen, so auch in Karze, Bathang und Nyarong. 1939 erklärten die Guomindang die Eingliederung Ostkhams unter dem Namen Provinz Xikang.

Nach der japanischen Invasion der Mandschurei und Chinas wurde den Guomindang und den Kommunisten klar, daß sie sich zusammenschließen mußten, um die Aggressoren, die erbarmungslos ihre Städte bombardiert und Greueltaten gegen ihr Volk verübt hatten, aus dem Land zu vertreiben. Aber das geringe Vertrauen zwischen den beiden chinesischen Gruppen verlor sich, noch bevor die Japaner schließlich im Frühling 1946 aus ihrem Stützpunkt in der Mandschurei vertrieben wurden. Bald darauf nahmen die Chinesen ihren Bürgerkrieg wieder auf. Obwohl die Vereinigten Staaten Chiang Kai-shek zu Hilfe gekommen waren, wurden die Guomindang gegen Ende des Jahres 1948 von den Kommunisten unter Mao Zedong restlos besiegt. Chiang und viele seiner Anhänger flohen nach Taiwan, und die Reste seiner Armee verstreuten sich in Panik.

Am 1. Oktober 1949 sprach Mao Zedong von der Terrasse des Tores des Himmlischen Friedens, einem der Eingänge zur Verbotenen Stadt, der traditionellen Residenz der chinesischen Herrscher seit der mongolischen Yuan-Dynastie, zu den Bürgern von Peking. Er verkündete die Geburt der Volksrepublik China und erklärte formal seine Position als ihr Führer. Mit Bezug auf das vorausgegangene Jahrhundert der unglücklichen europäischen Präsenz betonte er: „Das chinesische Volk wird niemals wieder versklavt werden" und

teilte dem großen Publikum mit, daß nun die Zeit gekommen sei, in der China über sein eigenes Land herrsche; tatsächlich sollte sich sein Einfluß vergrößern und sein Herrschaftsgebiet sich im ganzen Osten ausbreiten.

Gegen Ende 1949, bei Ankunft der kommunistischen Armee in Dartsedo, einer tibetischen Stadt an der alten Grenze zwischen Tibet und Chinas Provinz Sichuan, übergab der Guomindangführer Liu Wenhui sofort alle Territorien, die unter seine Zuständigkeit fielen. Kurz nachdem die Kommunisten die Stadt unter Kontrolle hatten, wurde Lius Sohn erschossen. Lius Besitz wurde konfisziert, und er selbst bekam die Rolle einer Galionsfigur in einem kommunistischen Komitee.

Am 24. November 1950 verkündete die chinesische Regierung, daß die Regierung der „Tibetischen Autonomen Region Xikang" eingerichtet worden sei. Diese Region, die zuvor als die Autonome Präfektur Dartsedo bekannt gewesen war, setzte sich aus zweiundzwanzig Bezirken zusammen, darunter auch Karze, Nyanong, Trango, Derge, Tawo und Lithang.

Nachdem sie ihre Macht in den frühen fünfziger Jahren verfestigt hatten, führten die chinesischen Führer den „Fünfjahresplan" für den Zeitraum von 1953 bis 1957 ein. In dem Wunsch, die Entwicklung der Schwerindustrie rasch voranzutreiben, steigerten sie die Produktion von Gütern wie Flugzeugen, Schiffen, Lastwagen, Stahl und schweren Maschinen drastisch. In diesen Jahren flossen 56 % der nationalen Investitionen in den Import und die Produktion solcher Güter.

Inzwischen fiel die landwirtschaftliche Produktion extrem ab, zum Teil auch deswegen, weil China sich auf sowjetische Hilfe verließ. Als Nachwirkungen zweier aufeinanderfolgender geringer Ernten in den Jahren 1953 und 1954 wurde die Bedeutung der Landwirtschaft sowohl als Mittel zur

Finanzierung der Industrialisierung durch Exporte als auch zur Ernährung der dramatisch anwachsenden Bevölkerung Chinas offensichtlich.

Deng Xiaoping, der als Politkommissar der Südwest-Militärregion einer der Hauptverantwortlichen in der Organisation der Invasion Tibets war, strebte nun danach, Mao Zedong davon zu überzeugen, daß die beschleunigte Bildung von Kommunen in den „Minderheitenregionen" ein Weg war, um kommunistisch ausgebildete Kader rasch in diesen Gebieten zu etablieren. Deng argumentierte dahingehend, daß eine gesteigerte landwirtschaftliche Produktion im Kommunensystem helfen würde, das wachsende Ungleichgewicht in Chinas Wirtschaft zugunsten der Industrie wieder auszugleichen.

Obwohl der gemäßigtere Premierminister Zhou Enlai und der Vorsitzende Liu Shaoqi sich für eine allmähliche Verlagerung zur Kommunalisierung aussprachen, die „Friedliche Methoden und der sanfte Weg" genannt wurden, folgte Mao Dengs Rat und setzte schnell die Politik „Friedliche Methoden und der militante Weg" um. Diese sah für die Regionen, die Mao als Orte für die ersten experimentellen Kommunen auswählte, keine Alternativen vor. Kham war eine dieser Regionen, und ein erster wesentlicher Schritt in Richtung der Etablierung des neuen Sozialsystems dort bestand in dem Versuch, die Bevölkerung zu entwaffnen. Gleichzeitig wurden Tibeter und Tibeterinnen wie Ama Adhe, die sich weigerten, mit der neuen Politik zu kooperieren, gefangengenommen, unter Hausarrest gestellt, gefoltert und inhaftiert. Die Spannungen zwischen dem tibetischen Volk und den chinesischen Besatzern wuchsen in allen Regionen Tibets dramatisch an. Im März 1959 verließ der Dalai Lama Tibet und ging nach Indien, wo er seitdem im Exil lebt.

Die anhaltende Bevorzugung der Stahlproduktion im Fünfjahresplan und der darausfolgende „Große Sprung nach

vorn" führte zu einer weiteren Vernachlässigung der Landwirtschaft in den größten Teilen des ländlichen China. 1959 hatte ein Konflikt der Ideologien eine Spaltung in den Beziehungen zwischen China und der Sowjetunion zur Folge. Die Sowjetunion stellte ihre Getreidelieferungen ein, und China sah sich mit dem ersten von drei Hungerjahren konfrontiert, die den Hungertod von Millionen Chinesen zur Folge hatte.

Die chinesische Regierung sah im neuen System der Landwirtschaftskommunen die Lösung für das Ernährungsproblem der chinesischen Bevölkerung. Tibets Erträge wurden durch Aussaat mehrerer Ernten erhöht, und der Gewinn wurde sofort für die Volksbefreiungsarmee oder zum Transport ins Innere Chinas konfisziert. Die Tibeter selbst waren darauf angewiesen, nach wilden Pflanzen, Würmern, Insekten und Abfall von chinesischen Siedlungen zu suchen. Die Grundnahrungsmittel Fleisch, Butter und Gemüse waren nirgends in Tibet mehr erhältlich. In den Jahren der Hungersnot von 1959 bis 1962 kamen Zehntausende von Tibetern um.

Zwischen 1962 und 1966 begann die Situation sich langsam zu verbessern, vor allem wegen der modifizierenden Einflüsse des Präsidenten der Volksrepublik China Liu Shaoqi und zu einem geringeren Grad auch dank Deng Xiaopings, dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei. Wenige Jahre zuvor hatte Deng als einer der strengsten Befürworter der sozialistischen Reformen, die zu vollständigen sozialen Umwälzungen in Kham und der Zerstörung von vielen der angesehensten Klöster in dieser Zeit geführt hatten, noch eine gänzlich andere Rolle gespielt.

I960 war Liu Shaoqi eines der höchstrangigen Mitglieder der Kommunistischen Partei – lediglich Mao war ihm an Einfluß überlegen. Dann trat Mao als Präsident der Republik zurück und akzeptierte Liu als seinen Nachfolger. Liu ging die sich verschlechternde Wirtschaft des Landes mit neuen und

effektiven Methoden an: Zuteilung von Stücken von Privatland an Bauern, eine teilweise Rückkehr zu einem freien Markt für landwirtschaftliche Produkte für die Stadtbewohner und eine Lohnerhöhung für die Arbeiterklasse. Der daraus resultierende Erfolg seiner Politik hatte einen schnellen Anstieg seiner Popularität beim Volk sowie wachsende Angst und steigendes Mißtrauen auf Seiten Maos zur Folge.

1966 rief Mao, der seine Autorität durch den Aufstieg der „kapitalistischen Wegbereiter" untergraben glaubte, Chinas Jugend auf, alle althergebrachten Sitten und sozialen Normen wegzuwerfen, um seine Gegner zu zerstören. Auch Liu Shaoqi und Deng Xiaoping waren unter den zahllosen Menschen, die sich mit den Säuberungsaktionen der neuen Reform konfrontiert sahen, die schließlich unter dem Namen Kulturrevolution bekannt wurde.

Die Kulturrevolution wurde unter der Führung der Viererbande, der auch Jiang Qing, Maos dritte Frau angehörte, durchgeführt. Jiang Qing überwachte die Aktionen der Roten Garde; diese setzte sich aus chinesischen Jugendlichen zusammen, die in Machtpositionen katapultiert wurden. Unter ihrer Führung wurde Chinas Sozialstruktur umgewandelt. Wissenschaftler, Ausbilder, Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, jeder, der Kontakt zum Westen hatte, alte Feinde und diejenigen, die einfach mit den Handlungen der Roten Garde nicht einverstanden waren, waren in Gefahr, inhaftiert oder getötet zu werden. Unter Folter erzwungene Geständnisse waren an der Tagesordnung. Das Ergebnis war, daß vierzehn Jahre nach Errichtung der Volksrepublik China auf den Straßen noch immer der Klassenkampf tobte.

Im August 1966 erreichte die Anarchie der Kulturrevolution Tibet. Anerkannte chinesische Funktionäre wurden gezwungen, Lhasa zu verlassen. An den Wänden aller Gebäude und Tore in Lhasa wurden Portraits von Mao aufgehängt, und die Rote Garde setzte zur totalen Zerstörung der tibetischen

Kultur an. Sie eröffneten ihren Sturm mit einem Angriff auf den Jokhang-Tempel in Lhasa. Der Mob strömte in den Tempel, um Statuen zu verunstalten, kostbare Fresken zu zerstören und tausende Seiten antiker Handschriften in Brand zu stecken. Während der nächsten zehn Jahre starben viele tausende Tibeter auf brutale Weise, während die meisten der übrigen Tibeter Entwürdigungen, Demütigungen, Hunger und starken Formen körperliche Mißhandlungen erleiden mußten. Bald wandte sich die Rote Garde gegen sich selbst und zerfiel in verschiedene zerstrittene Splittergruppen.

Die Ideologie der Kulturrevolution rief zur Zerstörung der „Vier Alten" auf. In Tibet strebten die Kommunisten nun danach, alte Gedanken – jedes Anzeichen von tibetischem Nationalismus –, alte Kultur – die traditionelle tibetische Religion –, alte Sitten – jegliche Überbleibsel der tibetischen Sozialstruktur – und alte Praktiken – was alle Praktiken meinte, die als tibetisch erkannt wurden, darunter auch das Sprechen der tibetischen Sprache – völlig auszulöschen.

Innerhalb von zwei Jahren nach dem Fall der Viererbande und dem Tode Mao Zedongs im Jahr 1976 kam Deng Xiaoping, der sich als militärischer Führer und Kopf der Gemäßigten in der Partei herausstellte, in China an die Macht. 1978 nahm er mit Gyalo Thondup, einem Bruder des Dalai Lama, Kontakt auf und informierte ihn, daß er mit dem Dalai Lama in Kontakt zu treten wünsche. Deng lud Gyalo Thondup nach Peking ein, um über die Situation in Tibet zu diskutieren. Im Laufe von zahlreichen Treffen räumte Deng ein, daß in Tibet viele Fehler gemacht worden waren, und verlieh seiner Sorge um die Zukunft Ausdruck. Deng sagte Gyalo Thondup, daß dem Land mit der Rückkehr des Dalai Lama am besten gedient sei. Ihm war klar, daß achtundzwanzig Jahre kommunistischer Herrschaft nichts daran geändert hatten, daß die Tibeter diese Regierung mißachteten und noch immer den Dalai Lama als ihren rechtmäßigen Führer ansahen. Nach den

Exzessen der Kulturrevolution sah China die dringende Notwendigkeit, seine Bemühungen auf den Aufbau der Wirtschaft zu konzentrieren. Die neuen Führer erkannten, daß es nötig war, ausländische Mächte von der bedeutungsvollen Veränderung in Chinas Innenpolitik zu überzeugen. Sie sahen auch, daß die einzige Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit Taiwan darin bestand, dessen Führer zu überzeugen, daß im Mutterland eine neue Ära der Kooperation angebrochen war. Durch Kompromisse hoffte Deng die Situation in Tibet zu mildern, wo es noch immer vereinzelte gewalttätige Revolten von Tibetern gab. Er und seine Partner machten sich daran, die Schuld für alle Exzesse, die in Tibet während der kommunistischen Besatzung aufgetreten waren, allein der Viererbande anzulasten.

Diese anscheinend ermutigenden Annäherungsversuche an den Dalai Lama und das tibetische Volk wurden leider bald von anderen führenden Mitgliedern der Kommunistischen Partei in Peking aufgekündigt. Trotz der Verbesserungen in einigen Bereichen des tibetischen Lebens blieben die grundlegenden Bedingungen für in Tibet lebende Tibeter hart. Die Voraussetzungen für eine Rückkehr des Dalai Lama wurden nie geschaffen. Am 1. Januar 1979 wurde der Volksrepublik die offizielle Anerkennung durch die Vereinigten Staaten gewährt und die Frage der chinesischen Besetzung Tibets wurde bald zu einer „innenpolitischen Angelegenheit" Chinas.

Obwohl die chinesische Politik in China und Tibet in den frühen achtziger Jahren weitgehend liberalisiert wurde, kam es 1989 parallel zum berüchtigten Durchgreifen gegen die Demonstranten der Demokratiebewegung auf dem Tienanmen-Platz in Peking auch zu einem scharfen Durchgreifen gegen politische Demonstranten in Lhasa. Um die gleiche Zeit bekam die Kampagne für die Unabhängigkeit Tibets außerhalb der Grenzen Tibets neuen Auftrieb, als der Dalai Lama für seine

anhaltende gewaltfreie Kampagne für die Unabhängigkeit Tibets den Friedensnobelpreis verliehen bekam und die erste internationale Menschenrechtsanhörung zur Situation in Tibet im April 1989 in Bonn einberufen wurde.

Seit dieser Zeit hat Tibet wachsende Aufmerksamkeit auf der internationalen politischen Bühne erhalten, während die chinesische Politik innerhalb Tibets zwischen liberalerer und strengerer Umsetzung hin- und herschwankt. Leser, die aktuelle Informationen über die Situation in Tibet erhalten möchten und/oder sich für die tibetische Sache einsetzen möchten, sollten sich an die folgenden Adressen wenden.

Kontaktadressen

The Tibet Bureau
Place de la Navigation 10
CH-I20I Geneva
Tel.: 0041-22-738-7940
Fax: 0041-22-738-7941
E-mail: Tibet@bluewin.ch
Internet: www.tibet.com

Das „Tibet Bureau" ist die offizielle Repräsentation des Dalai Lama und der Regierung Tibets im Exil für Mittel- und Südeuropa.

Deutschland:
Tibet Initiative Deutschland e. V
Asienhaus
Bullmannaue 11
D-45327 Essen
Fax: 0201-830-3822
Tel.: 0201-830-3821

Tibet Initiative München e.V
Nordendstr. 7a
D-80799 München
Tel./Fax: 089-27-13-101

Tibet-Forum
Monika Deimann-Clemens
(Redaktion)
Goethestr. 33
D-63674 Altenstadt
Tel.: 06047-7816
Fax: 06047-67253

Das „Tibet-Forum“ ist die Zeitschrift des Vereins der Tibeter in Deutschland

Schweiz/Liechtenstein:
Gesellschaft Schweizerisch-
Tibetische Freundschaft
Hottinger Str. 28
CH-8032 Zürich
Tel./Fax: 0041-1-252-7777
E-mail: GSTF@bluewin.ch Internet: www.tttibet.com

Österreich:
Save Tibet Austria
z. Hd. Monika Köck
Lobenhauerngasse 5/1
A-1170 Wien
Tel.: 0043-1-484-9087
Fax: 0043-1-484-9088

Luxemburg:
Les Amies du Tibet
Oliver Mores
bp 2628
L-1026 Luxemburg
Tel.: 00352-308 334 -305 701
E-mail: omores@pt.lu

Italien (Südtirol):
Tibet-Unterstützungsgruppe
Südtirol
z. Hd. Dr. Günter Cologna
Weggensteinstr. 29
I-39100 Bozen
Tel.: 0039-471-982-646
E-mail: G. Cologna@iol.it

Glossar der Namen, Orte und Ausdrücke

Wichtige tibetische Eigennamen

Ahtra: Jughumas Ehefrau; Adhes Schwägerin.
Aso: Dritter Sohn von Bochungma, der älteren Mutter Adhes.
Bhumo: Adhes fünf Jahre ältere Schwester.
Bochungma: Dorje Raptens erste Frau; Adhes ältere Mutter.
Chale: Zweiter Sohn von Bochungma, der älteren Mutter Adhes.
Chimi Wangyal: Adhes und Sangdhus Sohn.
Chomphel Gyamtso: Ein Lama der Nyingma-Schule des tibetischen Buddhismus; Wurzel-Lama von Jughuma und Dorje Rapten.
Dalai Lama: Reinkarnierter Lama; geistlicher und weltlicher Führer Tibets. Der Dalai Lama gehört in die Gelugpa-Linie des tibetischen Buddhismus und wird als Manifestation des Chenrezig, des Buddha des Mitgefühls, betrachtet. Tenzin Gyatso, der Vierzehnte Dalai Lama, floh 1959 aus Tibet und errichtete die tibetische Exilregierung in Dharamsala, Indien.
Dechen Wangmo Shivatsang: Adhes Kindheitsfreundin; Tochter von Wangchuk Dorje und Schwester von Pema Wangmo Shivatsang.
Dolma Lhakyi: Adhes älteste Schwester, auch Sera Ma genannt.
Dorje Rapten: Adhes Vater; *Trimpon* des Bezirkes Nyarong.
Gyari Dorje Namgyal: Anführer des Gyaritsang-Klans in Adhes Kindheit.
Gyari Nyima: Sohn von Gyari Dorje Namgyal; Hauptverwalter des Distriktes während der frühen Phasen der kommunistischen Besetzung.
Gyaritsang-Familie: Herrschender Klan im Distrikt Nyarong

vor der kommunistischen Besetzung.
Jamyang Samphel Shivatsang: Hochangesehenes Oberhaupt in der Region Karze; sein Sohn, Wangchuk Dorje, heiratete in den Gyantsang-Klan ein.
Jughuma: Adhes älterer Bruder; entkam nach Nepal während des Widerstandes in Kham.
Karmapa: Oberhaupt der Karma-Kagyu-Linie im tibetischen Buddhismus.
Kharnang Kusho: Familienlama der Tapontsangs.
Lhakyi: Jughumas und Ahtras Tochter.
Ngawang Kusho: Rinchen Samdups älterer Bruder; zu achtzehn Jahren Haft und Zwangsarbeit verurteilt wegen seiner Teilnahme am Widerstand der Khampa.
Nyima: Adhes jüngerer Bruder.
Ochoe: Adhes Bruder; wurde in den frühen Tagen der Besetzung dazu gezwungen, als Mitglied des kommunistischen politischen Komittees zu dienen.
Paljor: Jughumas Helfer.
Panchen Lama: Reinkarnierter Lama, dem Dalai Lama in der geistlichen und politischen Hierarchie Tibets direkt nachgeordnet. Während der Dalai Lama 1959 aus Tibet floh, blieb der Zehnte Panchen Lama im Land und wurde tief in chinesische Intrigen verstrickt. Der Zehnte Panchen Lama starb 1989; seine Reinkarnation ist seit 1995 unter Arrest.
Pema Gyaltsen: Bhumos Ehemann; mit Adhe angeklagt wegen seiner Rolle als Anführer des Widerstands und schließlich hingerichtet.
Pema Wangchuk: Rigas Ehemann; Adhes Schwager.
Pema Wangmo Shivatsang: Adhes Kindheitsfreundin; Tochter von Wangchuk Dorje und Schwester von Dechen Wangmo Shivatsang.
Phurba: Dolma Lhakyis Ehemann; er ist schließlich mit Adhe zusammen in Mian Fen Chang und Wa Da Dui in Haft.
Riga: Sangdhus ältere Schwester, Ehefrau von Pema

Wangchuk.
Rinchen Samdup: Angeheirateter Verwandter Adhes; verbrachte vierundzwanzig Jahre in Haft, die letzten davon mit Adhe in Wa Da Dui.
Sampten Dolma: Sangdhus Mutter; auch Ma Sampten genannt.
Sangdhu Pachen: Adhes Ehemann; stirbt an Lebensmittelvergiftung zu Beginn der chinesischen Besetzung.
Sonam Dolma: Adhes Mutter; Dorje Raptens zweite Frau.
Shivatsang-Familie: Herrschender Klan m der Gegend von Karze; vereinigt mit der Gyaritsang-Familie durch Wangchuk Dorje Shivatsangs Einheirat in den Gyaritsang-Klan.
Tapontsang-Familie: Adhes Familie; bedeutet wörtlich „Führer der Pferde".
Tashi Khando: Adhes und Sangdhus Tochter; von der Nomadin Tsola in Adhes Abwesenheit aufgezogen.
Tsola: Nomadin und enge Kindheitsfreundin Adhes; zieht während Adhes Inhaftierung deren Tochter Tashi Khando groß.

Wichtige chinesische Eigennamen

Chiang Kaishek: Guomindang-Anführer; von Mao Zedongs Kommunisten 1949 besiegt.
Deng Xiaoping: Generalsekretär der Kommunistischen Partei während des größten Teils der Amtszeit Mao Zedongs.
Liu Shaoqi: Präsident der Volksrepublik China.
Liu Wenhui: Chinesischer Kriegsherr, unter dessen Kontrolle der Bezirk Nyarong vor der Invasion der Kommunisten stand.
Mao Zedong: Vorsitzender der chinesischen Kommunistischen Partei.
Tien Bao: Tibetischer Kollaborateur der Chinesen; ursprünglich bekannt als Sangye Yeshi.
Wu Shizang: Kommandeur der ersten chinesischen Armeedivision, die nach Karze einmarschierte.
Xi: Chinesische Gefangene, die sich in Gothang Gyalgo mit

Adhe anfreundet. Zhou Enlai: Premierminister der Volksrepublik China.
Zhu De: Oberkommandeur der Volksbefreiungsarmee.

Ortsnamen

Amdo: Gebiet im Osten Tibets, das an Kham angrenzt.
Bathang: Region von Kham, die in der Nachbarschaft von Adhes Regionen Nyarong und Karze liegt.
Bu na thang: Weite Ebene, auf der im Jahr 1956 eine große Schlacht zwischen den Khampa-Kämpfern und den Chinesen stattfand. Chagla: Unabhängiger Feudalstaat in Kham vor der Invasion. Bekannt als „Einheimisch Tibetischer Staat von Chagla".
Chamdo: Verwaltungszentrum südwestlich von Karze; Stätte früher Garnisonen.
Dartsedo: Stadt an der traditionellen Grenze von Kham und der chinesischen Region Sichuan; schließlich eingegliedert als Sitz der Autonomen Präfektur Dartsedo unter chinesischer Regierung.
Derge: Region westlich von Karze.
Dharamsala: Siedlung im nordindischen Bundesstaat Himachal Pradesh; Sitz der tibetischen Exilregierung des Dalai Lama und einer großen Gemeinde von tibetischen Flüchtlingen.
Dram: Ausreisepunkt aus Tibet, von dem aus Adhe und Rinchen Samdup nach Nepal gelangen.
Drapchi: Großer Gefängniskomplex außerhalb von Lhasa.
Drepung: Eines der drei wichtigsten Klöster Tibets. Die beiden anderen heißen Ganden und Sera. Sie alle wurden in Tibet zerstört und sind nun in Indien wiederaufgebaut worden.
Dza Chu: Großer Fluß, der durch Adhes Dorf Lhobasha und weiter nach Nyarong fließt.
Ganden: Eines der drei größten Klöster Tibets.
Gholo Tho: Region, in der das Wa Da Dui Arbeitslager liegt.

Gothang Gyalgo: Arbeitslager, in dem Adhe von I960 bis 1963 eingesperrt ist.
Gutsa: Großer Gefängniskomplex außerhalb von Lhasa.
Jokhang: Haupttempel von Lhasa, der die wohl älteste Statue des Shakyamuni Buddha in Tibet beherbergt. Jeder Tibeter versucht wenigstens einmal in seinem Leben eine Pilgerfahrt dorthin zu unternehmen.
Kailash: Heiliger Berg im Westen von Tibet; einer der Hauptwallfahrtsorte der tibetischen Buddhisten. Karze: Bezirkshauptquartier in Adhes direkter Region. Auch Autonome Präfektur Karze, Bezirk Karze und Region Karze genannt. Mindestens zwei der Klöster, von denen Adhe erzählt, tragen den Namen dieser Region: Karze Day-tshal Kloster und Karze-Kloster.
Kathmandu: Hauptstadt von Nepal, wo Adhe und Rinchen Samdup nach ihrer Flucht aus Tibet zuerst ankommen.
Kawalon Massiv: Gruppe von Bergen, die von dem Haus in Nyarong, in dem Adhe ihre Kindheit verbrachte, zu sehen ist.
Kharn: Region im Osten Tibets, in der der Großteil von Adhes Geschichte stattfindet; Zentrum des tibetischen Widerstandes gegen die chinesische Invasion während der fünfziger Jahre.
Lhamo Latso: Heiliger See, östlich von Lhasa; Stätte der Vision, die anzeigte, wo die vierzehnte Reinkarnation des Dalai Lama zu finden war.
Lhasa: Hauptstadt von Tibet; das politische, spirituelle und kulturelle Zentrum der tibetischen Welt.
Lhobasha: Dorf in Karze, in das Adhe in ihrer späten Kindheit zieht und in dem sie bis zu ihrer Verhaftung 1958 lebt.
Lithang: Region südwestlich von Karze.
Markham: Stadt im Süden von Lithang.
Minyak Ra-nga gang: Einer der fünf Unterbezirke, oder *Qus*, innerhalb der Verwaltung von Dartsedo; Region, die an Lithang angrenzt.
Namgyal-Kloster: Kloster Seiner Heiligkeit des Dalai Lama,

jetzt im Exil in Dha-ramsala gelegen.
Nyagchuka: Gebiet an der Grenze zwischen Lithang und Minyak Ra-nga gang.
Norbulmka: Sommerpalast Seiner Heiligkeit des Dalai Lama in Lhasa.
Nu Fan Dui: Frauenabteilung des Xingduqiao-Arbeitslagers in Minyak Ra-nga gang; Adhe wird 1966 hierher verlegt.
Nyagto: Nördliches Gebiet des Nyarong-Bezirkes, vor der Invasion von der Familie Gyaritsang beherrscht; das Dorf, in dem Adhe ihre Kindheit verbrachte, liegt in diesem Gebiet.
Nyarong: Adhes Heimatregion; die Familie zieht von hier nach Karze, um den Folgen einer bitteren Fehde innerhalb der Gyaritsang-Familie zu entgehen.
Potala Palast: Hauptresidenz des Dalai Lama in Lhasa.
Qen Yu Gai Zo: „Gedankenkorrekturzentrum" innerhalb des Xingduqiao-Gefängnisses; Adhe wird 1968 hierher verlegt.
Ramoche: Haupttempel in Lhasa, der die Jowo Mikyoe Dorje Statue des Buddha beherbergt; zusammen mit dem Jokhang ist dies eine der wichtigsten Wallfahrtsstätten der Tibeter.
Sangyip: Neben Drapchl und Gutsa einer der drei größten Gefängniskomplexe in der Nähe von Lhasa.
Sera: Eines der drei größten Klöster Tibets, liegt außerhalb Lhasas.
Sergyi Drongri Mukpo (Stätte des Goldenen Yak): Heiliger Berg in der Region Setha; der Berg war Schauplatz einer wichtigen Schlacht zwischen den Chinesen und den Khampa-Guerillas im Jahr 1957.
Sha Jera: Heiliger Berg in Minyak Ra-nga gang; Stätte eines wunderbaren Ereignisses im Jahr 1975, als ein riesiger grüner Lotus in einem See am Fuße des Berges heranwuchs und den Tibetern der Gegend als ein Hoffnungszeichen galt.
Shigatse: Tibets zweitgrößte Stadt, westlich von Lhasa gelegen; Adhe und Rinchen Samdup kommen auf ihrer Reise über Nepal nach Indien durch diese Stadt.

Shimacha Labor Camp: Liegt in Minyak Ra-nga gang; Adhe ist hier zusammen mit den anderen Überlebenden von Gothang Gyalgo von 1963 bis 1966 eingesperrt.
Swayambunath: Eine der größten und heiligsten buddhistischen Stupas (Reliquien-Schreine) der Welt, liegt am nordwestlichen Stadtrand von Kathmandu. Es ist auch eines der Zentren der tibetischen Exilgemeinde in Nepal; Adhe kommt hier auf ihrem Weg nach Dharamsala vorbei.
Tashilkunpo; Das Kloster des Panchen Lama; in der Stadt Shigatse gelegen.
Tawo: Region an der Ostgrenze von Kham; eine der fünf Regionen, aus denen die Autonome Präfektur Dartsedo besteht.
U-Tsang: Zentraltibetische Provinz, in der die Stadt Lhasa liegt.
Wa Da Dui: Arbeitslager innerhalb des Xingduqiao-Gefängniskomplexes; zusammen mit Rinchen Samdup und Phurba ist Adhe hier in den Jahren 1975 bis 1979 in einem Abholzungsprogramm beschäftigt.
Xikang: Stadt in der chinesischen Sichuan-Provinz, von der aus die Chinesen über Adhes osttibetische Region herrschten; auch der Endpunkt der Xikang-Lhasa-Straße, die in den ersten Jahren der chinesischen Besatzung gebaut wurde.
Xingduqiao: Großer Gefängniskomplex in Minyak Ra-nga gang, der die einzelnen Arbeitslager Shimacha, Nu Fan Dui, Xaya Dui, Wa Da Dui, Mian Fen Chang und Qen Yu Gai Zo umfaßt. Adhe hat in vielen von ihnen einen Teil ihrer Inhaftierung verbracht.

Allgemeine Begriffe
(Wenn nicht anders vermerkt, sind die Begriffe des Glossars phonetisch übertragene tibetische Ausdrücke)

Achtfacher Pfad: Nach dem Buddhismus das Mittel, um zur Erleuchtung zu gelangen.

Ama: Mutter.
Amdowa: Bewohner der Region Amdo.
Bodhisattva: Sanskritausdruck, der ein spirituell hochentwickeltes Wesen bezeichnet, das zur Erlangung der Erleuchtung entschlossen ist, um anderen fühlenden Wesen zu helfen.
Chagtsel: Religiöse Niederwerfung – eine Bewegung, bei der die Hände zusammengepreßt und über den Kopf gehoben, bis zum Hals und dann bis zur Brust gesenkt werden. Die Person kniet anschließend auf den Boden und streckt sich dort zur vollen Länge aus. Niederwerfungen werden oft in Dreiergruppen ausgeführt.
Cham: Klösterliche Tänze, die zu religiösen Feiertagen bei Zeremonien aufgeführt werden; oft werden hierzu sehr bunte Kostüme und Masken verwendet.
Chang: Selbstgebrautes Gerstenbier, das in Tibet getrunken wird.
Chenrezig: Bekannt als Avalokiteshvara in Sanskrit, ist der Chenrezig der Bodhisattva des Mitgefühls und die Schutzgottheit Tibets. Der Dalai Lama wird als menschliche Inkarnation dieser Gottheit angesehen.
Chorten: Ein religiöser Reliquienschrein, der sehr klein oder auch sehr groß sein kann. Chorten sind oft auf Bergpfaden, aber auch innerhalb von Tempeln zu finden.
Chuba: Traditionelle Wickelkleidung der Tibeter, wird von Frauen und Männern getragen.
Dayan: Große Silbermünzen, die die Chinesen verteilten.
Demokratische Reformen: Reformen, unter denen tibetische Ländereien und Besitztümer ab 1956 verstaatlicht wurden.
Dharma: Wahrheit.
Dolma: Im Sanskrit als Tara bekannt. Tara ist ein weiblicher Buddha oder Bodhisattva, von der bekannt ist, daß sie diejenigen, die bei ihr Zuflucht suchen, beschützt.
Drei Juwelen: Die zentralen Komponenten des buddhistischen

Glaubens: der Buddha, das Dharma und das Sangha (die Gemeinschaft der Gläubigen).
Dri: Weibliches Yak.
Drogpa: Tibetischer Nomade.
Drang: Wildes Yak.
Dugkar: Zornvolle weibliche Gottheit, die einen weißen Schirm hält und die Befriedung des Übels symbolisiert. Sie ist auf dem Thangka abgebildet, der bei den jährlichen Feierlichkeiten im Karze-Kloster entrollt wurde.
Dzo: Mischling zwischen einem Yak und einer Kuh.
Dzong: Fort oder Bezirkshauptquartier.
Gelug-Schule: Die jüngste der vier Schulen des tibetischen Buddhismus; ihr gehört der Dalai Lama an.
Gesar-Epos: Traditionelles tibetisches Epos, das mündlich von Generation zu Generation weitergegeben wird; es erzählt die Geschichte von Gesar, einem frühen Heldenkönig Tibets.
Geshe: Höchster Titel, der im klösterlich tibetischen Ausbildungssystem erreicht werden kann.
Gong An Tu: Chinesischer Ausdruck, der die Polizei bezeichnet, die überall in Tibet eingesetzt wird. Großer Sprung nach Vorn: Schneller Fortschritt in der Schwerindustrie; eingeführt von Mao in den späten fünfziger Jahren.
Guomindang: Nationalistische Partei Chinas unter der Führung von Chiang Kai-shek; sie wurden von den Kommunisten gegen Ende des Jahres 1949 besiegt und flohen nach Taiwan.
Gyama: Gewichtseinheit.
Gya mi: Tibetischer Ausdruck für die Chinesen.
Hurtson Chenpo: Eifrige Arbeiter; tibetischer Ausdruck, der von den Chinesen benutzt wurde, um die Tibeter zu bezeichnen, die ihre Politik unterstützten.
Jampelyang: Im Sanskrit als Manjushri bekannt; Jampelyang ist der Bodhisattva der Weisheit.
Jowo Mikyoe Dorje, Jowo Shakyamuni: Große Statuen des Buddha, die im Ramoche, beziehungsweise dem Jokhang-

Tempel in Lhasa untergebracht sind: Diese lebensgroßen Statuen zeigen den Buddha im Alter von acht und zwölf Jahren. Man glaubt, daß dies die beiden übriggebliebenen von ursprünglich vier Statuen des Buddha sind, die zu seinen Lebzeiten in Indien hergestellt wurden und seinen persönlichen Segen erhielten. Beide wurden von den Chinesen beschädigt, später auf einem Abfallhaufen der Chinesen gefunden und an ihre Originalplätze in Lhasa zurückgebracht.

Kagyu-Schule: Eine der vier Schulen im tibetischen Buddhismus; angeführt vom Kar-mapa, ist die Kagyu-Linie dafür bekannt, daß sie mehr Wert auf die Meditation als auf intellektuelle Studien legt.

Kalachakra-Initiation: Eine der höchsten tantrischen Initiationen innerhalb des tibetischen Buddhismus; der Dalai Lama gewährt sie in periodischen Abständen an verschiedenen Orten.

Kaisang: Eine spezielle Blume, die in Tibet sehr bekannt ist.

Kashag: Der Ministerrat der tibetischen Exilregierung.

Kham: Der östliche Teil des historischen Tibet. Kham wird traditionell als eine der drei Hauptteile Tibets angesehen; die anderen beiden Regionen sind U-Tsang und Amdo.

Khampa: Bewohner von Kham.

Khatag: Weißer Zeremonienschal, der Lamas oder der Familie und Freunden zu besonderen Gelegenheiten als Opfer dargebracht wird.

Kora: Umwanderung eines religiösen Schreins oder eines Chorten.

Kulturrevolution: Soziale und politische Umwälzung überall in China; eingeführt von der Viererbande und umgesetzt von der Roten Garde zwischen 1966 und 1977. In dieser Zeit wurden große Teile der tibetischen Kultur unwiederbringlich zerstört.

Langer Marsch: Sechstausend Meilen (9000 km) langer Zug durch China, den mehrere Kolonnen der Kommunistischen Armee auf der Flucht vor den Guomindang-Truppen zwischen

1934 und 1936 unternahmen; der Marsch führte sie auch durch Gebiete von Kham.
Lhamo: Tibetische Volksoper, die während spezieller Feste in Dörfern oder Klöstern aufgeführt wird.
Losar: Das tibetische Neujahrsfest; ausgehend vom Mondkalender, findet Losar normalerweise um den Monat Februar statt und ist der Anlaß für große Feierlichkeiten in der ganzen tibetischen Welt.
Lungta: Wörtlich „Windpferd"; dieses Wort wird benutzt, um sich auf die Gebetsfahnen zu beziehen, die zwischen Gebäuden und an Bergpässen gespannt werden, um Gebete in die Welt zu senden.
Ma: Mutter
Mahakala: Sanskrit-Ausdruck für eine zornvolle Gottheit, die im tibetischen Pantheon bekannt ist.
Mandala: Sanskrit-Ausdruck, der den himmlischen Palast eines Buddha bezeichnet.
Mani: Kurzform für OM MANI PADME HUM; dieser Ausdruck wird für alles verwendet, auf dem dieses Gebet geschrieben steht; zum Beispiel: Steine (Mam-Mauern) oder Gebetsmühlen (Mani-Mühlen).
Mantze: Chinesischer Ausdruck, der „wilde Barbaren" bedeutet; von den Chinesen benutzt, um die örtlichen Tibeter zu bezeichnen.
Metog Yul: Wörtlich „Land der Blumen"; Bezeichnung für die Region von Nyarong, in der Adhe ihre Kindheit verbrachte.
Mimang Tsongdu: Wörtlich „Volksversammlung"; eine Gruppe, die als Reaktion auf die erste tibetische Hungersnot in den späten fünfziger Jahren in Zentraltibet zur Rebellion aufrief.
Monlam Chenmo: Großes Gebetsfest, das jährlich in Lhasa abgehalten wird.
Mudra: Ein Sanskrit-Ausdruck, der Handgesten bezeichnet, die in religiösen Zeremonien verwendet werden; auch heilige

Symbole.
Niu gui she sheng: Chinesischer Ausdruck, der „Kuhdämonen und Schlangengeister" bedeutet; benutzt, um Tibeter zu bezeichnen, die chinesischen Forderungen nicht nachkamen.
Nymgma-Schule: Die älteste der vier Schulen im tibetischen Buddhismus.
OM MANI PADME HUM: Oft übersetzt mit „Heil dem Juwel im Lotus"; das Mantra des Chenrezig, des Bodhisattva des Mitgefühls.
Padmasambhava: Auch als Guru Rinpoche bekannt; Padmasambhava war der indische Heilige, dem die Überbringung des Buddhismus von Indien nach Tibet im siebten Jahrhundert verdankt wird.
Pon: Führer innerhalb des traditionellen tibetischen Systems.
Puja: Opferritual – ein Wort, das für gewöhnlich in hinduistischen Zusammenhängen und innerhalb der tibetischen Gemeinschaften, die jetzt in Südasien beheimatet sind, verwendet wird.
Ridag choekhor: Wörtlich „Hirsch-Dharma-Rad"; dieses tibetisch-buddhistische Symbol besteht aus dem achtspeichigen Rad des Dharma, das auf jeder Seite von einem Hirsch flankiert wird; ist oft als Schmuck auf Klostergiebeln zu finden.
Rinpoche: Hoher Lama.
Rotes Buch: Buch mit Aussprüchen und Redensarten, die Mao Zedong zugeschrieben werden; Pflichtlektüre für alle Häftlinge während der Kulturrevolution, in Deutschland auch „Mao-Bibel" genannt.
Samsara: Sanskrit-Ausdruck für den anfangslosen Kreis von Tod und Wiedergeburt, der vom Leiden geprägt ist.
Sangye: Tibetisches Wort für Buddha.
Shi lei fen zi: Chinesischer Ausdruck, der „Schwarzhut" bedeutet und eine besonders widerständige Gruppe tibetischer Gefangener bezeichnet, der auch Adhe Tapontsang angehörte.

Sichuan-Armee: Die Division der Volksbefreiungsarmee, die schließlich in Kham einmarschierte.
Thamzing: Foltersitzungen, die von der Volksbefreiungsarmee und der Gong An Ju-Polizei in tibetischen Gemeinden abgehalten wurden.
Thangka: Religiöses Gemälde.
Trimpon: Richter oder Rechtsberater; Position, die Adhes Vater Dorje Rapten innehatte.
Tru-zo: Teil der Hochzeitszeremonie, die Adhe durchlebt.
Tsampa: Geröstetes Gerstenmehl; stellt das Hauptnahrungsmittel der meisten Tibeter dar.
Tulku: Inkarnierter Lama.
Viererbande: Gruppe extrem linker chinesischer Anführer, angeführt von Mao Zedongs Frau Jiang Qing; diese Gruppe initiierte die Kulturrevolution.
Volksbefreiungsarmee: Der militärische Flügel der chinesischen Kommunistischen Partei.
Yuan: Chinesische Papierwährung.
Zi-Steine: Seltene gemusterte Steine, die in Tibet sehr beliebt sind.